

Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
im Deutschen Institut für Urbanistik



Aktuelle Beiträge zur Kinder- und Jugendhilfe 100

Wissen, was wirkt!
**Wirkungsforschung
und Evaluation in den
Hilfen zur Erziehung -
Praxiserfahrungen
und Impulse**

Dokumentation der Fachtagung
am 11. und 12. Juni 2015 in Berlin

Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH
Sitz Berlin
AG Charlottenburg – HRB
Geschäftsführer:
Prof. Dipl.-Ing. Martin zur Nedden,
Dr. Busso Grabow

Zimmerstraße 13-15 · D-10969 Berlin
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Telefon 030 39001-136 · Telefax 030 39001-146 ·
E-Mail: agfj@difu.de
Internet: www.fachtagungen-jugendhilfe.de

Die Fachtagung wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert.

Impressum:

Herausgeber:
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH
Zimmerstraße 13-15 · 10969 Berlin

Redaktion, Satz und Layout:
Dörte Jessen
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH, Berlin

Fotos:
Rita Rabe und Jessica Schneider
Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe
Deutsches Institut für Urbanistik gGmbH, Berlin

Dieser Tagungsband wird nicht mehr als Druckfassung aufgelegt. Es besteht die Möglichkeit, Fachbeiträge und Diskussionen herunterzuladen. Leerseiten und Fotoseiten wurden entfernt.

Berlin 2015

ISBN 978-3-88118-556-1

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Eröffnung der Tagung	5
BRUNO PFEIFLE Leiter des Jugendamtes Stuttgart, Vorsitzender des Beirates der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe	
<u>Fachvorträge</u>	
Wie breit ist das Feld? Stand der Wirkungsforschung und ein kleiner Überblick, was alles Evaluation und Wirkungsforschung ist ...	11
PROF. DR. DIRK NÜSKEN Professor für Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum	
„Gott sei Dank haben wir Effekte.“ Evaluation teilstationärer Erziehungshilfen im Projekt PETRA	29
DR. STEFAN RÜCKER Dipl.-Psychologe, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Forschungsgruppe PETRA, Schlüchtern	
Ergebnisse aus dem Projekt „Abbrüche in stationären Hilfen zur Erziehung“ - Positive und negative Wirkindikatoren	39
HEINO MÖLLER Dipl.-Sozialpädagoge, Gestalt-Therapeut, EFQM-Assessor, Fach- und Organisationsberatung, e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung sozialer Dienstleistungen, Velbert	
Was geht? Und geht noch mehr? Empirische Befunde über Gelingensbedingungen, Prozess- und Ergebnisqualität in den Hilfen zur Erziehung	65
DR. MIKE SECKINGER Leiter der Fachgruppe Strukturen der Kinder- und Jugendhilfe, Deutsches Jugendinstitut e. V., München	
Wissen wir, was wir tun? Herausforderungen und Grenzen von Wirkungsanalysen für die Hilfen zur Erziehung	83
PROF. DR. CHRISTIAN SCHRAPPER Erziehungswissenschaftler, Universität Koblenz-Landau, Koblenz	

Arbeitsgruppen

Arbeitsgruppe „Wir waren Teil des Bundesmodellprojektes. Wir arbeiten noch immer so! Wirkungsorientierte Gestaltung der Hilfen zur Erziehung im Landkreis Böblingen“ 99

JÖRG PAULY,

Qualitätsmanager, Verein für Jugendhilfe im Landkreis Böblingen e. V.

WERNER GAUGEL,

Jugendhilfeplaner, Jugendamt Landkreis Böblingen

Arbeitsgruppe „Wirksamkeit teilstationärer Hilfen zur Erziehung am Beispiel eines freien Trägers“ 115

DR. STEFAN RÜCKER

Dipl.-Psychologe, Wissenschaftlicher Mitarbeiter,
Forschungsgruppe PETRA, Schlüchtern

Arbeitsgruppe „Biografieverläufe nach Beendigung stationärer Hilfen zur Erziehung“ 124

CLAUS LIPPMANN

Leiter des Jugendamtes Dresden

Arbeitsgruppe „WIMES – Messung der Wirkung von Hilfen zur Erziehung: Methodik, Datenverarbeitung, Berichte, Benchmarking. Ergebnisse und Erfahrungen aus kooperativer Evaluation bei Kommunen und Einrichtungen“ 128

HEINO MÖLLER

Dipl.-Sozialpädagoge, Gestalt-Therapeut, EFQM-Assessor, Fach- und Organisationsberatung, e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung sozialer Dienstleistungen, Velbert

**Arbeitsgruppe „Eine etwas andere Erforschung unserer Wirkung ...
... Wie weder Zahlen noch Fakten, sondern wirkungsorientiertes Befragen zu einem Praxiskonzept führten** 147

MARKUS TRELLE,

Fachdienstleiter Erziehung und Beratung, Caritasverband Stuttgart e. V.

HARALD KUHRT,

Leiter der Hilfen zur Erziehung Mitte/Nord, Evangelische Gesellschaft e. V. Stuttgart

Literaturhinweise 155

Eröffnung

BRUNO PFEIFLE

Leiter des Jugendamtes Stuttgart, Vorsitzender des Beirates der Arbeitsgruppe
Fachtagungen Jugendhilfe

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

zu unserer Fachtagung „Wissen, was wirkt! Wirkungsforschung und Evaluation in den Hilfen zur Erziehung – Praxiserfahrungen und Impulse“ darf ich Sie hier in Berlin sehr herzlich begrüßen. Ich freue mich sehr, dass so viele den Weg nach Berlin gefunden haben, um gemeinsam dieses Thema zu diskutieren und insbesondere von den Erfahrungen anderer zu profitieren.

Zunächst darf ich mich kurz vorstellen: Mein Name ist Bruno Pfeifle, ich bin inzwischen seit 24 Jahren Leiter des Jugendamtes in Stuttgart und seit einigen Jahren auch Vorsitzender des Beirates der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik, dem Veranstalter dieser Tagung.

In diesem Fachbeirat, der sich zweimal im Jahr trifft, sitzen Praktiker der Jugendämter, der Wissenschaft, aber auch Vertreterinnen und Vertreter der Freien Träger. Den Fachbeirat beschäftigt vor allem die Frage: Was bewegt uns derzeit in der Kinder- und Jugendhilfe, was muss und soll vorangetrieben werden? und selbstverständlich auch die Frage: Was bewirkt die Kinder- und Jugendhilfe mit ihrer Arbeit?

Auf unseren Tagungen in den letzten sieben Jahren haben wir uns zweimal intensiv mit dem Thema „Wirkung der Kinder- und Jugendhilfe“ auseinandergesetzt:

- Im Jahr 2007 unter Überschrift „Mythos wirkungsorientierte Steuerung“,
- im Jahr 2011 hieß der Tagungstitel „Wann ist Heimerziehung für Kinder erfolgreich?“
- und nun heute „Wirkungsforschung und Evaluation in den Hilfen zur Erziehung“.

Sie sehen, unseren Beirat treibt dieses Thema um. Nicht nur, weil wir immer wieder hören und lesen müssen, wie viele Milliarden Euro in die Kinder- und Jugendhilfe jährlich einfließen, ohne das klar ist, ob dieses Geld wirklich etwas bewirkt, sondern weil uns alle, das zeigt auch die hohe Teilnehmerzahl an unserer zweitägigen Tagung, immer wieder die Frage bewegt, ob wir das Richtige tun und dieses richtig.

Als wir diese Tagung konzipierten, war uns zentral wichtig, nicht in eine große theoretische Diskussion der Wirkungsforschung einzusteigen. Wichtig ist uns vielmehr, Erfahrungen aus der Praxis zu hören, um Impulse für unsere Arbeit in den Jugendämtern und bei den Freien Trägern zu bekommen.

Können Sie sich noch an das Bundesmodellprojekt „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“ erinnern? Es wurde im Jahr 2006 vom Bundesministerium ins Leben gerufen und von 2007 bis 2009 an 11 Standorten durchgeführt. Wie Sie wissen, war es das Ziel des Pro-

gramms, die Hilfeerbringung und deren Qualität konsequent auf ihre Wirkungen hin auszurichten.

Wir haben im Vorfeld dieser Veranstaltung alle 11 Standorte angeschrieben und gebeten, uns über die Ergebnisse des Bundesmodellprojekts zu berichten, insbesondere darüber, was in die Praxis implementiert wurde. Mit ganz wenigen Fragen wollten wir wissen, ob sie als ehemaliger Modellstandort auch heute noch mit den im Projekt entwickelten und erprobten Ansätzen, Instrumenten und Verfahren arbeiten. Drei der damals beteiligten Jugendämter haben geantwortet. Ein weiteres Jugendamt hat auf eine Internetseite verwiesen. Ein Jugendamt, und darüber sind wir außerordentlich froh, hat sich bereit erklärt, im Rahmen der heutigen Tagung seine damaligen Ergebnisse vorzustellen und auch darüber zu berichten, wie es in der Zeit danach weiter gegangen ist und was erhalten bleiben konnte.

Gespannt bin ich auf den Vortrag von Herrn Professor Dr. Dirk Nüsken, der im Anschluss an meine kurze Einführung sicherlich noch einmal aus seiner Sicht zu diesem Bundesmodellprogramm etwas sagen wird, war er doch damals intensiv daran beteiligt.

Wenn Sie den Tagungsreader, den Sie erhalten haben, noch heute Abend, morgen auf der Heimreise oder in den nächsten Wochen durchblättern und lesen, werden Sie einen Artikel finden, der heißt „Die Entwicklung der Wirksamkeit – von der technologischen zur sozialarbeiterischen Rationalität.“ Ich gebe zu, der Titel muss jetzt nicht unbedingt die Lust an diesem Artikel wecken, ich persönlich meine allerdings, Sie sollten ihn einmal lesen, und zwar nicht nur, weil ein Jugendhilfeplaner meines Jugendamtes daran beteiligt war.

Wenn ich schon den Tagungsreader erwähne, lassen Sie mich noch eine Bemerkung dazu machen: Was wären unsere Tagungen ohne den Tagungsreader? Es ist eine unglaublich mühevoll, aber überaus lohnende Arbeit für uns, einen solchen Tagungsreader mit den aktuellsten Beiträgen zu unserem Tagungsthema zu bekommen. Der gute Geist hinter diesem Tagungsreader ist unsere Frau Rita Rabe, die heute zum letzten Mal eine Tagung der Arbeitsgruppe Fachtagungen Jugendhilfe begleiten wird. Ich darf heute die Gelegenheit nutzen, auch in diesem großen Rahmen, mich nochmals ganz herzlich für diese tolle Arbeit bei Ihnen, liebe Frau Rabe, zu bedanken und Ihnen alles, alles Gute für Ihren Unruhestand zu wünschen.

Zurück zum Artikel: Er ist für mich wichtig, weil er meines Erachtens zwei Gesichtspunkte gut beschreibt bzw. problematisiert: Einmal die im Artikel sogenannte Wirkungsvariable „Partizipation“ und zum zweiten die Wirkungsdimension „Wert“. Zur Wirkungsvariablen „Partizipation“ haben wir, wie ich glaube, eine sehr interessante Arbeitsgruppe, die AG 6. Hier ist das Thema, wie die Sicht der Betroffenen in ein Praxiskonzept eingebunden werden kann. Bei der Wirkungsdimension „Wert“ sehen die Verfasser des Artikels die Gefahr, dass empirische Ergebnisse – wenn die Diagnose x lautet, dann ist eine bestimmte Vorgehensweise y die wirkungsvollste – zu kurz greift. Zitat: Soziale Arbeit ist nicht nur eine methodische, sondern auch eine moralische und politische Praxis.

In meinen vielfältigen Kontakten mit anderen Jugendämtern, aber auch bei den Tagungen der Arbeitsgruppe Fachtagungen der Jugendhilfe im Deutschen Institut für Urbanistik,

wird immer wieder deutlich, wie wir alle von dem Bedürfnis angetrieben sind, unsere Arbeit ständig zu verbessern, das Richtige zu tun und dieses richtig.

Der Versuch, hier alle Entwicklungen aufzuzählen, wäre zum Scheitern verurteilt. Aber ein paar wenige Beispiele, die mir besonders am Herzen liegen, möchte ich doch erwähnen:

- der systemische Ansatz mit seiner Orientierung an der Lebenswelt der Betroffenen, ihren Ressourcen und ihren individuellen Besonderheiten,
- die systemische Interaktionsberatung, kurz auch als „SIT“ bekannt,
- der Familienrat, als eine konsequente Methode zur Förderung von Partizipation und Stärkung der Eigeninitiative der Betroffenen,
- oder die Entwicklungen hin zu multidisziplinären Teams, um möglichst alle Aspekte in einer Familie wahrzunehmen.

Nicht zuletzt denke ich an die inzwischen doch überall vorhandenen intensiven Vernetzungsstrukturen mit all jenen, die mit Kindern und Jugendlichen in der Gesellschaft zu tun haben – von der Schule bis zu den Krankenhäusern und Kinderärzten.

Wenn ich mir die Entwicklung der Kinder- und Jugendhilfe in den letzten Jahren (fast kann ich schon sagen, in den letzten Jahrzehnten) anschauere, finde ich, dass wir durchaus zufrieden sein können mit dem, was wir alles erreicht haben – und dass wir selbstbewusst unsere qualitativ hohen Standards in der Kinder- und Jugendhilfe nach innen und nach außen vertreten können. Dies heißt aber nicht, dass wir uns nicht auch weiter verbessern können und sollten. Da das Stuttgarter Jugendamt auch ein nicht kleiner stationärer Jugendhilfeträger ist, denke ich derzeit z. B. an den Bereich der „Heimerziehung“.

Zu Beginn hatte ich an unsere Tagung aus dem Jahr 2011 „Wann ist Heimerziehung für Kinder erfolgreich?“ erinnert. Wir haben damals allen Tagungsteilnehmern die Frage gestellt: „Was sind aus Ihrer Sicht Erfolgskriterien für eine gelingende Heimerziehung?“. Die fünf wichtigsten Erfolgs- und Wirkungsfaktoren, die genannt wurden, waren:

1. selbstständiges, eigenverantwortliches Leben,
2. Kooperation und Partizipation zwischen den Beteiligten, vor allem zwischen Erzieherinnen und Eltern,
3. positive verlässliche Bindung zwischen Betreuerinnen und Kind/Jugendlichen,
4. Heim als zu Hause erleben,
5. professionelles Handeln und qualifiziertes Personal.

Ich möchte nur auf das 1. Erfolgskriterium eingehen. Damit haben die Teilnehmerinnen und Teilnehmer zum Ausdruck gebracht, dass das wichtigste Erfolgskriterium die Befähigung der Heimbewohner zu einem selbstständigen und eigenverantwortlichen Leben ist. Aber: Was wissen wir von unseren Heimkindern, nachdem sie unsere Einrichtungen verlassen haben?

Wir versuchen in Stuttgart gerade, ein Projekt aufzulegen, das die Überschrift hat: „Gründung eines Ehemaligenrats“. Wir versuchen, ehemalige Heim- und Pflegekinder, die in Kinderhäusern, Wohngruppen und Pflegefamilien vom Jugendamt Stuttgart betreut wurden, in einen Ehemaligenrat zusammen zu bringen. Wir wollen ehemalige Heim- und Pflegekinder zu ihren Erfahrungen während ihres Aufenthalts bei uns befragen, zum Beispiel:

- Wo waren sie in den Gruppenalltag mit einbezogen?
- Partizipation – was wurde umgesetzt?
- Was sollte die Abteilung beachten, um die Kontakte der Kinder und Jugendlichen untereinander zu fördern?
- Wie war die Unterbringung von Geschwisterkindern?

Ich glaube, dass dieses Projekt – auch ggf. mit Unterstützung der Wissenschaft – noch einige Hinweise über die „Wirkung“ und die Weiterentwicklung unserer Arbeit im stationären Bereich der Jugendhilfe geben könnte.

Und nun freue ich mich auf das Referat von Herrn Professor Dr. Dirk Nüsken „Wie breit ist das Feld? Stand der Wirkungsforschung und ein kleiner Überblick, was alles Evaluation und Wirkungsforschung ist ...“.

Lieber Herr Professor Nüsken, Sie haben das Wort!

Wie breit ist das Feld?

Stand der Wirkungsforschung und ein kleiner Überblick, was alles Evaluation und Wirkungsforschung ist

PROF. DR. DIRK NÜSKEN

Professor für Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, Evangelische Fachhochschule
Rheinland-Westfalen-Lippe, Bochum

Vorbemerkungen

Lassen Sie mich eingangs etwas zu den in der Einladung dieser Tagung angedeuteten Aspekten sagen.¹ Dort heißt es: „Die Frage ist: Erzielen wir mit den ‚Hilfen zur Erziehung‘ überhaupt eine Wirkung?“ Als ich diese Frage las, spürte ich den damit ausgesprochenen tiefen Selbstzweifel einer Profession – und das nach 20/30 Jahren ernst zu nehmender Evaluation und Wirkungsforschung in der Kinder- und Jugendhilfe, die ich zum Teil selbst mit begleitet habe.

Weiter heißt es: „35 Milliarden Euro werden jährlich für Jugendhilfe ausgegeben, aber kaum nach deren Wirkungen gefragt.“ Es geht also um Ausgaben! Was aber ist eine Ausgabe? Nun, ich habe nachgeschaut: Eine Ausgabe ist eine grundlegende Steuerungsgröße in kameralistischen, öffentlichen Haushalten, Ausgaben sind die von haushaltsführenden Stellen zu erbringenden Geldleistungen, die im Haushaltsjahr voraussichtlich kassenwirksam werden.² Das ist zunächst einmal nichts Schlimmes – oder? Ausgaben finden wir staatlicherseits in sehr vielen Bereichen, nicht nur in der Jugendhilfe, auch in der Sozialhilfe, in der Altenhilfe, in der Kunst, in der Kultur und in der Rüstungspolitik. Gerade wurde beschlossen, mehrere Milliarden Euro für ein neues Luftabwehrsystem der Bundeswehr auszugeben. Ausgaben sind etwas ganz Natürliches staatlichen Handelns.

Angeführt wird ferner: „Immer mehr wird auch in die Hilfen zur Erziehung investiert, ohne so richtig zu wissen, was z. B. in der Folgezeit mit den Kindern und Jugendlichen passiert.“ Es geht also nicht nur um Ausgaben, sondern um eine Investition. Investition (lateinisch: *investire* = einkleiden), ist eine Kapitalanlage, die Verwendung finanzieller Mittel, um damit Vermögen durch Erträge zu vermehren und als Teil von Geschäftsprozessen die Gewinne zu steigern.³ Sollen mit Ausgaben in der Kinder- und Jugendhilfe also Gewinne gesteigert werden? Und wenn ja: Wessen denn? Ist hier somit plötzlich sogar eine Nähe zu humankapitalorientierten Ansätzen spürbar? Da stellt sich dann ja früher oder später die Frage: Bei wem und wann lohnt sich eine solche Investition und bei wem oder wann nicht?

Schließlich wird darauf verwiesen: „Forschungsergebnisse sind deshalb wichtig, aber mehr noch deren praktische Umsetzung.“ Als Wissenschaftler musste ich auch hier ein wenig stutzen. Die Forderung nach praktischer Umsetzung von Forschungsergebnissen stellt schließlich eine nicht zu unterschätzende Herausforderung dar. Das Verhältnis von

¹ Tagungsprogramm unter www.fachtagungen-jugendhilfe.de

² vgl. Heller, R.F. (2010): Haushaltsgrundsätze für Bund, Länder und Gemeinden, S. 154

³ vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Investition>

Forschung zur Praxis ist doch dadurch gekennzeichnet, dass wir auf der einen Seite Forschung mit einem Erkenntnisinteresse, mit abstrahierenden Schlüssen vorfinden, die immer auch interpretierbar sind, Praxis aber unmittelbaren Handlungszwängen unterliegt und Entscheidungen im Einzelfall für das Kind/den Jugendlichen, für die Eltern erzielen muss. Wissenschaftliche Erkenntnis prallt also auf Handlungswissen. Die Suche nach Gültigkeit wird konfrontiert mit der Nützlichkeits-erwartung der Praxis. Wir haben es also mit einer Differenz zu tun, die nicht prinzipiell aufzulösen ist, da wir nicht gleichzeitig Praxisprobleme lösen und sozialwissenschaftliche Erkenntnisse gemäß der einschlägigen Gütekriterien befördern können – oder wie es im Abschlussbericht des Bundesmodellprogramms zur Wirkungsorientierung heißt: „Wie im einzelnen Fall die sozialpädagogische Hilfe ausgestaltet werden sollte, kann daher nicht durch sozialwissenschaftliche Forschung beantwortet werden. Die Hilfe im Einzelfall ist nach wie vor gemeinsam mit den AdressatInnen auszuhandeln, zu finden und zu erbringen und bedeutet für professionelles Handeln in der Jugendhilfe damit die notwendige Relationierung von Wissensformen (Dewe/Otto 2001). Allerdings gehört das Wissen um Wirkungsmechanismen und relevante Kontexte in einer modernen Jugendhilfe in den Wissensfundus professioneller Entscheidungen und fachpolitischer Bewertungen.“⁴

Ein nicht leichtes Aufgabenpäckchen haben uns die Veranstalter damit geschnürt, aber wir nehmen es gerne an.

Eine weitere Vorbemerkung greift noch einmal den Koalitionsvertrag der aktuellen Bundesregierung auf. Auch hier finden wir entsprechende Spuren des Tagungsthemas. Es geht darum, dass die Bundesregierung den Anspruch hat: „Die Kinder- und Jugendhilfe soll auf einer fundierten empirischen Grundlage in einem sorgfältig strukturierten Prozess zu einem inklusiven, effizienten und dauerhaft tragfähigen und belastbaren Hilfesystem weiterentwickelt werden. Dazu gehören geeignete Finanzierungsmodelle für systemische Unterstützungsformen (z. B. an den Schnittstellen von SGB VIII, SGB XII und Schulträgern). Wir brauchen starke Jugendämter und eine funktionierende Partnerschaft mit der freien Jugendhilfe. Wir werden daher die Steuerungsinstrumente der Jugendämter deutlich verbessern und gleichzeitig die Rechte der Kinder und ihrer Familien sicherstellen sowie sozialraumorientierte und präventive Ansätze verfolgen. Dazu wollen wir mit Ländern, Kommunen und Verbänden in einen Qualitätsdialog treten und uns über die Weiterentwicklung in wichtigen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe verständigen.“⁵

Ein Aspekt macht mich dabei immer stutzig. Um das Ganze zu bewältigen, heißt es: „Wir brauchen starke Jugendämter ...“ Ich frage mich, was damit gemeint ist. Bedeutet das, wir brauchen *endlich* starke Jugendämter? Brauchen wir endlich auch stark mit Ressourcen ausgerüstete Jugendämter, die ihren Aufgaben nachkommen können? Oder soll das so ein vorbereitender Satz sein, den wir aus Ankündigungen kennen wie: „Junge, du musst jetzt ganz stark sein.“ Und danach folgt dann die unangenehme Botschaft, auf deren Empfang die eingeforderte Stärke vorbereiten soll?

⁴ Albus et al. 2010 S. 167

⁵ Deutschlands Zukunft gestalten – Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD, 18. Legislaturperiode, S. 99

Schließlich haben wir es mit einem aktuellen Thema zu tun, angesichts der Berichte in den Medien der letzten Tage und Wochen („Mit Kindern Kasse machen?“ Misshandlungen im ‚Friesenhof?‘). Nicht nur, aber insbesondere in Nordrhein-Westfalen sind zwei Stellen in einem Jugendamt freigeworden. Ein Träger individualpädagogischer Maßnahmen muss sich mit seinen Geschäftskonzepten konfrontieren lassen. Isolation, Schläge und Demütigungen sind zudem aus Schleswig-Holstein bekannt geworden, es droht eine „Haasenburg 2“. Wir sehen leider, dass angesichts dieser öffentlichen Aufmerksamkeit für die Kinder- und Jugendhilfe oftmals „schwarze Schafe“ oder Skandale herausgegriffen werden. Über die Dimensionen vermag ich nicht zu urteilen. Das Problem ist aber, dass durch die mediale Aufmerksamkeit und die entsprechenden Forderungen nach mehr Kontrolle ein System insgesamt leicht in Frage gestellt wird und damit auch die vielen professionell und achtsam wirkenden Fachkräfte und Träger in Verruf geraten. Über Gelingendes wird in dieser Breite jedoch nie berichtet. Auch vor diesem Hintergrund nun zum Thema des Vortrages.

1. Wie breit ist das Feld? Chancen und Herausforderungen der Evaluation und Wirkungsforschung in den Hilfen zur Erziehung

Zum Einstieg soll ein Beispiel außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe dienen, nämlich der Blick auf die Wirkungen anderer psychosozialer Dienstleistungen. Seit mehreren Jahrzehnten wissen wir aus dem Feld der Psychotherapie, dass Therapie wirkt. Entsprechende Metaanalysen von Längsschnitt- und Vergleichsstudien weisen darauf hin, dass die Wirkung zu etwa 80 Prozent festgestellt werden kann.⁶ Das heißt, 80 Prozent der Menschen, die sich in einen therapeutischen Prozess begeben, geht es im Anschluss an diesen Prozess besser als zuvor, relativ unabhängig allerdings von der Art der Therapie (Psychoanalyse, Verhaltenstherapie, kognitive oder klientenzentrierte Therapie usw.). In der psychotherapeutischen Forschung spricht man angesichts dessen vom sogenannten „Dodo-Verdikt“. Dodo ist ein Vogel aus der Geschichte von Alice im Wunderland. Hier wird geschildert, dass sich die Tiere zu einem verrückten Wettlauf auf den Weg machen. Ein jedes Tier rennt los, dort, wo es gerade steht, und spurtet zu einem Ziel, das es sich aus sucht. So ist es am Ende nicht ganz leicht, einen Sieger dieses Wettrennens zu bestimmen. Während die anderen Tiere noch verhandeln, sagt Dodo, der Vogel: „Ich hab’s! Alle haben gewonnen und alle bekommen einen Preis!“

Mindestens ebenso interessant wie diese vergleichsweise hohe Unabhängigkeit von der Art der Psychotherapie ist es, dass wir bezogen darauf relativ gesichert für die Psychotherapie von den „großen Vier“⁷ als Wirkungsfaktoren sprechen können (**Abbildung 1**)⁸:

⁶ Smith, M.L./Glass, G.V./Miller, T. (1980): The benefits of psychotherapy. Baltimore

⁷ Lambert 1992, S. 97

⁸ Lambert, M.J. (1992): Implications of outcome research for psychotherapie integration. In: Norcross, J.C./Goldstein, M.R. (eds.): The Handbook of Psychology/Integretion, New York, p. 94-129



Abbildung 1

Etwa 40 Prozent der Wirkung einer Psychotherapie lassen sich demnach durch die Faktoren der Klienten selbst aufzeigen. Das heißt, es ändert sich etwas im Leben der Klienten: eine neue Arbeitsstelle, eine neue Wohnung, eine neue Partnerschaft oder die Beendigung einer Partnerschaft, ein Kind wird geboren oder ein Kind verlässt den Haushalt usw., Dinge, die mit der Therapie als solche sehr wenig zu tun haben. Etwa 30 Prozent der Wirkung lassen sich durch die Beziehung zwischen Therapeuten/Therapeutin und Klient/in erklären. 15 Prozent sind schlicht Placebo und Erwartungen. Die Wirkung erklärt sich also allein darüber, dass der Patient sich aufgemacht hat und die Therapie besucht. Lediglich 15 Prozent erklären sich durch Methoden und Techniken.

Nun ist die Psychotherapie nicht unser Feld, aber die Fragen stellen sich natürlich auch in der Erziehungshilfe: Helfen Leistungen der Erziehungshilfe? Wodurch bzw. wann helfen sie? Gibt es auch hier so etwas wie die „großen Vier“? Was sind Ihre Erfahrungen dazu?

2. Evaluation von Hilfen zur Erziehung in bisherigen Studien zur Erziehungshilfe

Wenn man sich verschiedene Studien zur Erziehungshilfe seit den 1950er-Jahren ansieht, kann man mit Blick auf Ergebnis und Wirkungsevaluationen etwa vier verschiedene Studien-Typen ausmachen, die sich in vorliegenden deutschsprachigen Studien zeigen.⁹

⁹ vgl. Böttcher, W./Nüsken, D. (2014): Evaluation und Evaluationsforschung in den Hilfen zur Erziehung. In: Macsenaere, Michael/Esser, Klaus/Knab, Eckhart/Hiller, Stephan (Hrsg.): Handbuch der Hilfen zur Erziehung. Freiburg i. Br. S. 582-591

Typ 1 - Lebensbewährungsstudien

Ein Typus ist der der sogenannten **Lebensbewährungsstudien**. Beispiele dafür sind: Pongratz/Hübner „Lebensbewährung nach öffentlicher Erziehung“ 1959, Neumann „Heimerziehung und Kriminalität“ 1975, Raitel/Wollensack „Ehemalige SOS-Kinderdorfkinder heute – Eine Untersuchung zur Lebensbewährung“ 1980. Diese Studien zeichnen sich dadurch aus, dass sie nach der Bewährung im Leben der jungen Menschen im Anschluss an eine Erziehungshilfe fragen. Die klassischen Bewährungskriterien dazu sind:

- Legalbewährung,
- gesellschaftliche Bewährung,
- Familiengründung (Fragestellung vor allem in den 1950er-Jahren),
- soziale Bewährung (gehen sie einer Arbeit nach?).

Mit diesem Blick hat man fünf, zehn oder mehrere Jahre später auf die „Ergebnisse“ der Erziehungshilfe geschaut und die normative Bewährung im Leben der Gesellschaft in den 1950er- bis 1980er-Jahren unter solchen Aspekten erfragt und versucht, Schlüsse daraus zu ziehen, ob die Erziehungshilfe zu einer solchen Bewährung beigetragen hat. Die Schwierigkeit einer solchen Studie liegt auf der Hand: Ob jemand fünf, zehn oder 15 Jahre nach dem Ende einer Erziehungshilfe über eine Arbeitsstelle verfügt oder nicht, kann allenfalls nur sehr bedingt an dem Einfluss der Erziehungshilfe festgemacht werden.

Typ 2 - Studien zur Lebenssituation

Die Studien zur Lebenssituationen begegnen uns vor allem in den 1980er-Jahren, zum Beispiel: Dokumentation der Lebenslagen ehemaliger Heimkinder (aus Sicht der Mitarbeiter): ISA z. B. „Die Situation heimentlassener Jugendlicher und junger Erwachsener“ 1984, Bieback-Diel „Die berufliche und soziale Situation heimentlassener Jugendlicher und junger Erwachsener“ 1983.

Anders als die Lebensbewährungsstudien gehen solche Studien mit einem offeneren Blick auf die Lebenssituation von jungen Menschen am Ende oder in einem gewissen zeitlichen Abstand nach Beendigung der Heimerziehung ein. Sie fragen danach, in welchen Lebenssituationen sich die jungen Menschen befinden, zum Beispiel, inwieweit die gesellschaftliche Integration geglückt ist, ob sie über einen eigenen Freundeskreis verfügen und falls nicht, was die Erziehungshilfe vorher hätte tun können, damit sie heute darüber verfügen – so zumindest Schlussfolgerungen aus der Studie von Bieback-Diehl, die nicht zuletzt zur Entwicklung von Nachbetreuungssettings, von Entlassungsvorbereitung und betreuten Wohnformen, wie wir sie heute für die jungen Volljährigen vorfinden, beitragen.

Typ 3 - Hilfeverlaufsstudien

In solchen Studien werden Leistungen der HzE in Beziehung zur Vorbelastung gesetzt: z. B. BMFSFJ „Leistungen und Grenzen von Heimerziehung“ 1998, Bürger „Heimerziehung und soziale Teilhabechancen“ 1990, BMFSFJ „Effekte erzieherischer Hilfen und ihre Hintergründe“ 2002. Diese unterscheiden sich insofern von den ersten beiden Typen, als hier Hilfeverläufe abgebildet werden. Das heißt, die Situation zu einem Zeitpunkt vor der

Hilfe, während der Hilfe und am Ende der Hilfe, teilweise auch katamnestic nach der Hilfe wird erfragt und es wird versucht, die Entwicklungen bei den Kindern, den Jugendlichen und der Familie in dieser Zeit nachzuzeichnen. Die Studien können damit durchaus einen Einblick in Entwicklungszusammenhänge im zeitlichen Verlauf der Erziehungshilfe geben.

Solche Studien nennen sich mitunter „Wirkungsstudien“. Ob die Entwicklungen, die hier nachgezeichnet werden, tatsächlich ein Resultat einer mittleren, guten oder besseren Erziehungshilfe ist, muss aufgrund des Designs dieser Verlaufsstudien zuweilen jedoch offen bleiben.

Typ 4 - Wirkungsevaluation

Neuerdings, beginnend mit dem Bundesmodellprogramm Wirkungsorientierte Jugendhilfe (2009), aber auch der InHaus-Studie (2011) und der ABiE-Studie (2012), gibt es Wirkungsevaluationen, die sich nicht nur Veränderungen im Zuge der zeitlichen Leistungserbringung widmen, sondern nach dem Ausmaß von Veränderungen im Kontrollgruppenvergleich und z. T. gar bewusst nach Wirkfaktoren fragen, also danach: *Was wirkt eigentlich, welche Faktoren waren für die ermittelten Ergebnisse verantwortlich?* Konkret geht es dann z. B. um Unterschiede zwischen den Gruppen oder Modellstandorten, die in solchen Designs arbeiten und um die Unterschiede zu außerhalb des Modellprojektes „normal“ agierenden Standorten. Die ABiE-Studie fragt beispielsweise danach, was in Hilfen passiert, die zum Abbruch führen, im Vergleich zu Hilfen, die plangemäß abgeschlossen werden.

Erstes Zwischenfazit:

Alle diese Studien weisen Erfolge der Hilfen zur Erziehung aus. Falls Sie nach einer Anhaltmarke fragen, so ist es durchaus akzeptabel darauf hinzuweisen, dass bei aller Unterschiedlichkeit, die diese Studien aufweisen, eine ganze Reihe von ihnen erfolgreiche Hilfen im Bereich von 60 Prozent oder zwei Drittel verorten. Das ist insofern erstaunlich, da eine Studie aus den 1950er-Jahren eine völlig andere Hilfepraxis betrachtet und Erfolge mit anderen Kriterien bemisst als eine Studie aus dem Jahr 2002.

Es ist kein jedoch statistischer Vergleich dieser Studien möglich, weil wir es mit Veränderungen der Problembelastungen von Kindern, Jugendlichen und Familien zu tun haben. Wir schauen heute mit anderen Indikatoren, beispielsweise mit Aspekten der Verwirklichungschancen und nicht der normativen Lebensbewährung, auf Erfolge von Hilfen zur Erziehung. Die gesetzlichen Grundlagen haben sich zudem verändert und verändern sich kontinuierlich und damit auch die Praxis der Kinder- und Jugendhilfe. Dazu kommen die bereits erwähnten veränderten Bewertungskriterien und Blickwinkel.

2.1 Chancen und Herausforderungen der Forschung nach wirkungsvollen Hilfen zur Erziehung

Eine grundsätzliche Herausforderung der Forschung nach wirkungsvoller Erziehungshilfe ist die Fragestellung, ob wir es eigentlich mit Entwicklungen oder Wirkungen zu tun haben. Das Dilemma zeigt sich darin, dass es einerseits selbstverständlich ist, dass mit jeder pädagogischen Intervention Wirkungen intendiert werden und dass es nachvollziehbar

ist, die Effekte pädagogischer Arbeit aufzuzeigen. Andererseits ist es sehr schwierig, Wirkungen empirisch aufzuzeigen.

Fragen Sie eine Erzieherin in einer Wohngruppe oder einen Sozialpädagogen in einer Sozialpädagogischen Familienhilfe (SPFH), warum sie oder er etwas Bestimmtes mit einer Familie oder einem Jugendlichen tut oder unterlässt. Selbstverständlich haben die Fachkräfte eine Idee davon, dass durch ihr Tun oder Unterlassen eine Förderung oder eine positive Entwicklung angeregt wird. Ohne eine solche Vorstellung von Beiträgen zur guten Entwicklung ließe sich pädagogisch nicht sinnvoll arbeiten.

Auf der anderen Seite ist es wissenschaftlich gesehen sehr schwierig und komplex, Effekte pädagogischer Arbeit aufzuzeigen. Das hängt nicht nur mit dem von Luhmann und Schorr skizzierten Technologiedefizit zusammen. Eine Herausforderung besteht darin, dass Wirkungen personenbezogener Dienstleistungen in hohem Maße von den Adressaten beeinflusst werden. In einer nicht-personenbezogenen Dienstleistung, etwa in einer KFZ-Werkstatt, muss man als Kunde, als Nutzer der Dienstleistung nicht bei der Reparatur mithelfen, man muss nicht mal dabei sein. Ganz anders sieht es im Ko-Produktionsverhältnis im Sozial- und Bildungswesen aus, wo nicht nur das Dabeisein, sondern die echte Beteiligung, das Sich-Einlassen, die Motivation, die Bereitschaft und Fähigkeit der Nutzer gefragt ist.

Auf die Erziehungs- und Sozialisationsprozesse von Kindern und Jugendlichen wirkt ferner eine Vielzahl von Variablen ein. Ob denn die verbesserten Matheleistungen eines zwölfjährigen Mädchens aus einer Wohngruppe tatsächlich auf die mittwochnachmittägliche Nachhilfe, die seit einigen Wochen in der Gruppe läuft, zurückzuführen ist, oder ob es nicht der „süße“ und charmante Mathelehrer ist, der die Klasse übernommen und einen ganz anderen „Draht“ zu diesem Mädchen gefunden hat – wer will das im Einzelfall so genau wissen und beurteilen?

Erreichte Erziehungsziele können zudem nichtintendierte Folgen, „Nebenwirkungen“ nach sich ziehen. Ich war einige Zeit lang selbst in der Jugendsozialarbeit, in berufsvorbereitenden Projekten für junge Menschen tätig und lernte dabei bei einigen Trägern Projekte kennen, die es mit sehr restriktiven Maßnahmen durchaus geschafft haben, dass die jungen Menschen morgens um halb 8 Uhr in der Werkstatt standen. Ihnen wurde Geld gekürzt oder sie mussten Zeiten nacharbeiten, verloren Vergünstigungen u. ä. Ob sie auf diesem Weg mit solchen restriktiven Regeln aber Selbstständigkeit und Selbstverantwortung lernen, die sie im späteren Berufsleben brauchen, wage ich zu bezweifeln.

Die genannten Herausforderungen für Wirkungsevaluationen sind deshalb wichtig zu benennen, weil wir im Sozial- und Bildungswesen nicht oder kaum von ursächlichen Wirkungszusammenhängen sprechen können. Die Arbeit mit Menschen ist kein einfaches, triviales Programm wie das Backen eines Kuchens. Es ist nicht einmal ein komplexes Programm wie die Mondlandung. Es ist ein multikomplexes, unbestimmtes und von vielen Variablen abhängiges Programm, dessen Ausgang bei allem Wissen und Können am Ende immer unbestimmt bleibt. Es verwundert mich deshalb nicht, dass wir manchmal in der Erziehungshilfe auf Fälle stoßen, in denen ein hohes Maß an Professionalität der Fachkräfte bei freien und öffentlichen Trägern vorzufinden ist, bei denen eine gute Ressourcenausstattung vorlag und in denen trotzdem keine gute Entwicklung im Leben

der Kinder und Jugendlichen zu verzeichnen ist. Das Gegenteil kommt ebenfalls vor: Hilfen, die unter Qualitätsgesichtspunkten nicht gut aussehen, aber das Kind oder eine Familiensituation sich prächtig entwickeln.

Einblicke in die Wirkungsforschung

Wirkungen sozialer Dienstleistungen lassen sich also nicht ursächlich, sondern lediglich wahrscheinlichkeitstheoretisch bestimmen¹⁰, und zwar durch:

1. Systematische Reviews bzw. Metaanalysen (von randomisierten Kontrollstudien),
2. Randomisierte Kontrollstudien (Experimentalstudien),
3. Quasi-Experimentalstudien.

Kontroll- und Experimentalstudien lassen sich anhand einer Skizze zum sogenannten „Ziegenproblem“ verdeutlichen. Stellen Sie sich vor, Sie sind Kandidat in einer Wettschau im Fernsehen. Am Ende dürfen Sie zwischen drei noch verschlossenen Türen eine auswählen. Der Moderator sagt Ihnen, dass sich hinter zwei Türen eine Ziege befindet, das sei der Trostpreis. Hinter einer der Türen steht ein Auto, das wäre der Hauptgewinn. Nehmen wir an, Sie entscheiden sich für Tür 1. Der Moderator öffnet daraufhin Tür 3, um Ihnen zu zeigen, dass hinter dieser Tür eine Ziege steht. Dann fragt er Sie, ob Sie bei Tür 1 bleiben oder noch einmal wechseln wollen. Was tun Sie? Wahrscheinlichkeitstheoretisch ist es klüger zu wechseln, denn es gibt umfangreiche mathematische und philosophische Erklärungen dafür. Sie erhöhen die Wahrscheinlichkeit auf einen Gewinn mit einem Wechsel auf zwei Drittel, während Ihre ursprüngliche Tür ein Drittel der Gewinnchance hatte.

Ich bringe dieses Beispiel, weil wir durchaus mit bestimmten Verfahren über die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges oder einer Wirkung etwas aussagen können. Im derzeit noch diskutierten Mainstream, zumindest in US-amerikanischen Studien, sind solche wahrscheinlichkeitstheoretischen Bestimmungen durch mathematische Reviews und Metaanalysen von randomisierten Kontrollstudien, das heißt durch Zufall ausgewählte Kontroll- und Experimentalstudien, sowie Quasi-Experimentalstudien möglich.

In solchen Studien wird folgendermaßen vorgegangen (**s. Abbildung 2**):

Sie untersuchen die Adressaten zu einem Zeitpunkt T 1, d. h. vor Beginn der Maßnahme „M“, z. B. einer Tagesgruppe, nach gewissen operationalisierten Kriterien, etwa das Erziehungsverhalten der Eltern und die (sozialen oder sprachlichen) Kompetenzen der Kinder. Am Ende der Tagesgruppe oder eine gewisse Zeit nach Beendigung legen Sie die gleichen Untersuchungskriterien noch einmal an und schauen, ob eine Veränderung festzustellen ist. Soweit hätten wir es mit einer Verlaufsstudie zu tun, womit wir eine Veränderung oder auch keine Veränderung im zeitlichen Verlauf belegen können. Ob diese Veränderungen aber mit der Maßnahme „M“ (der Tagesgruppe) im Zusammenhang stehen, können wir jedoch erst dann ermitteln, wenn wir gleichzeitig externe Einflüsse vor,

¹⁰ vgl. AGJ (Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (Hrsg.) (2007): Zum aktuellen Diskurs um Ergebnisse und Wirkungen im Feld der Sozialpädagogik und Sozialarbeit - Literaturvergleich nationaler und internationaler Diskussion. Expertise von Otto, H. U. u. a. Berlin; McNeece, C./Thyer, B. 2004: Evidence-Based Practice and Social Work. In: Journal of Evidence-Based Social Work, 1, p. 7-25. Binghamton, NY

isolieren, sie bekommen alle das Gleiche zu essen, haben alle den gleichen Tag-Nacht-Rhythmus und die gleiche Anzahl von Außenkontakten, um eine Vergleichbarkeit herzustellen.

Insofern haben es die Naturwissenschaftler relativ einfach. In einer lebensweltorientierten, auf die Akzeptanz der Adressaten angewiesenen Sozialpädagogik sind solche Studien kaum möglich bis unmöglich, nicht zuletzt aus ethischen Gesichtspunkten.

In der angesprochenen Evidenzhierarchie fehlen Befragungen von erfahrenen Experten, Fallstudien, biografische Studien, narrative Erzählungen und Ehemaligenbefragungen oder sie bilden die unterste Stufe mit der geringsten Evidenz. Hintergrund dafür ist, dass solchen Forschungszugängen aus dem Verständnis naturwissenschaftlich-vergleichender Forschung keine Akzeptanz entgegengebracht wird, etwas über Wirkungen aussagen zu können. Mittlerweile werden insbesondere unter dem Begriff der „Mixed Methods“ jedoch Abweichungen von dieser starren Hierarchie deutlich. Anstatt einer zweidimensionalen Evidenzhierarchie entwickelten Tomlin und Borgetto (2011) dementsprechend das Modell der dreidimensionalen Forschungspyramide, in der experimentelle Studien, Outcome-Studien und qualitative Studien die drei Seiten der Pyramide und entsprechende Metaanalysen die gemeinsame Spitze bilden.¹² Eine entsprechende grafische Darstellung findet sich unter:

http://www.pugetsound.edu/files/resources/3537_ResearchPyramid08Feb11.pdf

Die Autoren wollen damit aufzeigen, dass es einen Wert hat, auch qualitativ nach Wirkungen und Erfolgen zu fragen, insbesondere, weil sich hierüber Kontextfaktoren und komplexe Lebenssituationen beleuchten lassen und damit die Frage in den Blick geraten kann: Nicht nur „Was wirkt?“, sondern auch: **„Was wirkt für wen unter welchen Bedingungen?“**¹³

An dieser Frage sollte auch die Praxis interessiert sein. Stellen Sie sich vor, man würde belegen können, dass wir mit einer bestimmten Form der Erziehungshilfe oder der SPFH bei bestimmten Familien eine Erfolgswahrscheinlichkeit von 60 Prozent haben. Jetzt sitzt aber Frau X vor Ihnen und ob Frau X zu den 60 Prozent gehört oder zu den 40 Prozent, das wird Ihnen die Forschung so schnell nicht sagen können, wenn Sie nur über solche Wahrscheinlichkeiten verfügen. Wenn Sie aber wissen, dass die Kontexte von Frau X mit Studien vergleichbar sind, in der eine solche Lebenssituation untersucht wurde, kann Ihnen dieses Wissen zu einer Entscheidung verhelfen, Frau X eine bestimmte Leistung zu empfehlen. Als professionell agierende Fachkraft können sie die schlussendliche Entscheidung aber nur unter Akzeptanz von Frau X treffen. Bräuchte man diese komplexen und unter Ungewissheitsbedingungen zu erbringenden Entscheidungsprozesse und das Werben um Akzeptanz jedoch nicht, bräuchten man auch keine pädagogischen Fachkräfte mehr, dann reichten „Sozialvollzugsangestellte“, die einfach in eine Tabelle schauen, wie in einigen Verfahren üblich: Bei den Problembereichen A und B kommt Maßnahme F in Frage.

¹² Tomlin, G./Borgetto, B. (2011): Research Pyramid: A New Evidence-Based Practice Model for Occupational Therapy. In: American Journal of Occupational Therapy, March/April 2011, Vol. 65, 189-196.

¹³ AGJ (Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (Hrsg.) (2007): Zum aktuellen Diskurs um Ergebnisse und Wirkungen im Feld der Sozialpädagogik und Sozialarbeit - Literaturvergleich nationaler und internationaler Diskussion. Expertise von Otto, H. U. u. a. Berlin, S. 17

Zweites Zwischenfazit

- Wirkungen sozialer Dienstleitungen lassen sich empirisch im Sinne von Wahrscheinlichkeiten, aber kaum ursächlich bestimmen.
- Diese Wirkungsbestimmungen sind empirisch anspruchsvoll und dennoch in der Nutzung der Ergebnisse teilweise limitiert, weil sie sich nur auf sehr standardisierte Leistungen beziehen können.
- In der wirkungsorientierten Gestaltung von sozialen Dienstleistungen in der Praxis sind derartig anspruchsvolle Wirkungsbestimmungen nicht realisierbar. Welcher freie Träger oder welches Jugendamt kann dauerhaft eine Forschungsabteilung unterhalten, die solche Ergebnisse erzielen kann, die dann zudem für das alltägliche Handeln in ihrer Aussagekraft stets limitiert sind?

2.2 Wirkfaktoren: Der bisherige Stand der Empirie

Zu dieser Frage beziehe ich mich zunächst auf: Wirkungsorientierte Jugendhilfe Band 03. Wirkungen erzieherischer Hilfen — Metaanalyse ausgewählter 11 Studien Dr. T. Gabriel, S. Keller und T. Studer. ISA (Hrsg.).¹⁴

In den meisten Studien, die bislang vorliegen, haben wir es mit einer Dominanz der expertenbezogenen Perspektive zu tun, weil Akten analysiert und Fragebögen erstellt werden, die von den Fachkräften angelegt wurden, und Interviews von den Profis durchgeführt wurden. Viele Effekte beruhen bei näherer Betrachtung eher auf Einschätzungen und nicht auf Messungen. Bei sogenannten Messungen ist zudem die disziplinäre Einbettung zu beachten, das heißt die Disziplin im Hintergrund, die die Erfolgsfaktoren bestimmt. Außerdem ist der Zeitpunkt der Betrachtung relevant. Ob eine Erziehungshilfe langfristig zu einem guten Leben von Kindern, Jugendlichen und Familien beiträgt, dürfte im letzten Hilfeplangespräch in der Regel noch nicht festzustellen sein.

Ergebnisse quantitativer Studien

Die Chance einer effektiven Hilfe ist sechsmal höher, wenn fachliche Standards berücksichtigt werden. Besonders wichtig scheinen dabei eine sorgfältige individuelle Hilfeplanung und der Einbezug der Erziehungsberechtigten zu sein (Jule-Studie).

61,1 Prozent der stationären Erziehungshilfen von unter einem Jahr zeigen eher negative Entwicklungen, während 77,6 Prozent der stationären Erziehungshilfen von über einem Jahr deutlich positive Entwicklungen der jungen Menschen ermöglichen (Jule-Studie).

Institutionen, die sich aus einer klinischen Perspektive auf die Auffälligkeiten des Kindes beziehen, haben die größte Chance auf Erfolg hinsichtlich der Reduktion der Symptomatik beim einzelnen Kind (JES-Studie). Hier ist es wichtig, die disziplinäre Einbettung zu betrachten. Hinter der JES-Studie und dem sogenannten Ressourcenaufbauindex und Defizitabbauindex liegen entsprechende Skalenmodelle, die durch die ICD-10-Verfahren gedeckt sind. Daher ist es nicht erstaunlich, dass in einer Studie, die mit diesen Verfahren arbeitet, eine klinische Perspektive einen höheren Erfolg erzielt.

¹⁴ http://www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/seiten/material/wojh_schriften_heft_3.pdf

Kindbezogene Veränderungen sind im Rahmen von Heimerziehung besser zu erzielen als elternbezogene (JES-Studie).

Ein differenziertes Leistungsspektrum von Institutionen und eine ressourcenorientierte Hilfeplanung begünstigen den Erfolg von HzE (JES-Studie).

Hilfen zur Erziehung zeigen im Durchschnitt erst ab dem zweiten Jahr der Hilfe nachweisbare Erfolge, die im dritten Jahr noch erheblich ansteigen (Evas).

Der Kontakt zur eigenen Familie stellt den „bedeutsamsten Faktor“ für alle Dimensionen der Persönlichkeitsentwicklung dar, insbesondere für die „Eigenkontrolle der Kinder“. Der Kontakt zur eigenen Familie umfasst neben regelmäßigem Elternkontakt auch die gemeinsame Unterbringung mit Geschwistern im Heim (Hansen: Die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern in Erziehungsheimen).

Zusammenfassung

- Die Qualität der Hilfeplanung beeinflusst den Effekt der Hilfen zur Erziehung maßnahmeübergreifend, d. h. sowohl ambulante, teilstationäre als auch stationäre Hilfen.
- Die Dauer der Hilfestellung beeinflusst den Effekt der Hilfen zur Erziehung maßnahmeübergreifend.
- Die Kontinuität sozialer Bezüge und der Grad der Partizipation der jungen Menschen und der Eltern am Prozess der Hilfe beeinflusst die Effekte maßnahmeübergreifend.
- Die Öffnung der Einrichtungen zum sozialen Umfeld beeinflussen die Effekte.

Qualifizierung und Evaluation erzieherischer Hilfen – Das Bundesmodellprogramm Wirkungsorientierte Jugendhilfe 2006 bis 2009

Die Kolleginnen und Kollegen der Universität Bielefeld, die das Modellprogramm seinerzeit evaluierten, nahmen nach einem quasi-experimentellen Design einen Vergleich der 11 Modellstandorte vor, die sich auf die Fahnen geschrieben hatten, Hilfen wirkungsorientiert zu entwickeln, mit einer Kontrollgruppe, d. h. mit anderen Tandems von Jugendämtern und freien Trägern, die herkömmliche Erziehungshilfe betreiben. Die Bielefelder Kolleg/innen fanden heraus, dass es im Prozess an den 11 Modellstandorten 15 Elemente wirkungsorientierter Jugendhilfe gibt. Diese bündelten sie nach Methoden im Hilfeprozess und Verfahren der Hilfeplanung, beispielsweise die Standardisierung von Diagnosen, die Aktivierung von Elternverantwortung, Methoden der Hilfeausfädelung und Nachbetreuung, außerdem nach lokalen Evaluationsinstrumenten, zum Beispiel bezogen auf die Zufriedenheit der Beteiligten der Hilfe, sowie nach Bewertungsverfahren – vom Bonus-Malus-Verfahren bis zur Bewertung im dialogischen Verfahren.

Dabei wurde ganz klar festgestellt, dass sich nach dem Untersuchungszeitraum von 12 Monaten insbesondere drei dieser Merkmale als wirkmächtig gezeigt haben (**Abbildung 3**), weil sie sich an den Modellstandorten deutlich ausgeprägter vorfanden als an den Standorten der Kontrollgruppe. Es konnte empirisch gesichert darauf verwiesen werden,

dass die verbindliche Festlegung von Aufgaben, Terminen und Fristen, d. h. die Verfahrensabläufe, insbesondere im Hilfeplanverfahren zwischen öffentlichem und freiem Träger, außerdem die Stärkung der Adressatenbeteiligung im Kontext der Hilfeplanung und die Bewertung im dialogischen Verfahren, der Wirksamkeitsdialog zwischen öffentlichem und freiem Träger nachweislich zu den Wirkungen von Erziehungshilfe (hier bezogen auf ein Set an Verwirklichungschancen) beigetragen haben.

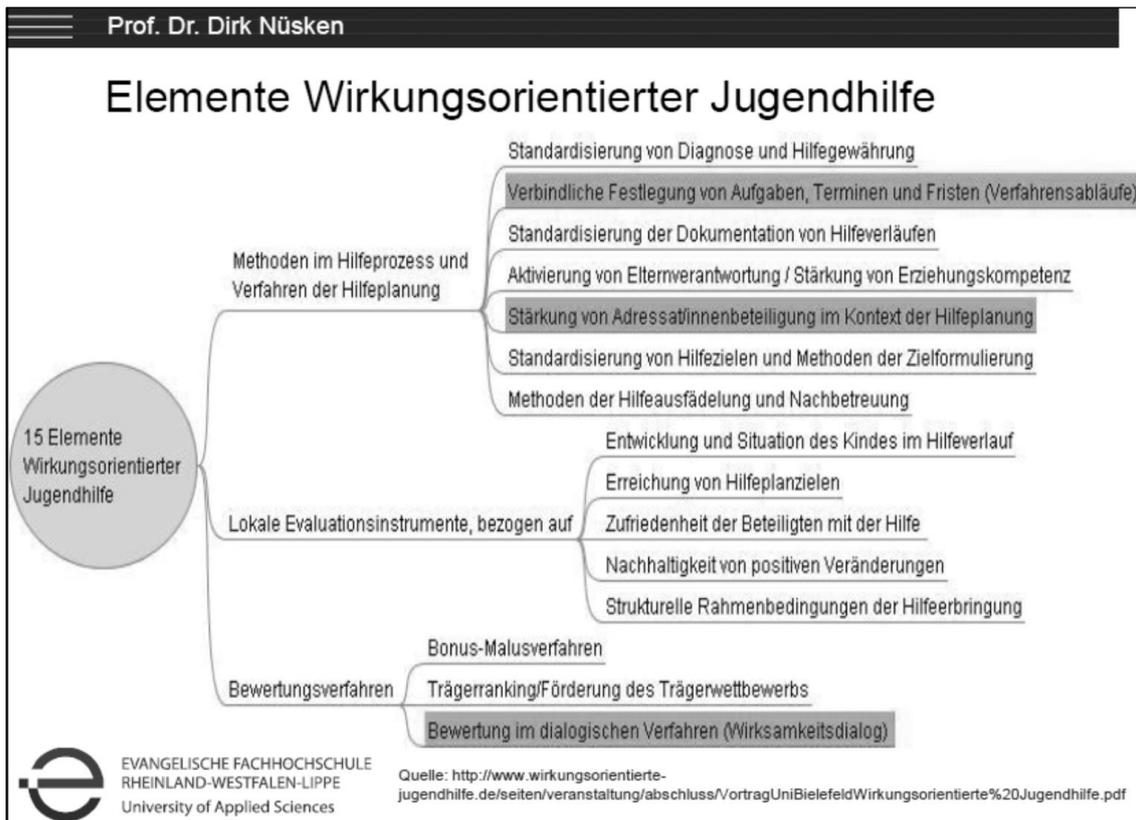


Abbildung 3

Das bedeutet nicht, dass die anderen aufgeführten Elemente oder eine Dimension wie Vertrauen keine Wirksamkeit hätten. Aber bezogen auf dieses Modell und den Zeitrahmen von 12 Monaten waren es diese drei Elemente.

Ergebnisse qualitativer Studien

Ich hatte bereits darauf verwiesen, dass es mittlerweile eine höhere Akzeptanz von qualitativen Studien gibt. Wir baten seinerzeit den Kollegen Wolf innerhalb des Bundesmodellprogramms darum, 11 Fallstudien, die die Erziehungshilfe im Geltungszeitraum des SGB VIII abbilden, nach wirksamen Elementen – Wirkfaktoren – zu untersuchen.¹⁵ In der Zusammenfassung kommt Wolf zu dem Schluss, dass qualitative Studien auf folgende Wirkfaktoren verweisen:

- Passung des Hilfearrangements,

¹⁵ ISA (Hrsg) Klaus Wolf: http://www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/seiten/material/wojh_schriften_heft_4.pdf

- Partizipation von Jugendlichen und Eltern an den für sie wichtigen Entscheidungen,
- Qualität der Beziehung Pädagogin/Pädagoge – Jugendliche(r),
- klare, Orientierung gebende Strukturen und Regeln,
- Respekt vor den bisherigen Lebenserfahrungen und den dort entstandenen Strategien und Deutungsmustern,
- Weiterentwicklung der Beziehung Jugendlicher – Eltern,
- realistische Betreuungs- und Erziehungsziele,
- Netzwerkleistungen von Personen außerhalb des Erziehungshilfesettings (ohne Eltern),
- Lebensqualität in der Einrichtung.

Ehemaligenbefragungen

Schließlich sollte man die Ressourcen der Ehemaligen nicht vergessen und deren Erfahrungen, Erkenntnisse und Bewertung von dem, was wirksam ist, unbedingt nutzen.

Der Blick in einige solcher Ehemaligenbefragungen zeigt folgende Wirkfaktoren für eine gelingende Hilfe auf:

- Funktionale Hilfe muss emotional in Beziehung eingebettet sein.
- Der Betreuertyp, den die Jugendlichen als hilfreich beschreiben, soll „fürsorglich-emotional“ sein. Den grenzen sie einerseits von dem Betreuer ab, der einen laissez-faire Erziehungsstil aufweist, und dem auf der anderen Seite, der dominant und restriktiv agiert.¹⁶
- Bindungsperson als Schlüssel,
- soziale Erfahrung in Gruppe und Gemeinschaft.
- Den Grund der Unterbringung verstehen.¹⁷ Das ist ein wesentlicher Wirkfaktor. Junge Menschen müssen verstehen, warum sie wohin gekommen sind.
- Tragfähige Beziehung,
- wahrnehmbare Orientierung,
- Vermittlung von Zuversicht¹⁸.

Ein junger Mann in meiner eigenen Studie beschrieb seine Erfahrung mit Erziehungshilfe einmal so: „Diese Situation mit Thorsten ist, glaube ich, aber auch eine besondere, weil ich weiß nicht, ob jeder Mensch so auf mich eingegangen wäre. Er hat wohl irgendwas gesehen, was aus mir werden könnte.“ (David)

¹⁶ „Folgen und subjektive Relevanz stationärer Heimunterbringung“. Hansbauer/Kress laufend

¹⁷ Die retrospektive Bewertung der stationären Erziehungshilfe durch ehemalige Kinder- und Jugendliche. Esser, 2010

¹⁸ Helfen Hilfen für junge Volljährige – Bewertungen aus Nutzersicht, Nüsken 2011

Hier ist es dem Betreuer offensichtlich gelungen, dem jungen Mann dieses Gespür zu geben, dass er etwas sieht, eine Zuversicht und eine Hoffnung für ihn hat.

Zum derzeitigen Stand lässt sich somit folgendes **Fazit** festhalten:

Erziehungshilfe wirkt durch ...¹⁹

... die Beteiligung junger Menschen:

- Einbezug in Entscheidungen,
- Qualität der Hilfeplanvorbereitungen,
- Art und Weise, wie Fachkräfte mit jungen Menschen umgehen, und

... durch professionelles Handeln und Zusammenwirken der Fachkräfte und beteiligten Träger:

- fachliche Auseinandersetzung,
- fachliche Zielorientierungen und Professionalität,
- angemessene Standards, wie die verbindlichen Verfahren in den Abläufen im Hilfeplanverfahren.

Wenn wir auf der Basis dieses empirisch gesicherten Wissens nach den Regeln der Kunst in der Erziehungshilfe fragen, heißt das im Umkehrschluss: Einrichtungen der Erziehungshilfe, die auch heute noch keine entsprechende Beteiligung der jungen Menschen ermöglichen, und Erziehungshilfekontexte, in denen öffentliche und freie Träger nicht in fachlicher Auseinandersetzung und gemessen an entsprechenden Standards und Verfahren zusammenwirken, erbringen schlicht unprofessionelle Hilfen.

2.3 Was ist Evaluation – mehr als Bewertung?

Es nennt sich heute vieles Evaluation, nicht nur bei uns an der Hochschule. Die simpelste Feedbackrunde nach einer Teamsitzung wird Evaluation genannt, ebenso hochkomplexe Multivarianzanalysen verwendende Verfahren.

„Evaluationen sind Bewertungen, die mittels sozialwissenschaftlicher Methoden erhobener Daten dazu dienen sollen, Innovationen zu ermöglichen.“²⁰ Das heißt, das zentrale Kennzeichen von Evaluation – in Abgrenzung zur Grundlagenforschung – ist es, dass sie Bewertungen vornehmen, die Entscheidungshilfen, Entwicklungshilfen und Weiterentwicklungsmöglichkeiten aufzeigen sollen. Wenn wir in die Qualitätsstandards der Deutschen Gesellschaft für Evaluation (DEGEVAL) schauen, so schimmert so etwas hindurch. Evaluationen sollen demnach vier grundlegende Eigenschaften aufweisen: Nützlichkeit – Durchführbarkeit – Fairness – Genauigkeit. Sie sollen den Menschen, den Akteuren einen Nutzen bringen und (oftmals über einen längeren Zeitraum) in einem Projekt durchführbar sein, sonst nützen sie nichts. Sie sollen fair in der Offenlegung der Ziele sein, angemessen in den Methoden und unter Berücksichtigung auch ethischer Grundsätze. Natürlich sollen die Ergebnisse genau sein.

¹⁹ vgl. <http://www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/seiten/veranstaltung/abschluss/VortragUniBielefeldWirkungsorientierte%20Jugendhilfe.pdf>

²⁰ Böttcher, W./Nüsken, D. (2014): Evaluation und Evaluationsforschung in den Hilfen zur Erziehung. In: Macsenaere, Michael/Esser, Klaus/Knab, Eckhart/Hiller, Stephan (Hrsg.): Handbuch der Hilfen zur Erziehung. Freiburg i. Br., S. 583

3. Zwei Beispiele zur gelungenen Nutzung von Forschung für die Praxis

Dass Forschungsergebnisse nicht unmittelbar in der Praxis anzuwenden sind und dass sie vor allen Dingen nach meinem Verständnis auch nicht dazu verwendet werden sollen, Praxis zu manualisieren und damit zu entprofessionalisieren, sollte deutlich geworden sein. Ich möchte abschließend zwei Projekte kurz vorstellen, in denen es aus meiner Sicht in guter Weise gelungen ist, Erkenntnisse der Forschung für die professionelle Gestaltung von Praxis fruchtbar zu machen.

3.1 CARE: Children and Residential Experiences

Das erste Projekt ist aus den USA und Kanada, von den Universitäten in Cornell und Victoria. Dort wird seit 2005 das CARE-Projekt entwickelt. Die Kolleginnen und Kollegen dieser Universitäten haben gemeinsam mit Praxiseinrichtungen der Erziehungshilfen und angeregt durch die UN-Kinderrechtskonvention, nach der alle Entscheidungen, die im Zusammenhang mit Kindern getroffen werden, im besten Interesse der Kinder getroffen werden sollen, danach gefragt: Was wissen wir über gute Heimerziehung aus Theorie und Empirie und was wissen wir auf der Grundlage der Erfahrungen der Fachkräfte? Alle diese Erkenntnisquellen wurden zusammengeführt und es wurde verglichen, schlicht formuliert: **Was wissen wir und was tun wir derzeit?**

Daraus wurde ein Kernkonzept entwickelt, das sich als Straßenkarte beschreiben lässt, auf dessen Grundlage Entscheidungen getroffen werden können, welches aber das Handeln der Fachkräfte nicht manualisiert und vordeterminiert. Das Handeln soll sich aber an den **sechs Basisprinzipien** orientieren. Die Verfasser haben zu jedem dieser Prinzipien ein Zitat gefunden, welches eingängig ist, zugleich aber die dahinter liegende Theorie und Empirie erkennen lässt:

- Erziehungshilfen im besten Interesse des Kindes sind demnach **entwicklungsfokussiert**. Children do well if they can. If they can't, we need to figure out why so we can help. – Kinder entwickeln sich gut, wenn sie es können. Wenn sie es nicht können, müssen wir herausfinden, warum das so ist, damit wir ihnen helfen können. (Ross Greene)
- Erziehungshilfen im besten Interesse des Kindes betreiben **Familienbeteiligung**. There are only two lasting bequests we can hope to give our children. One is roots, the other, wings. – Es gibt nur zwei Vermächtnisse, die wir unseren Kindern geben können. Das eine sind Wurzeln, das andere sind Flügel. (Hodding Carter)
- Erziehungshilfen im besten Interesse des Kindes arbeiten **beziehungsbasiert**. Every child needs at least one person who is really crazy about him (or her). – Jedes Kind braucht mindestens eine Person, die so wirklich verrückt nach ihm ist. (Urie Bronfenbrenner)
- Erziehungshilfen im besten Interesse des Kindes arbeiten **kompetenzzentriert**. If I have the belief I can do it, I shall surely acquire the capacity to do it even if I may not have it at the beginning. – Wenn ich den Glauben daran habe, dass ich es tun kann, werde ich sicherlich auch die Fähigkeit dazu erlangen, auch wenn ich es am Anfang noch nicht kann. (Mahatma Gandhi)

- Erziehungshilfen im besten Interesse des Kindes sind **traumakundig**. We need to shift our thinking from “What is wrong with you?” to “What happened to you?” – Wir sollten unser Denken verändern vom „Was ist falsch mit dir?“ zum „Was geschah mit dir?“. (Sandra Bloom)
- Erziehungshilfen im besten Interesse des Kindes arbeiten **ökologisch orientiert**. When you plant lettuce and it doesn't grow well, you don't blame the lettuce. – Wenn du einen Salat pflanzt und der wächst nicht gut, gib nicht dem Salat die Schuld. (Thich Nhat Hahn)

Mehr dazu und auch zum Prozess der Einführung dieser CARE-Prinzipien sowie zu ersten Evaluationsergebnissen, die durchaus vielversprechend sind, finden Sie in meinem Beitrag zum Band „Pädagogische Kunst und professionelle Haltungen“²¹. Die Grundfrage, die man dort aufgegriffen hat, finde ich wirklich faszinierend: Wie muss eine Organisation und wie müssen Entscheidungen und Prozesse gestaltet werden, die den Anspruch verdienen, dem „besten Interesses des Kindes“ zu dienen?

3.2 Leuchtturmprojekt Pflegekinderdienst

Kolleginnen und Kollegen der Universität Siegen führten mit dem Landschaftsverband Rheinland in Nordrhein-Westfalen 41 biografisch-narrative Interviews mit ehemaligen Pflegekindern. Die Hauptfragestellung lautete dabei: **Wie können Fachkräfte Ressourcen zugänglich machen und Belastungen mildern?**²²

Die Grundüberlegungen zu Standards der Pflegekinderhilfe wurden von Klaus Wolf hier so formuliert:

Eine professionelle Praxis zeichnet sich demnach dadurch aus, dass nicht primär die privaten, persönlichen und individuellen Überzeugungen und Deutungsmuster das berufliche Handeln von Fachkräften bestimmen sollen, sondern empirisch gesicherte Wissensbestände („evidence-based“) und reflektierte Erfahrungen („aktueller Stand der Kunst“) auch dem autonomen beruflichen Handeln mit großen Entscheidungsspielräumen Struktur geben sollen.²³

Beim CARE-Projekt lautete der Anspruch, den Fachkräften Orientierung zu geben; hier wird der Begriff „Struktur“ verwendet. Mit beiden Begriffen zugleich lässt sich gleichsam ein (jeweils gemeinsam mit der Praxis entwickeltes) Grundverständnis der möglichen Nutzung von Forschung für die Praxis darstellen.

Zwei beispielhafte **Standards für den Pflegekinderdienst** sollen hier herausgegriffen werden. **Standards vor dem Hintergrund des Aufwachsens zwischen zwei Familien** sind demzufolge:

- Mit Blick auf die häufig fehlende Perspektive und Unsicherheit ist es notwendig, dass die Fachberatung alle Beteiligten für mögliche Loyalitätskonflikte des Pflegekindes sensibilisiert.

²¹ Nüsken, D. (2011): Children and Residential Experiences. Das nordamerikanische CARE-Konzept. In: Düring, D./Krause, H.-U. (Hrsg): Pädagogische Kunst und professionelle Haltungen, S. 169-184.

²² <https://www.uni-siegen.de/pflegekinder-forschung/research/files/leuchtturmprojekte.pdf>

²³ ebd. S. 11

- Biografisch relevante Informationen werden von der Fachberatung bewahrt und dem Pflegekind vermittelt.
- Eine von Vertrauen geprägte Beziehung zwischen Fachberatung und Pflegefamilie benötigt regelmäßigen und intensiven Kontakt.

Standards für den Pflegekinderdienst – vor dem Hintergrund der Bedeutung von Herkunft und Biografie des Pflegekindes – sind z. B.:

- Die Fachberatung macht dem Pflegekind konstante Angebote für eine dem Alter entsprechende Biografiearbeit. Sie muss hierfür Raum und Zeit sowie die Möglichkeiten und Bereitschaft zur Fortbildung haben.
- Bei fehlendem Kontakt zur Herkunftsfamilie übernimmt die Fachberatung die Bewahrung von Erinnerung an die Herkunftsfamilie. [...] Bei Übergängen ist darauf zu achten, dass Informationen oder Erinnerungsstücke durch die abgebende Stelle weitergegeben werden.

Soweit ein zweites Beispiel zur Nutzung von Empirie bei der Entwicklung von Struktur und Orientierung jenseits einer Manualisierung in der Praxis und unter Beteiligung der Praxis.

Abschließen möchte ich mit einem Zitat eines persischen Gelehrten aus dem 13. Jahrhundert:

„Wer Wissen ansammelt, und es nicht anwendet, ähnelt dem, der sein Land pflügt und es nicht bestellt.“ (Sa‘Di Gulistan 1258)

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

Kontakt:

Prof. Dr. Dirk Nüsken
 Evangelische Fachhochschule RWL Bochum
 Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Diakonie
 Immanuel-Kant-Straße 18-20
 44803 Bochum
 Tel. 0234/36901-200
 Email: nuesken@efh-bochum.de

„Gott sei Dank haben wir Effekte.“ Evaluation teilstationärer Erziehungshilfen im Projekt PETRA

DR. STEFAN RÜCKER,
Dipl.-Psych., Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Forschungsgruppe Petra, Schlüchtern

Evaluation – Projekt PETRA

Das Projekt PETRA ist eine Jugendhilfeeinrichtung im Bundesland Hessen und bietet Hilfen im ambulanten, teilstationären und stationären Bereich an. Wir versorgen fortlaufend rund 400 Familien. Alle Familien sind an ein Evaluationssystem angeschlossen. Die Familien werden zu verschiedenen Zeitpunkten sehr intensiv von uns befragt (**Abbildung 1**).

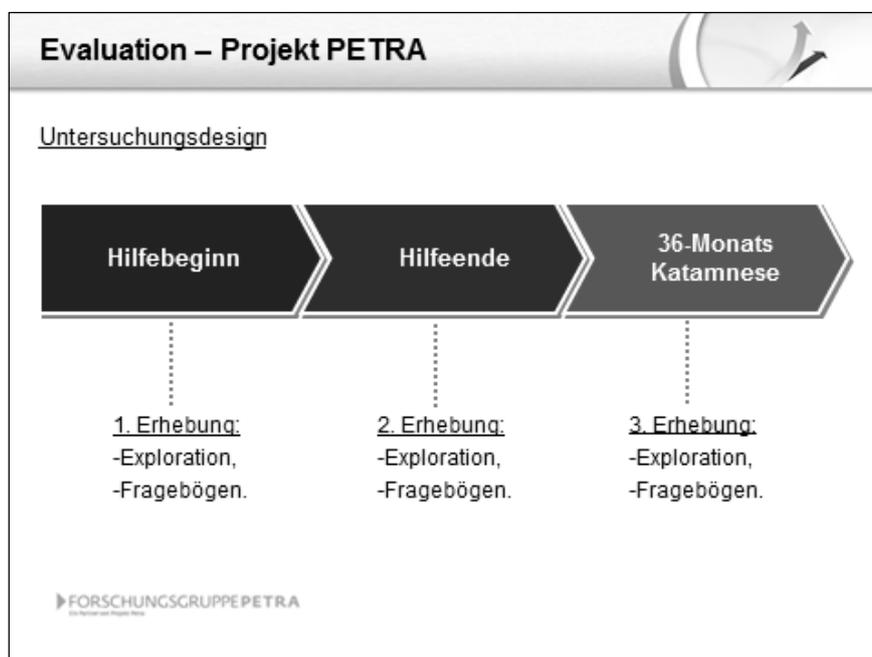


Abbildung 1

© Dr. Stefan Rücker

Wir erheben qualitative Informationen. Wir explorieren face-to-face und würdigen selbstverständlich auch anamnestische Daten, biografische Einflüsse, bisherige Hilfen usw. Danach legen wir auch Fragebögen zu verschiedenen Themenfeldern vor. Das Gleiche nehmen wir am Hilfeende vor, um Prä-Post-Vergleiche realisieren zu können. Schließlich erfolgt 36 Monate nach der Beendigung der erzieherischen Hilfe eine dritte Erhebung, die sogenannte Katamnese. Damit wird eine Nachbetrachtung durchgeführt, wie sich die Familien weiterentwickeln, wenn die Erziehungshilfe nicht mehr aktiv ist. Dazu begeben wir uns in das häusliche Milieu der Adressaten und befragen sie nach ihren Erfahrungen mit uns, was wir hätten anders machen können, was sich bewährt hat und wie der aktuelle Status aussieht. Auf diesem Wege bekommt man Informationen, die man postalisch oder telefonisch nicht erhält. Man kommt in die Familien, sieht die Wohnung und das Mobiliar – ob es vollständig und funktionstüchtig ist – und wie die Interaktion zwischen den Familienmitgliedern abläuft. Das ist sehr spannend, aufschlussreich und authentisch.

Wir haben die Chance, durch dieses Vorgehen einen Entwicklungszeitraum von rund fünf Jahren im Leben der jungen Menschen, aber auch der Eltern nachzuzeichnen. Das ist ein großer Zeitraum, in dem wir Informationen über ihre längsschnittliche Entwicklung bekommen, wenn man bedenkt, dass die Kinder mit etwa 10 Jahren zu uns kommen, vielleicht ein bis zwei Jahre bleiben und noch einmal drei Jahre bis zur Katamnese vergehen.

Neben den qualitativen Informationen erheben wir folgende Daten (**Abbildung 2**):

Evaluation – Projekt PETRA	
<u>Erhebungsinstrumente</u>	
1	Gesundheitsbezogene Lebensqualität (ILK)
2	Psychische Auffälligkeiten (SDQ)
3	Ressourcen/Kompetenzanalyse (KANN)
4	Elterliche Erziehungskompetenz (DEAPQ-EL-GS)
5	Familiäre Umstände (FAI)

Abbildung 2

© Dr. Stefan Rücker

Diese Informationen erheben wir über Fragebögen. Der Fragebogen „Ressourcen-/Kompetenzanalyse“ trägt passenderweise das Akronym „KANN“, weil es hier um die Kompetenzen geht, darum, was das Kind kann. Dieser Fragebogen ist sehr wertvoll, weil er etwas über Teilhabemöglichkeiten der Kinder aussagt, aber auch über die Einschränkungen in der Teilhabe. Er ist fair und ressourcenorientiert aufgebaut. Mit diesem Bogen kann man auch rudimentäre, verschüttete Kompetenzen aufdecken und darauf im Hilfeverlauf aufbauen. Die Fragebögen zur gesundheitsbezogenen Lebensqualität, zu psychischen Auffälligkeiten und zu den Ressourcen/Kompetenzen beziehen sich auf die Kinder. Die Kinder füllen diese Bögen in der Regel selbst aus. Für uns gilt, dass die primären Adressaten der Hilfen immer noch die beste Auskunftsource sind. Niemand anderer als die betreffenden Menschen selbst kann so gut beurteilen, wie es ihnen geht. Deswegen befragen wir zunächst die Kinder und die Jugendlichen, aber auch die Eltern nach ihrer Situation.

Beim Ausfüllen des Fragebogens 4 zur elterlichen Erziehungskompetenz sollen sich Eltern selbst beschreiben. Die Eltern beschreiben sich zu 0 Prozent als defizitär. Das zeigt auch die Grenzen der Fragebogenerhebungen. Wir haben es wie bei allen Datenerhebungen auch hier natürlich mit dem Problem der Verzerrung und sozialer Erwünschtheit zu tun. Hier bildet sich passenderweise im Kontext einer Hilfe zur Erziehung ab, dass sich die

Eltern deutlich positiver porträtieren – wahrscheinlich aus nachvollziehbaren Gründen, wenn man die Nähe zum Jugendamt bedenkt, denn die Furcht vor Sorgerechtsentzug spielt stets eine große Rolle. In diesem Bogen fragen wir nämlich auch nach körperlichem Bestrafen und kein Elternteil gibt zu, dass ihm auch mal die Hand ausrutscht. Wir sprechen dabei über etwa 500 Fälle. Die Verlässlichkeit der Daten ist demnach ein wichtiges Thema bei Befragungen. An dieser Stelle merkt man auch, dass die Perspektiven mitunter nicht konvergieren. Unsere Fachkräfte haben auf die Erziehungskompetenz der Eltern natürlich einen etwas anderen Blick.

Der Fragebogen zur familiären Situation ist sozusagen die „Glaskugel der Wissenschaft“. Dieser Fragebogen erhebt verschiedene Belastungsarten, fragt biografische Fakten ab, zum Beispiel den Gestationszeitpunkt – wie lange die Paarbeziehung bestand, als die Schwangerschaft entstand, und ob die Mutter erwogen hat, die Schwangerschaft zu beenden. Auch soziale Indikationen, körperliche oder psychische Erkrankungen in der Familie, materielle Belastungen usw. werden abgefragt. Je nachdem, wie viele Fragen mit „ja“ beantwortet werden und wie viele Belastungen vorliegen, kann man gleichzeitig etwas über die seelische Gesundheit der Kinder erfahren. Wir verfügen demnach über einen hohen prognostischen Wert auf der Grundlage dieser Scores in dem Fragebogen. Wenn die Familien drei bis vier Belastungen benennen, können wir davon ausgehen, dass die Kinder im Sozialverhalten oder im Bereich ihres Emotionslebens stark auffällig sind.

Verdichten wir die Gesamtinformationen aus den Fragebögen und aus den qualitativen Informationen, kommen wir verkürzt zu drei Skalen, nämlich

- **Verhaltensprobleme** und **Ressourcen** bei den Kindern und Jugendlichen und
- **Erziehungskompetenz** auf Seiten der Eltern.

Wie entwickeln sich diese drei Bereiche im Verlauf der Hilfe?

Wir haben erwartungskonform am Beginn der Hilfen ein hohes Maß an psychischen Auffälligkeiten bei den jungen Adressaten zu verzeichnen (**Abbildung 3**). Teilstationäre sowie stationäre Jugendhilfen sind einfach Kumulationspunkte psychopathologischer Auffälligkeiten. Es geht nicht um das Labeling von Kindern und Jugendlichen, sondern um das Berücksichtigen von Belastungen. Wenn wir diese Dinge nicht in den Blick nähmen, würden wir den Betroffenen eine weitere Last aufbürden.

Wir stellen häufig am Beginn der Hilfen Störungen des Sozialverhaltens, Delinquenz oder ADHS fest. Dabei spreche ich von echten ADHS-Fällen. Zurzeit gibt es eine etwas inflationäre Nutzung dieser Diagnose. Das tut keinem gut, schon gar nicht den wirklich Betroffenen. ADHS ist eine Stoffwechselstörung im Gehirn. Wenn man das außer Acht lässt, tut man den jungen Adressaten wirklich keinen Gefallen. Hier kann eine Therapie sehr wertvoll sein.

Am Ende der Hilfe ist zu erkennen, dass wir in den Problembereichen gemeinsam mit den Kindern und Jugendlichen deutliche Entlastungen erwirken können. Die drei Sternchen in der Abbildung sagen aus, dass es ein höchst signifikanter Unterschied ist, das heißt: gegen den Zufall abgrenzbar.

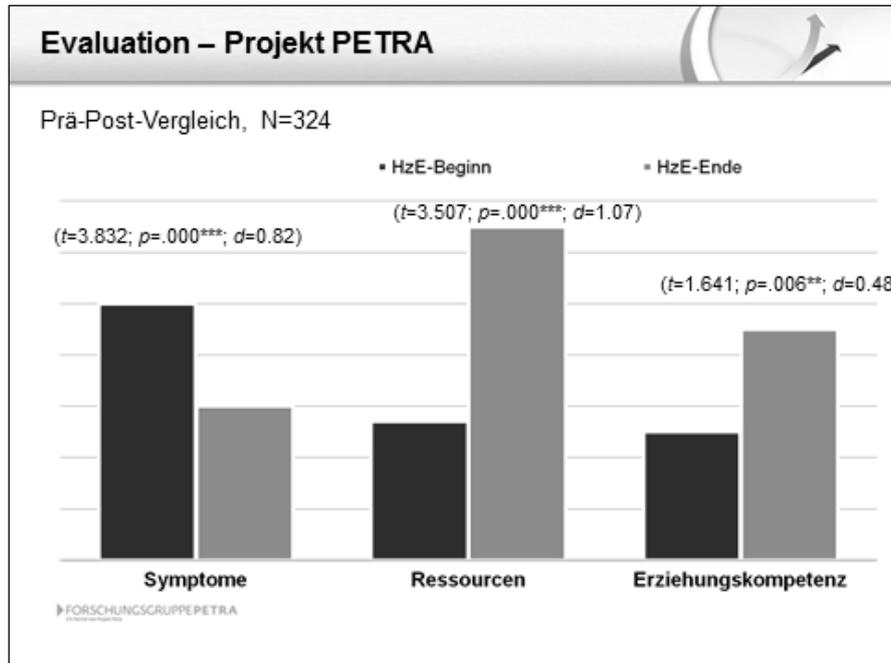


Abbildung 3

© Dr. Stefan Rucker

Nun kann man das methodisch sehr kritisch betrachten, denn das weiß man eigentlich nicht hundertprozentig. Wir haben in der Jugendhilfe Probleme, Kontrollgruppen zu bilden. Das verbietet der § 1 Absatz 1 SGB VIII: Jeder junge Mensch hat das Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit. Das bedeutet, dass wir Familien in prekären Lebenssituationen nicht in Wartekontrollbedingungen platzieren können, um zu schauen, wie es ihnen im nächsten oder übernächsten Jahr ohne Hilfen geht, und um sie mit den betreuten Familien zu vergleichen. Das können und wollen wir aus ethischen Gründen nicht und würde auch eine Aushöhlung von Rechtsansprüchen bedeuten.

Wir haben an dieser Stelle trotzdem einen Wert, der uns sagt, dass hier ein systematischer Einfluss stattgefunden haben muss, und wir haben den Verdacht, dass die Jugendhilfemaßnahme dazu beigetragen hat bzw. dass es auf diese Maßnahme zurückzuführen ist. Im Einzelfall kann natürlich auch etwas anderes zur positiven Entwicklung beigetragen haben, zum Beispiel, wenn ein junger Mann eine Freundin gefunden hat und nun nicht mehr nachts herumzieht und Autos aufbricht, sondern seine Wochenenden jetzt attraktiver verbringt. Das ist im Einzelfall auch so möglich, aber in der Summe sieht man schon sehr klare Zusammenhänge und Unterschiede, je nach Betrachtungsweise.

Wir wissen auch aus der internationalen Forschung, dass Menschen, die schon früh mit Belastungen ins Leben gehen, in aller Regel an bestimmten alterstypischen Entwicklungsaufgaben scheitern. Psychische Auffälligkeiten und seelische Erkrankungen sind oft die Folge. Das sehen wir hier allerdings nicht, daher können wir davon ausgehen, dass wir schon etwas dazu beigetragen haben, dass es den Kindern und Jugendlichen am Ende der Hilfe – mit Blick auf ihre Symptombelastungen – besser geht.

Ähnliches zeigt sich bei den Ressourcen. Am Beginn haben wir häufig Kinder und Jugendliche, die in ihren Teilhabemöglichkeiten sehr stark eingeschränkt sind, die sozial isoliert leben, die einen großen Teil ihrer Freizeit mit Unterhaltungselektronik oder altersunangemessenen Menschen verbringen, mit einem netten älteren Nachbarn oder Großvater. Auch wenn das wertvolle Personen sind, wissen wir, dass für die Entwicklung sozial erwünschter Verhaltensweisen eine Peergroup nötig ist. So etwas haben die Kinder häufig nicht, wenn sie zu uns kommen.

Es gibt kein anderes Problem, mit dem wir es so häufig zu tun haben, wie Lern- und Leistungsprobleme im Kontext schulischer Anforderungen. In der Vorher-Nachher-Betrachtung sehen wir deutliche Zuwächse in diesem Bereich: Soziale Integration, schulische Fortschritte, Steigerung im Selbstwertgefühl.

In die Skala der Erziehungskompetenz der Eltern ist der Fragebogenwert nicht eingeflossen. Das wäre nicht möglich, da die Eltern von sich selbst überzeugt sind, alles Notwendige zu tun, um die Kinder entsprechend zu versorgen und Erziehungsbedingungen zu schaffen, die es den Kindern erleichtern, sich zu entwickeln. Die Skala zeigt das Urteil der Fachkräfte. Aus dem Größenunterschied der beiden Balken kann man schließen, dass sich die Arbeit mit den Eltern nicht so gut anlässt, auch wenn sie ebenfalls profitieren. Auch sie erreichen einen mittelstarken Effekt in der Vorher-Nachher-Betrachtung, aber die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen gelingt deutlich besser als die mit den Eltern.

Langfristige Entwicklung – Katamnese

Erziehungshilfen sollen sich aber auch über das Hilfeende hinaus bewähren, zumindest in den wichtigsten Entwicklungsbereichen:

- Seelische Gesundheit,
- Schule,
- Legalbewährung,
- Substanzmittelmissbrauch,
- Folgehilfen.

Diese Bereiche müssen keine genuinen Hilfeziele sein, denn wenn die Kinder im Alter von 10 bis 12 Jahren bei uns sind, spielen Legalbewährung und Umgang mit Alkohol und Drogen noch keine oder zumindest noch keine große Rolle. Ich weiß nicht, ob wir wirklich in der teilstationären Jugendhilfe so weit vorgreifen können, dass die Adressaten später im Jugendalter tatsächlich von diesen Kompetenzen Gebrauch machen und einen verantwortungsvollen Umgang mit Alkohol zeigen. Trotzdem sind es wichtige Outcome-Variablen mit Blick auf gelingende Biografien.

Seelische Gesundheit

Möchte man drei Jahre nach dem Abschluss der Hilfen in die Familien hineingehen, hat man zunächst mit einem gewissen Drop-Out zu tun, denn man erreicht nicht alle Familien. Etwa 25 Prozent der Familien stehen der Befragung negativ gegenüber und möchten

keine Auskunft darüber geben, wie es ihnen heute geht. Manche sind auch unbekannt verzogen. Immerhin haben wir 70 bis 75 Prozent der Adressaten in dieser Studie erreichen können (**Abbildung 4**).

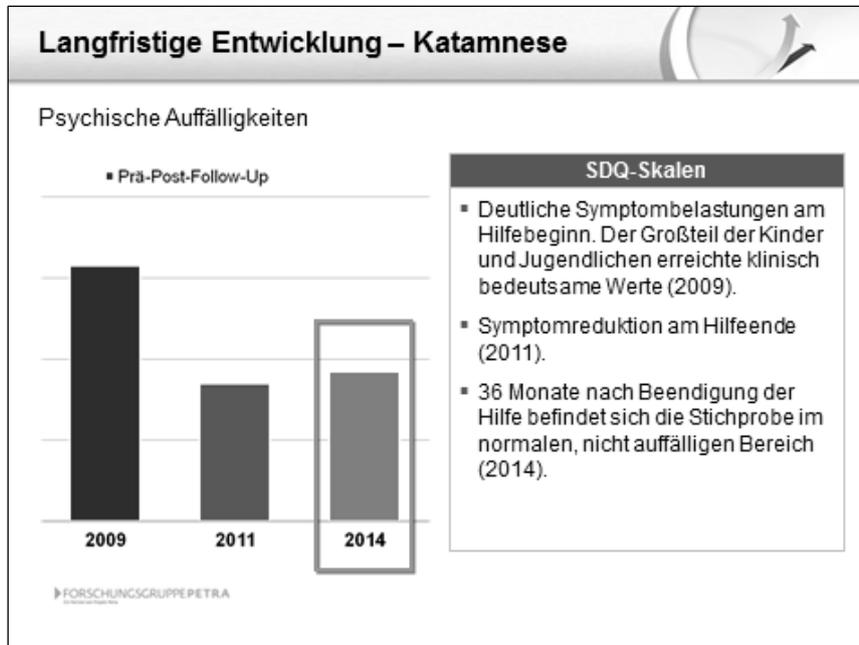


Abbildung 4

© Dr. Stefan Rucker

Wir stellten fest, dass die Symptome im Jahr 2009 – zu Beginn der Hilfe – hoch waren, 2011 – am Ende der Hilfe – niedriger waren und drei Jahre nach Beendigung der Hilfe in einem relativ unauffälligen Bereich lagen. Hier werden Werte erreicht, die sich in einem normalen bis grenzwertigen Bereich befinden, wenn man das normiert. Dieses Ergebnis liegt ein wenig entgegen der Erwartung, weil wir wissen, dass Kinder und Jugendliche mit institutionellen Erziehungserfahrungen mit Blick auf ihre seelische Gesundheit langfristig eher ungünstige Prognosen haben. Insofern ist das ein Befund, der Anlass zu Optimismus gibt.

Was das für Familien bedeutet, wenn massive Konflikte in der Familie bestehen, wenn Kinder und Jugendliche schwierige Sozialverhaltensweisen zeigen, wenn Abstimmungsprobleme zwischen Eltern und Kindern vorliegen, zeigt uns die Aussage einer Mutter, die ich drei Jahre nach Abschluss der Hilfe befragt hatte:

Belastungs-Narrativ Frau B., Mutter von Sebastian, 17 Jahre

„Ich hab’ mir bei den Autofahrten schon so manches Mal den Baum ausgesucht, gegen den ich am liebsten gefahren wäre.

Die Jahre mit dem ADHS-betroffenen und lernbehinderten Sohn waren so schwierig... die Verzweiflung war schon groß und der Lebensmut wurde immer weniger. Unsere Tochter ist denn wegen ihm () ausgezogen, er () war ja auch körperlich sehr aggressiv. Manchmal war’s in der Familie ein Horror-Trip!

Als wir dann die Hilfe kriegten, wurde es viel besser, wir waren darauf angewiesen. PETRA hat sehr entlastet, und konnte gut motivieren. Die Erziehungstipps wenden wir auch heute noch an. Sebastian ist auch gern in die TG gegangen und besucht immer noch von Zeit zu Zeit seine Betreuer ...“

Diese Impression zeigt mindestens zweierlei an: einmal das hohe Maß an Verzweiflung und Ausweglosigkeit, die so hoch ist, dass sogar Gedanken an Suizid aufkommen können, zum anderen ist es eine schöne Rückmeldung an die Fachkräfte in der Einrichtung. Die „Inkubationszeit“ für Effekte, bis sie tatsächlich zum Tragen kommen, ist auch in der Sozialpädagogik manchmal sehr lang. Es dauert mitunter Jahre und die Fälle sind nicht mehr im Blickfeld der Fachkräfte. Die Fachkräfte ihrerseits haben oft das Gefühl, nichts bewirkt zu haben, Selbstwirksamkeitserwartungen und -erfahrungen bleiben aus. Dadurch tritt Resignation ein. Sie wissen, dass in kaum einer Branche das Ausmaß an Burnout so hoch ist wie in Berufen der Sozialen Arbeit, weil einfach die Erfolge ausbleiben. Geht man drei Jahre nach Abschluss der Erziehungshilfe in die Familien hinein, findet man sehr viel Positives. Befragt man die Familien, teilen sie direkt mit, dass sie von uns profitiert haben und es ihnen seit der Hilfe durch uns besser geht. Wenn wir das an die Fachkräfte bei uns im Projekt PETRA zurückgeben, entsteht oft ein Überraschungseffekt. Sie merken, dass sie etwas können und das vorhandene Methodenrepertoire gut und wirksam ist, auch wenn in manchen Fällen das Bauchgefühl am Ende der Hilfe schlecht und die Prognose nicht günstig ist. Aber in der Summe sehen wir, dass wir etwas bewirken können. Das ist fast so etwas wie betriebliche Gesundheitsprävention.

Ich muss allerdings einräumen, dass für solche umfangreichen Befragungen auch die nötigen Ressourcen vorhanden sein müssen. Trotzdem ist es wichtig, Fachkräften in der Jugendhilfe solche Rückmeldungen zu geben, damit sie weiter motiviert sind.

Schule

Sebastian aus dem Beispiel oben hat übrigens einen Schulabschluss erworben und eine Ausbildungsstelle bekommen. Wenn wir uns die Jugendlichen drei Jahre nach Beendigung der Hilfen anschauen, sind sie in einem Alter von 15 bis 17 Jahren. Neun von zehn ehemals Betreuten erreichen einen Schulabschluss, in jedem 10. Fall wird er verpasst. Das ist entgegen der Erwartungen ein positives Ergebnis. Zum Vergleich: In der Bundesrepublik verlassen jedes Jahr rund 10 Prozent aller Schüler/innen die Schule ohne Abschluss. Allerdings haben wir am Übergang von der Schule in den Beruf größere Schwierigkeiten zu verzeichnen. 25 Prozent derjenigen, die zum Zeitpunkt meines Katamnesebesuchs die Schule beendet hatten, sind erwerbslos. Für sie gibt es auch keine Vorbereitungsmaßnahme o. ä. Aus der Transitionforschung wissen wir, dass Jugendliche aus Multiproblemfamilien häufig an dieser Hürde scheitern. Es ist nicht der Auftrag der Tagesgruppe, in der Arbeit mit 10- bis 12-Jährigen dafür zu sorgen, dass diese eine Lehrstelle bekommen. Man kann aber darüber nachdenken, ob man diesen Transit, diesen holprigen Übergang, nicht erleichtern kann – wodurch auch immer.

Delinquenz

Wir baten die Familien außerdem, Strafregisterauszüge vorzulegen. Das war ein wenig schwierig, wir haben lediglich von zehn Jugendlichen einen Auszug erhalten – von 270

angefragten. Wir sind auf die Glaubhaftigkeit der Erzählungen sehr angewiesen, aber ich bin guter Dinge, dass man uns die Wahrheit gesagt hat, denn die Familien zögern auch nicht, etwas ungünstigere Kapitel aus ihrem Leben zu berichten. Mir wird eine große Offenheit entgegengebracht, wenn ich in den Familien bin. Wir haben also nach den Aussagen der Jugendlichen und der Eltern 10 Prozent an Delinquenz erfassen können, genauer: 10,2 Prozent der Jugendlichen sind strafrechtlich verurteilt. Darunter gab es zwei Inhaftierungen. Zum Vergleich: Die Prävalenz für strafrechtlich relevante Delikte im Jugendalter liegt nach den Daten des Kriminologischen Forschungsinstituts in Niedersachsen in der Allgemeinbevölkerung bei 33,9 Prozent. Man darf jedoch nicht glauben, dass in diese Zahl Kapitalstraftaten einfließen, d. h. Mord, Totschlag, Vergewaltigung, bewaffneter Raubüberfall, Geiselnahme, sondern solche Straftaten wie Ladendiebstähle, Sachbeschädigung, Körperverletzung, Graffiti-Sprayerreien oder so etwas wie ein aufgemotzter Motorroller. In diesem Bereich können wir demnach von einer günstigen Situation bei den ehemals betreuten Jugendlichen sprechen.

Substanzmittel

Ein wenig ungünstiger sieht es im Bereich des Konsums von Substanzmitteln aus. Das sowohl unter Jugendlichen als auch in der Erwachsenenbevölkerung am weitesten verbreitete Rauschmittel ist nach wie vor Alkohol. In bundesweiten Befragungen geben fast drei Viertel (73 Prozent) der Jugendlichen im Alter zwischen 16 und 17 Jahren an, in den vergangenen 30 Tagen alkoholische Getränke konsumiert zu haben. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der Alkoholkonsum bei Jugendlichen in den letzten Jahren allgemein deutlich angestiegen ist. In der Allgemeinbevölkerung konsumieren beispielsweise 16- bis 17-Jährige im Wochendurchschnitt etwa 90 Gramm reinen Alkohol. Dies entspricht mehr als einem alkoholischen Getränk täglich. Wir haben nicht mehr die aggressive Bewerbung von Alkopops in der Gesellschaft und auch das Koma-Saufen ist nicht mehr wirklich en vogue. Es gibt eine rückläufige Entwicklung im Konsumverhalten von Jugendlichen, aber der Konsum befindet sich nach wie vor auf einem hohen Niveau. Diese Entwicklung geht natürlich auch an den von uns betreuten Jugendlichen nicht vorbei. Wir sehen, dass in jedem dritten Fall ein schwieriges Konsumverhalten vorliegt, mit einer hohen Gefahr, eine Abhängigkeit zu entwickeln. Je nach Grad der Beherrschung konkreter Konsumregeln (Risikokompetenz) und abhängig von der Art der vorliegenden Konsummotive und -bedingungen (Set und Setting) können sich die jeweiligen Prävalenzraten durchaus unterschiedlich entwickeln. 2 Prozent in dieser Altersgruppe konsumieren illegale Drogen.

Lediglich zwei bestätigte Drogen-Abhängigkeiten (im Katamnesezeitraum von drei Jahren, wo die meisten noch Jugendliche sind!!!) waren festzustellen. Das sind nicht mehr als in der Allgemeinbevölkerung. Jedoch sind einige auf einem „guten“ Weg dorthin, Suchterkrankungen zu entwickeln.

Zur Erfassung des Konsums haben wir einen Fragebogen „CRAFFT“ mit sechs Fragen aus dem Englischen übersetzt. Jede Frage bezieht sich auf die Kontextbedingungen des Konsums, nicht auf die Art oder die Menge. Beispielsweise, ob ein Jugendlicher abends zur Entspannung konsumiert, ob er allein konsumiert, ob er bereits ein Verkehrsmittel unter Substanzmitteleinfluss betrieben hat, ob er schon einmal wegen des Konsums in Schwierigkeiten geraten ist. Je mehr Fragen bejaht werden, desto größer ist die Gefahr, dass eine ernsthafte Abhängigkeit entsteht. Der Fragebogen ist gut normiert und validiert, er hat

eine große prognostische Validität. Das heißt, wenn man zwei, drei oder vier Fragen mit „ja“ beantwortet, ist eine ungünstige Entwicklung im Vollzug. Das betrifft 33 Prozent der ehemals im Projekt PETRA betreuten Jugendlichen. Auch hier stellt sich die Frage, was man im Vorfeld tun kann und ob es während der Erziehungshilfemaßnahme überhaupt möglich ist, bei den Kindern dergestalt präventiv wirksam zu werden, dass sie im späteren Jugendalter einen verantwortlichen Umgang mit Alkohol, also ein gutes Risikomanagement zeigen.

Anschlusshilfen

Wenn man über Nachhaltigkeit oder langfristige Wirkungen und Effekte spricht, gibt es einen Parameter, der immer bedeutsamer wird. Das ist die Quote für die Inanspruchnahme von Folgehilfen.

In Deutschland nehmen sechs von zehn Familien nach einer teilstationären Hilfe mindestens eine Folgehilfe zu einem Zeitpunkt X in Anspruch, vielleicht nicht direkt danach, aber später. Das ist bei uns etwas anders. Bei den von uns betreuten Familien sind es 30 Prozent. Verknüpft man die Tagesgruppe interdisziplinär mit Verfahren der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie, liegt die Quote bei 15 Prozent. Das heißt, wenn wir über „Wirkungen“ sprechen, muss man ganz klar sagen: Diagnostik und auch Therapie sind Wirkungsindikatoren, die zuerst einmal auf die Kinder und Jugendlichen wirken, die aber auch Einspareffekte für den öffentlichen Träger generieren. Das ist ein nicht unwichtiger Punkt.

Wir haben eine niedrige Quote für Folgehilfen, aber wir wollten gern einmal wissen, was für Familien Folgehilfen in Anspruch nehmen. Was unterscheidet „hilfefreie“ Familien von solchen *mit* Anschlusshilfe?

Wir sehen im Hilfeverlauf im Hinblick auf die jungen Menschen, dass die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen vergleichbar ist und es keine Unterschiede im Hilfeverlauf gibt, auch keine demografischen Einflüsse, geschlechtsspezifische Unterschiede usw.

Die Unterschiede sind eher auf Seiten der Eltern festzustellen. Eltern mit Anschlusshilfen erreichen im Hilfeverlauf nur einen geringen Zuwachs in der Erziehungskompetenz ($F=.065$; $p=.005$; $d=1.02$). Sie können sich in ihrem Erziehungsgebaren nur wenig verändern. Das, gepaart mit einem noch viel wichtigeren Faktor, nämlich mit oft massiven Konflikten auf der Paar-Beziehungs-Ebene ($z=-4.11$; $p=.000$) führt mit fast hundertprozentiger Sicherheit dazu, dass Folgehilfen in Anspruch genommen werden. Das bedeutet für die Kinder und Jugendlichen Heimaufnahme, obwohl sie sich selbst gut entwickelt haben. In drei von vier Fällen bestehen die Anschlusshilfen in Heimaufnahmen – überwiegend aufgrund elterlicher Problematik!

Das ist ein Befund mit Aufforderungscharakter, weil wir auch entsprechend auf der phänomenologischen Ebene arbeiten und versuchen, die Eltern dahingehend durch verschiedene Angebote zu motivieren, sich in den Problembereichen weiterzuentwickeln, weil damit die Wahrscheinlichkeit ansteigt, dass die Kinder in der Familie bleiben können.

Zusammenfassung

In der Prä-Post-Follow-Up-Betrachtung können wir Folgendes konstatieren (**Abbildung 5**):

Zusammenfassung	
1	Symptomreduktion
2	Kompetenzzuwachs
3	Steigerung der elterlichen Erziehungskompetenz
4	Qualifikationssituation positiv
5	Hohe Legalbewährung
6	Bedenkliches Konsumverhalten (Alkohol, Drogen)
7	Geringes Maß an Anschlusshilfen
8	Differenzielle Wirksamkeit: Praxishilfe wirksamer, nachhaltiger!

FORSCHUNGSGRUPPE PETRA

Abbildung 5

© Dr. Stefan Rücker

Wir haben ein hohes Maß an Symptomreduktion und Kompetenzzuwachs bei den jungen Menschen und auch einen gewissen Zuwachs an elterlicher Erziehungskompetenz, wengleich die Eltern weniger Fortschritte machen als die Kinder auf der Ebene der Effekte. Die Qualifikationssituation zeigt sich günstig. In neun von zehn Fällen wird ein Schulabschluss erworben. Allerdings scheitern 25 Prozent der ehemals Betreuten am Übergang Schule – Beruf. Die Legalbewährung lässt sich gut an, jedoch sehen wir in jedem dritten Fall einen riskanten Umgang mit Alkohol und/oder Drogen. Wir stellen zwei bestätigte Abhängigkeiten fest. Außerdem können wir auf ein geringes Maß an Folgehilfen verweisen. Wenn man interdisziplinär arbeitet, ist die Nachhaltigkeit der Hilfen noch deutlich höher, als würde man darauf verzichten. Das ist gut dokumentiert.

Ich möchte ein bisschen Mut machen und dazu motivieren anzufangen, Effekte abzubilden, wie auch immer geartet, ob man es sehr professionell gestaltet oder eher einfach. Es gibt ganz verschiedene Möglichkeiten zusammenzufassen, was man tut und was man am Ende damit erreicht. Diskutieren wir streng methodisch über unser Handeln und Tun, können wir weder von Wirkungen noch von Effekten sprechen. Das können wir lediglich im etymologischen, umgangssprachlichen Gebrauch, nicht methodisch. Aber ich möchte auch davor warnen zu glauben, dass unsere Arbeit zu komplex ist, um irgendwas zeigen zu können. Ich frage mich immer, was wohl ein Herzchirurg sagen würde, wenn man ihm sagt, dass wir nicht nachweisen können, was wir leisten, denn unser Arbeitsfeld ist zu komplex. Meiner Ansicht nach können wir durchaus etwas zeigen, aber wir müssen auch den Mut haben, einfach mal so etwas zu tun. Wir sollten außerdem der Interdisziplinarität die Tür ein Stück weit zu öffnen. Ich bin ein großer Freund von Methodenpluralität. Ich denke, dass dies den jüngsten und schwächsten Gesellschaftsmitgliedern am meisten nützt, nämlich den Kindern und Jugendlichen in den Hilfen zur Erziehung.

Ergebnisse aus dem Projekt „Abbrüche in stationären Hilfen zur Erziehung“ – Positive und negative Wirkfaktoren

HEINO MÖLLER

Dipl.-Sozialpädagogin, Gestalt-Therapeutin, EFQM-Assessorin, Fach- und Organisationsberatung, e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung sozialer Dienstleistungen, Velbert

1. Die ABiE-Studie (Abbrüche in stationären Hilfen zur Erziehung) – Design, Elemente und Projektrahmen

Anlass des Projekts war seinerzeit die hohe Anzahl der Abbrüche in den erzieherischen Hilfen. Je nach Untersuchung und je nach Definition geht man von abgebrochenen Hilfen zwischen 30 und 60 Prozent aus. Hierzu sollten die Ursachen analysiert werden. In der ABiE-Studie ist davon ausgegangen worden, dass die Vermeidung von Abbrüchen einen wichtigen Faktor für die Erhöhung des Outcome der HzE darstellt.

Die Studie wurde als quasi-experimentelles Design (Feldstudie mit internen Vergleichen) angelegt. Dabei wurden die Unterschiede zwischen den abgebrochenen Hilfen vs. durchlaufenden Hilfen in Bezug auf die individuellen und Organisationsmerkmale verglichen. Dazu führten wir eine schriftliche Befragung (inkl. WIMES-Bedarfsmessung) mit Hilfe von Fragebögen durch. Zurzeit überprüfen wir die Möglichkeit von alternativen Umfrage-techniken, zum Beispiel über Facebook oder eine App, wobei die datenschutzrechtlichen Probleme nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Vielleicht kann man darüber erreichen, dass schriftliche Befragungen schneller vonstattengehen, indem sich Kinder, Jugendliche und Personensorgeberechtigte direkt in eine Mehr-Ebenen-Evaluation einbringen können. Wir haben die über 60.000 Fälle aus den WIMES-Erhebungen, die wir mittlerweile als Langzeit- oder Dauerstudie führen, sinnvoll mit den Ergebnissen der ABiE-Studie abgeglichen.

Der Gesamt-Untersuchungszeitraum (ABiE I + II) umfasst die Zeit vom 01.04.2010 bis 30.06.2014, wobei der Untersuchungszeitraum I vom 01.04.2010 bis 30.09.2012, finanziert über Aktion Mensch, und der Untersuchungszeitraum II vom 01.10.2012 bis 30.06.2014, maßgeblich über EREV finanziert, ablief. Die Untersuchung bezieht sich auf 6- bis 18-jährige junge Menschen. Dabei besteht ein Datensatz aus über 1.000 Variablen. Befragt wurden junge Menschen, Sorgeberechtigte, Fallverantwortliche im Jugendamt, Erziehungsleiter/innen und Bezugserzieher/innen.

Die Untersuchungen beziehen sich zunächst auf den Hilfeprozess (**Abbildung 1**). Bei der WIMES-Untersuchung bewerten Einrichtung und Jugendamt jeweils eigenständig nach einer einheitlichen Erfassungslogik und es erfolgt ein entsprechender Vergleich. Bei der ABiE-Studie sind diese Bedarfsmessungen aus WIMES enthalten, gleichzeitig werden ergänzende Fragebögen eingesetzt. Die Studie sollte wenig aufwändig gestaltet werden. Daneben gibt es allgemeine Einrichtungsbögen über die Strukturen von Jugendämtern und Einrichtungen. Ausgewertet wird von hinten nach vorn blickend im Vergleich der Bedarfsmessungen am Ende und der Bedarfsmessungen zu Beginn.

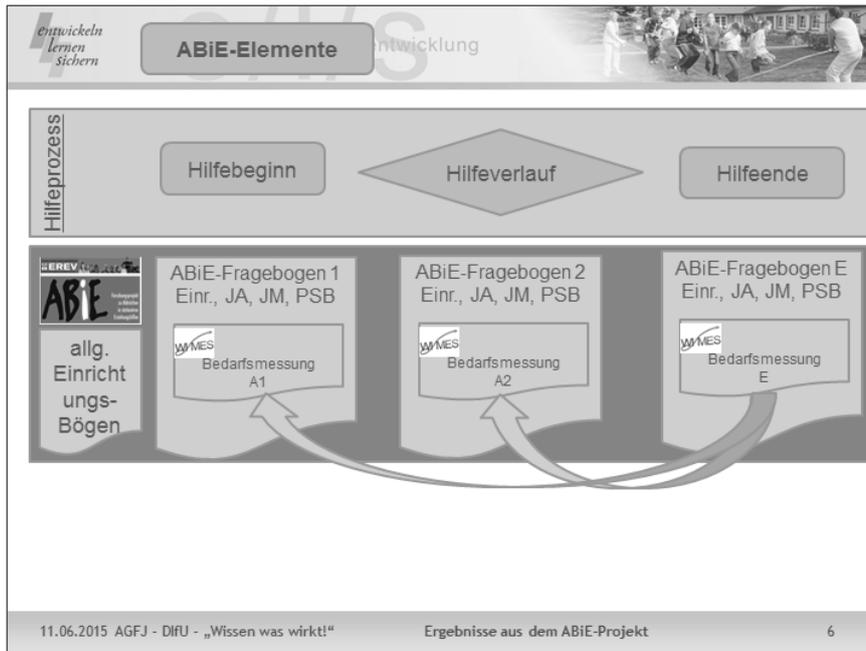


Abbildung 1

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Bei der WIMES-Bedarfsmessung arbeiteten wir im Projektzeitraum mit neun Bedarfsdimensionen¹ (**Abbildung 2**), die sich in familienbezogene Dimensionen, sehr nah an der Person und Persönlichkeit des jungen Menschen ausgerichtete Dimensionen sowie Dimensionen, die auf das soziale Umfeld ausgerichtet sind, einteilen lassen. Diese werden zu den drei genannten Zeitpunkten untersucht und auf einer Siebener-Skala, die mit sogenannten Ankersätzen hinterlegt ist, eingetragen.

1. Design, Elemente, Projektrahmen

Exkurs: Die WIMES-Methode (in ABiE):
Die (erzieherischen) Bedarfe wurden eingeschätzt

- auf 9 Bedarfsdimensionen

1 VERSORGUNG UND SCHUTZ IN DER FAMILIE
2 ERZIEHUNGSKOMPETENZ DER ELTERN
3 FAMILIENKOMMUNIKATION UND BEZIEHUNGEN
4 PSYCHISCHE UND EMOTIONALE SITUATION
5 SOZIALVERHALTEN
6 LERNEN UND LEISTUNG
7 EIGENVERANTWORTUNG
8 Möglichkeiten zur Teilhabe, Bildung und Freizeitgestaltung
RECHTE: LEBENS- UND ENTWICKLUNGSBEDINGUNGEN

- zu Hilfebeginn, nach 6-8 Wochen und beim Hilfeende
- anhand von „Ankersätzen“ auf einer 7-er Skala
- nach hilferlevanten „Zieldimensionen“

Abbildung 2

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

¹ Seit Mitte 2013, also nach der letzten ABiE-Befragung, werden 12 Dimensionen verwendet.

Die Ankersätze dienen dazu, dass beispielsweise auf der Dimension „Sozialverhalten“ die Fachkräfte in den Einrichtungen und in den Jugendämtern eine annähernd einheitliche Bewertung vornehmen. Ein kritischer Punkt ist dabei, dass wir an dieser Stelle mit Näherungswerten und Wahrscheinlichkeiten arbeiten müssen und kein genaues Abbild der Fallwirklichkeiten erreichen werden. Auf der anderen Seite stellt sich die Frage, inwieweit es an dieser Stelle Übereinstimmungen zwischen den Bewerter/innen gibt oder auch nicht.

Jede Dimension wird außerdem nach der Frage bewertet, ob es eine hilferelevante Dimension ist. Damit wird danach gefragt, ob die Hilfe auf der Basis von Bedarfen auf dieser Dimension zustande gekommen ist.

Die Stichprobe umfasste Klienten zu 41 Prozent aus Großstädten, 29 Prozent aus kreisfreien mittelgroßen Großstädten und zu 30 Prozent aus Landkreisen. Das entspricht ungefähr der Bevölkerungsverteilung im Bevölkerungsspiegel. Dabei wurden 46 Prozent ortsnahe Unterbringungen und 54 Prozent überregionale Unterbringungen berücksichtigt. An der Untersuchung waren 45 Einrichtungen und indirekt durch die Befragungen 184 Jugendämter beteiligt.

Die Untersuchung fand auf drei Ebenen statt:

- Fall bzw. Hilfe (bei uns ist ein Fall eine Hilfe),
- Individualebene,
- Organisation(en).

Die Fragebögen gingen mit verschiedenen Inhalten jeweils an:

- den jungen Menschen: Selbsteinschätzung, Hilfe(-begründung), Betreuer(-verhältnis), Haus, Gruppe, Eltern, Hilfeprozess, Bedarf,
- Personensorgeberechtigte: Hilfeanbahnung, Einschätzungen zur Hilfe, zur Einrichtung, Strukturdaten der Familien, Bedarf,
- Einrichtungen: Hilfe, Bedarf, Eingangssituation, Information durch Jugendamt,
- Jugendamt: Fall-Vorgeschichte, Problemlagen, Bedarf, Hilfeplanung, subjektive Einschätzungen.

2. Ausgewählte Ergebnisse

Wir können für die Untersuchung auf 395 auswertbare Hilfen zurückgreifen (**Abbildung 3**), da eine Einrichtung nicht mehr als 20 Hilfen beisteuern sollte und die Jugendlichen sowie ihre Eltern der Befragung zustimmen mussten. Außerdem sollte die Hilfe länger als zehn Tage dauern.

Die letzte Fragebogenerhebung fand am 30.06.2013 statt. Die Veröffentlichung erfolgte bis 30.06.2014. Von den 395 auswertbaren Hilfen haben wir 145 Abbrüche, die den Kern der Befragung darstellen, außerdem einige Dropouts und die geplant beendeten Hilfen im bisherigen Zeitraum. Die Abbruchquote lag nach 30 Monaten in dieser Studie bei 36,7 Prozent. Aus den WIMES-Verläufen wissen wir, wie viele Abbrüche in welchem Zeitraum zu erwarten sind. Unsere Prognose lautet insofern, dass am Ende, wenn alle

Hilfen beendet sind, 43 Prozent abgebrochen sein werden. Das sind mehr, als wir zu Beginn erwartet hatten.

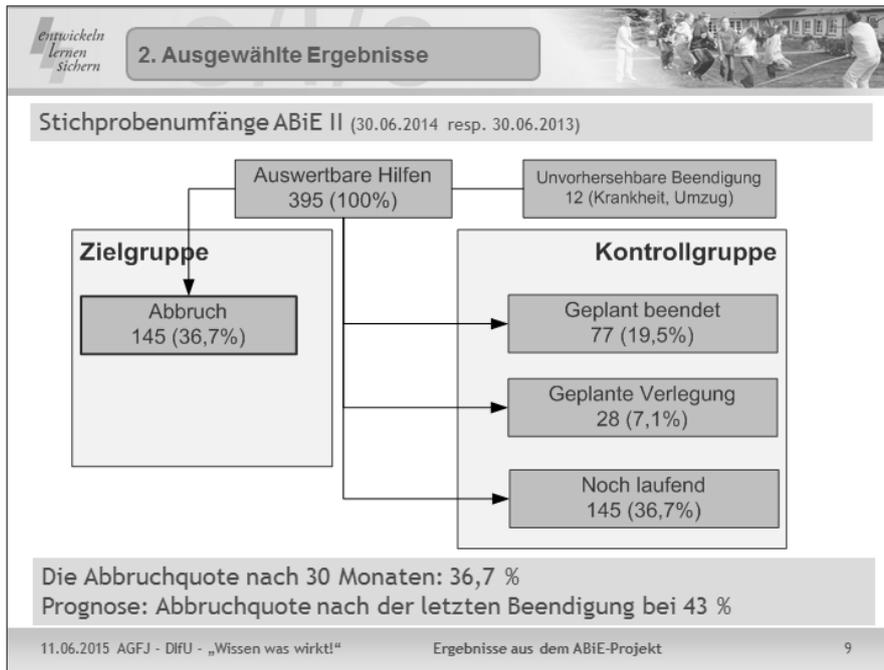


Abbildung 3

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Als größten Einfluss auf das Abbruchrisiko haben wir in der ABiE-Studie das Aufnahmealter identifiziert. Dabei steigt die Abbruchquote mit zunehmendem Aufnahmealter (**Abbildung 4**).

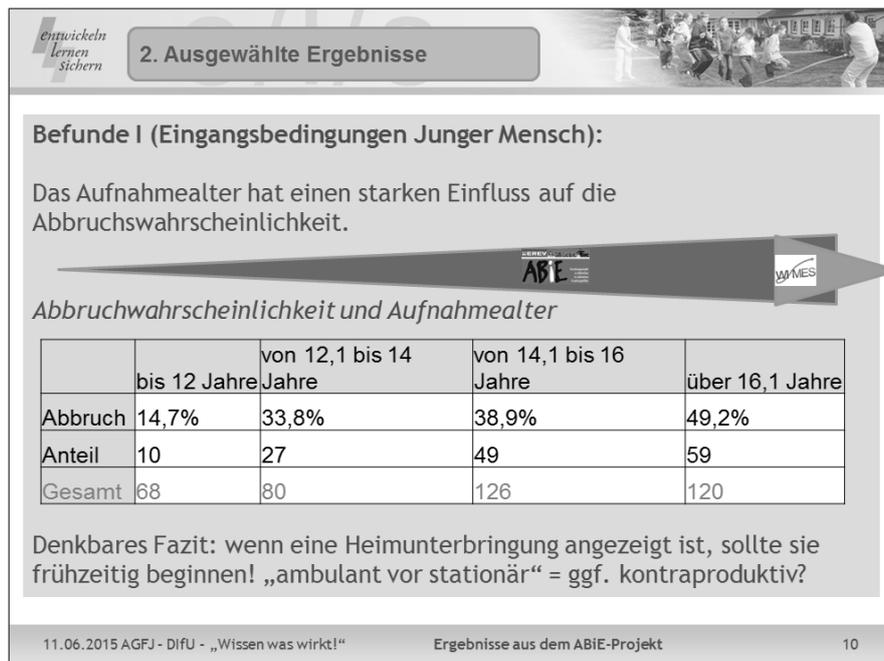


Abbildung 4

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Wir wissen aus der WIMES-Erhebung, dass sie ab einem Alter von 16,5/16,7 wieder sinkt, aber in der ABiE-Studie haben wir abweichend diese Steigerungsraten gefunden. Dieser Faktor ist naturgemäß von außen nicht zu beeinflussen. Wird das Alter mit dem Geschlecht der Kinder und Jugendlichen in den HzE kombiniert, können wir Spitzenwerte bei den Jungen über 16 Jahren und bei den Mädchen in der Altersgruppe von 12 bis 14 Jahren feststellen (**Abbildung 5**).

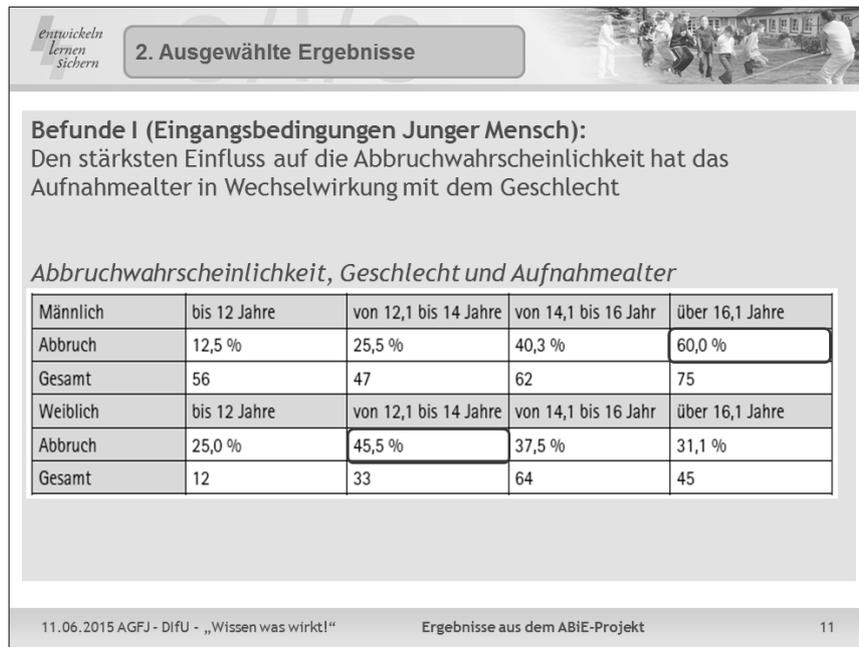


Abbildung 5 © e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Es zeigt sich eine interessante Altersverteilung, die wiederum konzeptionell im Rahmen altersspezifischer Abbruchprophylaxe zu berücksichtigen wäre.

Über die Fragbögen für die jungen Menschen, die in etwa an die WIMES-Erhebungen angelehnt sind, konnten wir analysieren, wo die Jugendlichen zu Beginn der Hilfe die Probleme sehen und in welchen Problembereichen die Jugendlichen abbrechen (**Abbildung 6**). Die Jugendlichen, die die Problemlagen bei sich zu Hause in den Familien sehen, brechen zu signifikant großer Häufigkeit die Maßnahme ab.

Untersucht wurde selbstverständlich auch, wie die Fachkräfte in den Einrichtungen den Bedarf sehen. Sie sehen die Spitzenwerte wiederum bei der Familienkommunikation und den Beziehungen in der Familie (**Abbildung 7**).

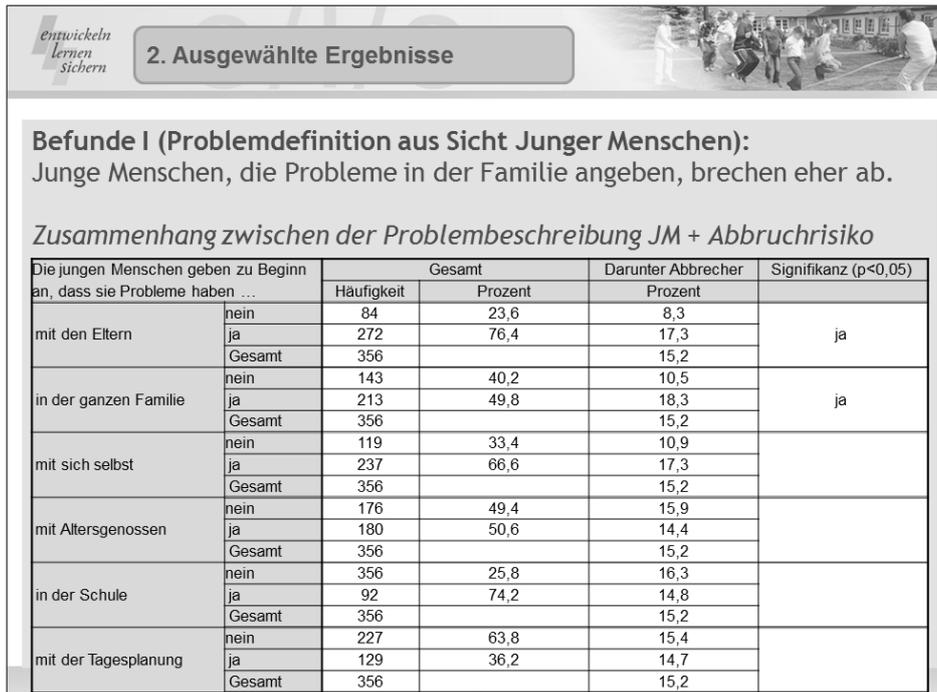


Abbildung 6

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung



Abbildung 7

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Auffällig ist der zweite Punkt, ebenfalls zu den familienbezogenen Dimensionen gehörend, nämlich die Erziehungskompetenz der Eltern. Den Spitzenwert in Dimensionen mit Bezug auf den jungen Menschen konnten wir bei der psychischen und emotionalen Stabilität ausmachen.

Die Dimensionen wurden geclustert und in Bedarfs-Typen aggregiert (**Abbildung 8**).

Bedarfstypen	Männlich	Weiblich	Gesamt
Typ 1: extrem hohe isolierte Familienbelastung	23,4%	35,5%	28,1%
Typ 2: sehr prekäre Lebenssituation mit hoher Belastung von jungem Menschen und der Familie	21,1%	20,5%	21,0%
Typ 3: geringe Problembelastung bei mittelschwieriger Lebenssituation	25,4%	27,1%	26,1%
Typ 4: isoliert hohe Problembelastung beim jungen Menschen	30,1%	16,9%	24,8%

11.06.2015 AGFJ - DIfU - „Wissen was wirkt!“ Ergebnisse aus dem ABiE-Projekt 14

Abbildung 8

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Damit sind wir zu vier signifikanten Unterscheidungen gekommen: der erste Typ mit einer extrem hohen Familienbelastung, der zweite Typ mit einer sehr prekären sozialen Lebenssituation mit hoher Belastung des jungen Menschen und der Familie, der dritte Typ mit geringer Belastung bei mittelschwieriger Lebenssituation sowie der vierte Typ mit isoliert hoher Problembelastung beim jungen Menschen.

Hier finden wir ebenfalls nicht ganz so signifikante, aber dennoch deutliche Unterschiede zwischen den Abbruchhäufigkeiten bei den Mädchen und den Jungen.

Wenn wir diese Befunde per multipler Regression noch einmal berechnen, stellen wir fest, dass die vorhergehenden Bedingungen und die Problembelastungen des jungen Menschen bestimmte Auswirkungen auf das Abbruchrisiko haben (**Abbildung 9**). Auch hier finden sich die Spitzenwerte beim Aufnahmealter, das kaum zu beeinflussen ist. Die anfängliche Problembelastung des jungen Menschen wirkt sehr deutlich. Das Geschlecht hat in der Summe aller Hilfen keine signifikante Auswirkung auf das Abbruchrisiko. Die beiden genannten Bedingungen jedoch sind herausragend und insofern aus unserer Sicht Anlass für konzeptionelle Überlegungen.

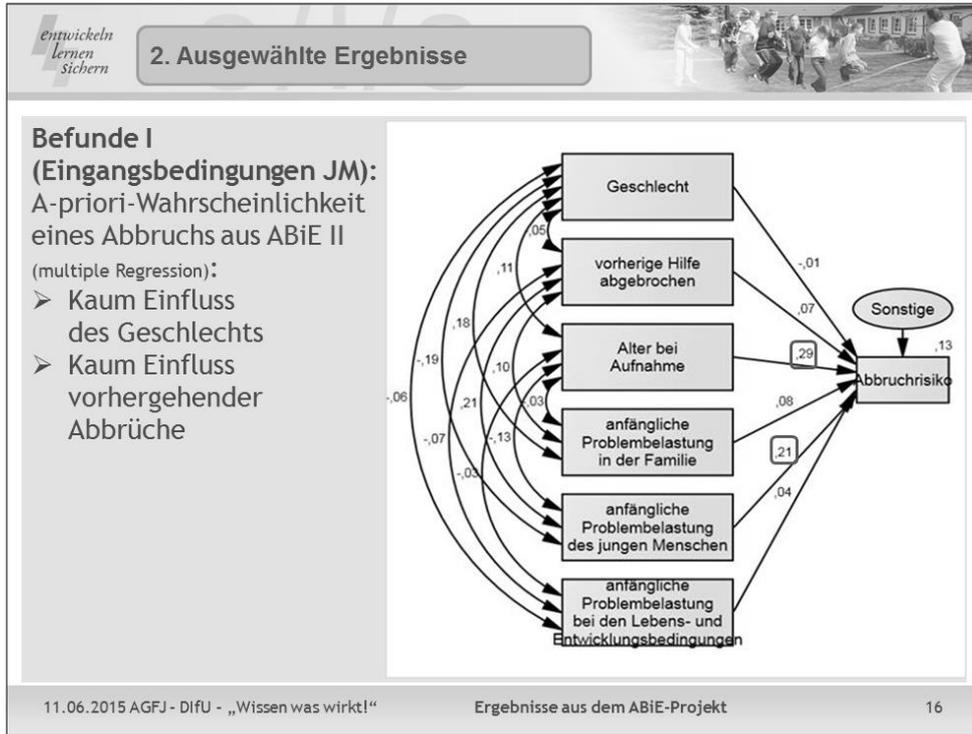
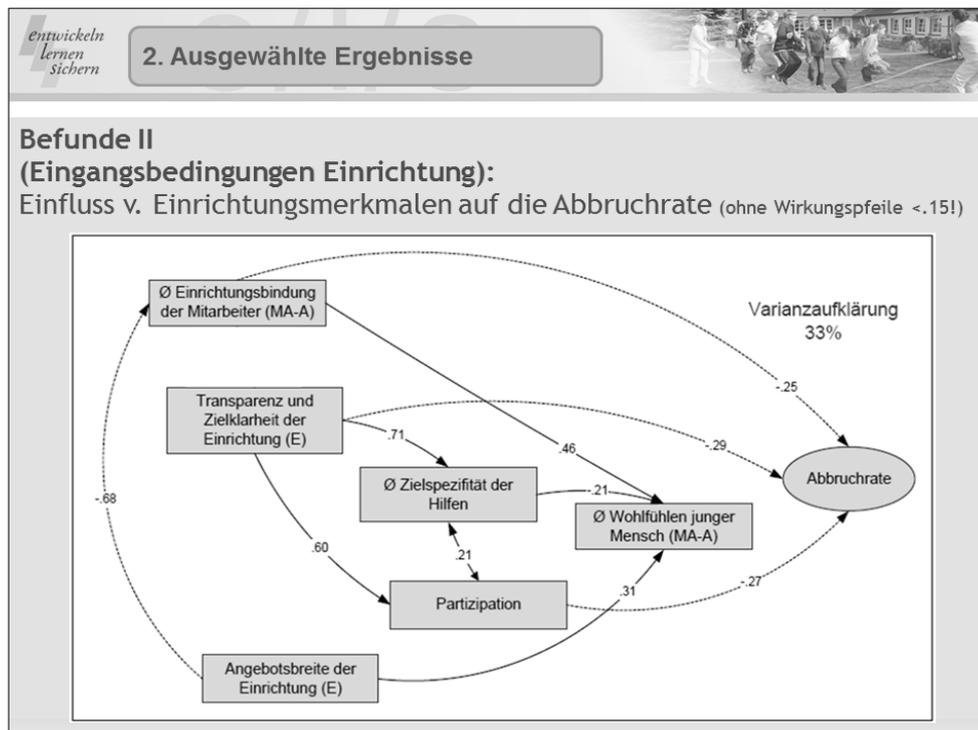


Abbildung 9

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Teil der ABiE-Studie war ebenfalls die Einrichtungsbefragung. Die daraus ermittelten Resultate wurden mit der Abbruchquote in Bezug gesetzt. Dabei gehen wir der Frage nach, inwieweit Einrichtungsmerkmale und -qualitäten einen Einfluss auf die Abbruchrate haben (**Abbildung 10**).



© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Die Einrichtungsbindung der Mitarbeiter bspw. wirkt sich mindernd auf die Abbruchrate aus. Es wurden nur die Bedingungen aufgeführt, deren Wirkmächtigkeit bei über 15 Prozent liegt. Interessant ist dabei die Wirkungskette zwischen der Transparenz und Zielklarheit der Einrichtung, der Zielspezifität der Hilfen und der Partizipation, die wiederum erheblichen Einfluss auf die Abbruchrate ausübt.

Insofern werden durch diese Ergebnisse die Befunde aus anderen Studien bestätigt. Wir bringen an verschiedensten Stellen die unterschiedlichen Befunde zusammen. Es gibt viele kreative Köpfe, die wichtige Ergebnisse zur Qualität der HzE generieren. Aus meiner Sicht sollte daher mit der Initiative des Bundes zur Weiterentwicklung der HzE und darin über eine Sonderforschungsstelle HzE eine zusammenfassende Bündelung erfolgen.

In den beiden zeitlichen Abschnitten der ABiE-Studie wurden teilweise unterschiedliche Ergebnisse und Abbruchquoten erzielt:

In ABiE II bestätigte Rahmenbedingungen mit positivem (senkendem) Einfluss auf die Abbruchrate sind – zusammengefasst:

- Transparenz und Zielklarheit (hoher Einfluss in der Wirkungskette),
- Einrichtungsbindung der Mitarbeiter/innen,
- gelebte Kultur der Partizipation.

Es gibt aber auch Zusammenhänge mit der Abbruchrate, die wir in der ersten Phase gefunden haben, die sich aber in ihrer Signifikanz in der zweiten ABiE-Studienphase nicht (mehr) bestätigten:

- Qualitätsorientierung zwischen Jugendamt und Einrichtung,
- Wohlfühlen des jungen Menschen (bei Aversion wird frühzeitig abgebrochen),
- Kontrollorientierung der Mitarbeiter/innen,
- Verlässlichkeit der Einrichtung (!) s. ABiE I.

Diese Aspekte spielen eher zu Beginn bzw. während der ersten Zeit der Hilfe eine wesentliche Rolle.

Als aus unserer Sicht deutliches Qualitätsmerkmal wurde die Frage gestellt, inwieweit sich Jugendamt und Einrichtung eindeutig und klar über die Ziele der Hilfe abstimmen. Das betrifft die Dimensionen bzw. Richtungsziele, für die mit der Hilfe Veränderungen erzielt werden sollen. Im Hinblick auf diese Abstimmung ist aber kein wesentlicher Einfluss auf die Abbruchquote festzustellen (**Abbildung 11**):

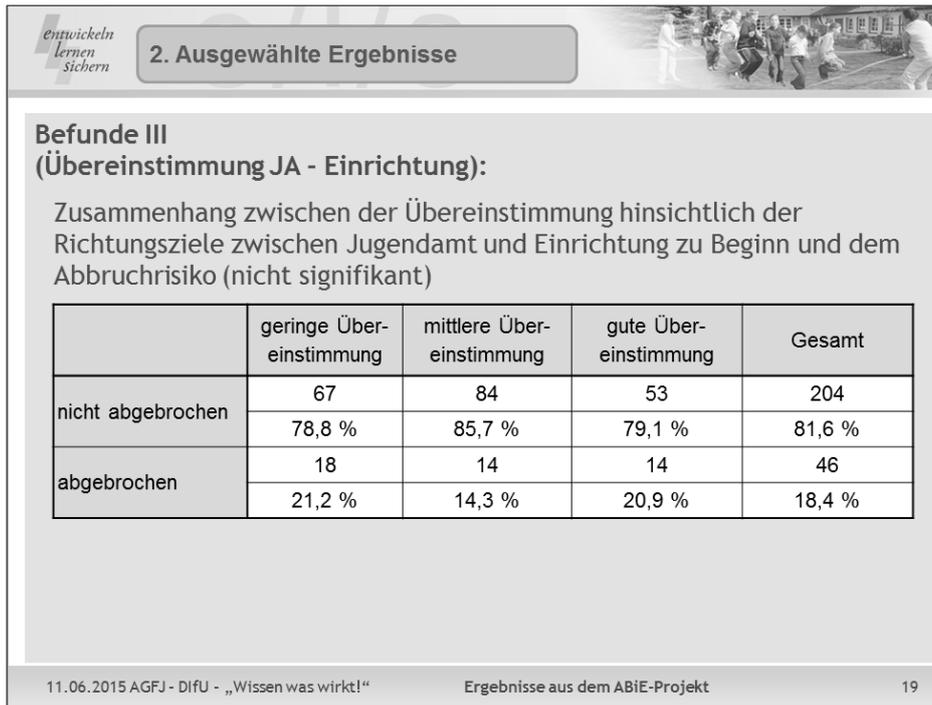


Abbildung 11

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Wir haben bei den Abbrüchen die Stichproben erweitert und nicht nur die faktisch abgebrochenen Hilfen in den Blick genommen, sondern auch die, von denen wir über die Klienten-Fragebögen ermittelt haben, dass sie „innerlich abgebrochene Hilfen“ sind. Darüber lässt sich aber ebenso wenig nachweisen, dass die Übereinstimmung zwischen Jugendamt und Einrichtung Einfluss auf die Abbrüche hätten (**Abbildung 12**).

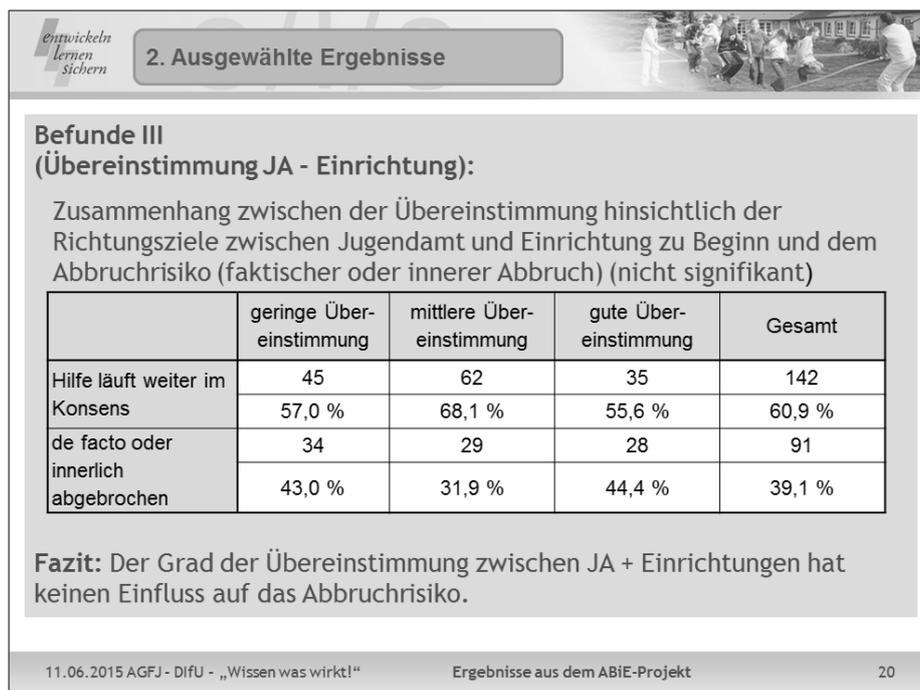


Abbildung 12

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Letztlich kommen wir zu dem Schluss, dass ein Abgleich der Jugendamts- mit den Einrichtungs-Einschätzungen nicht wirklich zu signifikanten Ergebnissen führt, aber die Höher- bzw. Geringer-Einschätzungen durchaus interessante Aspekte liefern (**Abbildung 13**).

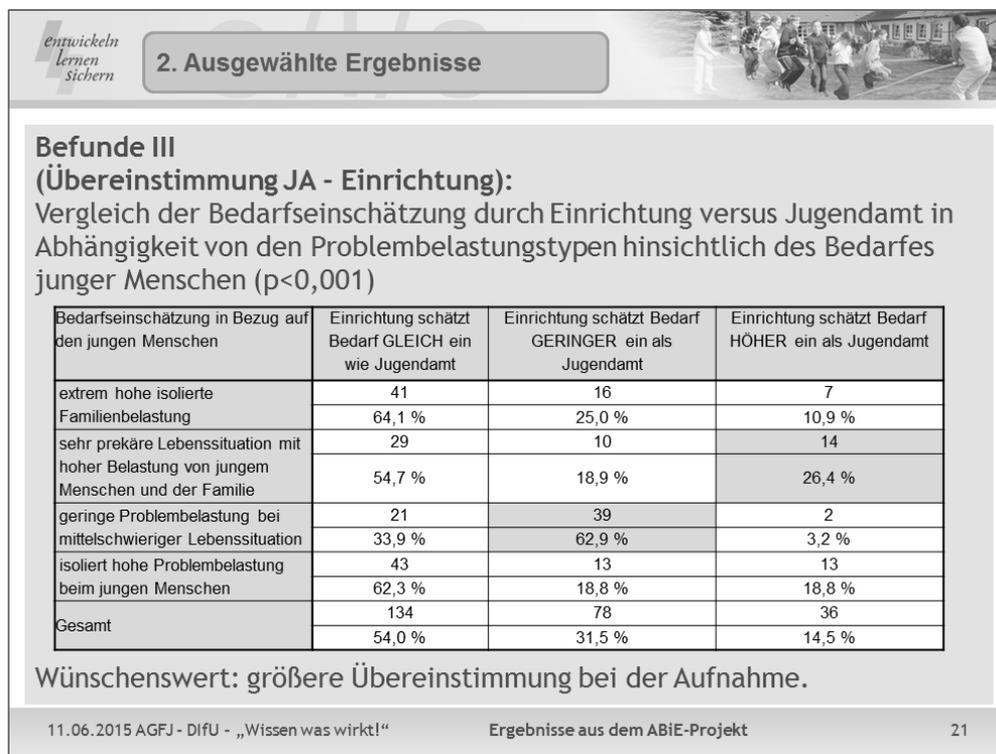


Abbildung 13

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Bei geringer Problembelastung von jungen Menschen finden wir nämlich die größten Unterschiede. Die Einrichtung schätzt den Bedarf deutlich geringer ein als das Jugendamt. Umgekehrt verhält es sich bei durchweg hohen Belastungswerten der jungen Menschen.

Auf der Basis der wesentlichen und aussagekräftigen Ergebnisse kommen wir zu dem einprägsamen und prägnanten Schluss, dass die Wirksamkeit von stationären Hilfen zu einem Drittel von den organisationalen Rahmenbedingungen in den Jugendämtern und Einrichtungen und deren Kooperation abhängt, zu einem Drittel von der Art und Weise, wie die Hilfe gesteuert und ausgestaltet wird, und zu einem Drittel von nicht beeinflussbaren Ausgangsbedingungen und nicht erkennbaren Zufallseinflüssen.

Der stärkste Hebel zur Verbesserung der Effektivität ist nach den ABiE-Ergebnissen die *Senkung der Abbruchquoten* bspw. durch die anschließend genauer beschriebenen Wirkfaktoren.

3. Wirkfaktoren im stationären Hilfeprozess (exemplarischer Exkurs)

In Berlin haben wir die WIMES-Studie parallel anhand einer Aktenanalyse begleitet und auf dieser Basis Extremgruppenvergleiche durchgeführt, um damit, wenn Sie so wollen, in die „Black Box“ (**Abbildung 14**) schauen zu können. Im Rahmen von ABiE und WIMES

betrachten wir die Bedarfe vor Beginn sowie am Ende der jeweiligen Hilfe sowie abgleichend die Bedarfsveränderungen.

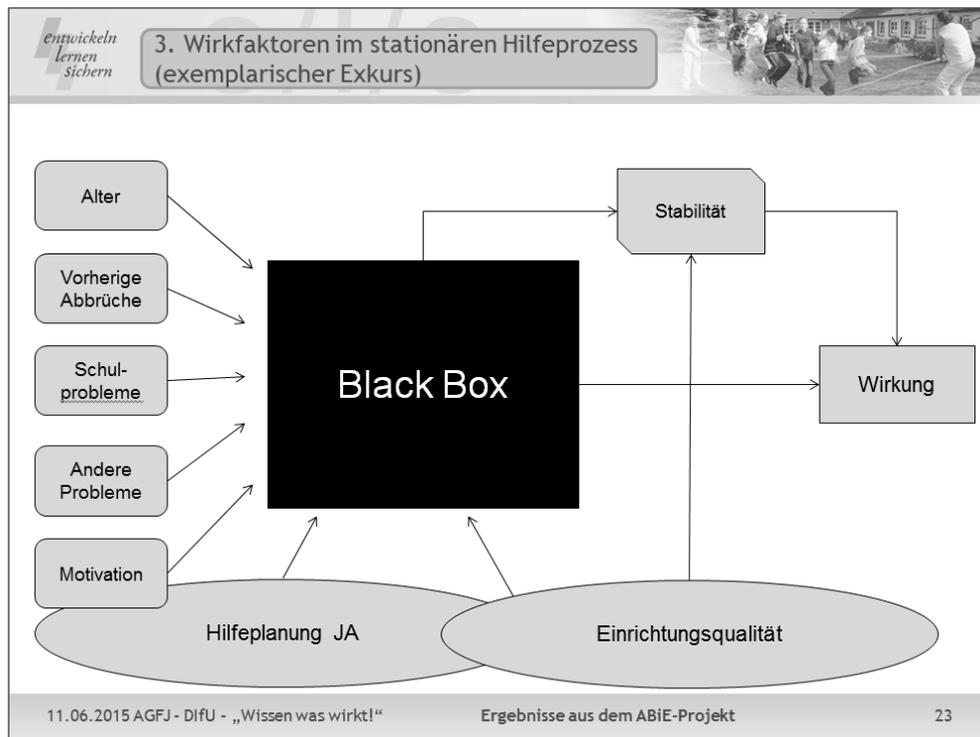


Abbildung 14

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Damit wissen wir allerdings noch nicht, was im Einzelnen genau diese Änderungen bewirkt hat. Das wird üblicherweise in qualitativen Erhebungen untersucht. Wir haben „zur qualitativen Ausleuchtung der Black Box“ eine Aktenanalyse mit anonymisierten Akten aus vier Berliner Bezirken durchgeführt. Das Aufnahmealter lag zwischen 12 und 16,5 Jahren (Mittelwert 14,8). Betrachtet wurden abgebrochene vs. nicht abgebrochene Hilfen im Verhältnis von 1:1. Dabei achteten wir auf „parallelisierte Ausgangsbedarfe“, das heißt, dass die Anfangs-Bedarfe zu Beginn der Hilfe etwa gleich waren, ein in etwa gleiches Profil aufwiesen. Es gab Extremgruppenvergleiche in dem Sinne, dass wir bei etwa gleichen Ausgangsbedarfen extrem unterschiedliche Bedarfsprofile am Ende finden. Eingang in die Gruppe der zu analysierenden Akten fanden daher abgebrochene Hilfen mit hohen Bedarfen am Ende einerseits und durchlaufende Hilfen mit einer positiven Bedarfsentwicklung andererseits. Darauf lassen sich dann sinnvolle Faktorenanalysen anwenden. Dabei hatten wir die Möglichkeit, bei den fallverantwortlichen Fachkräften im Jugendamt ergänzende Rückfragen zu stellen.

Wir wandten ein Raster an, das offensichtlich einen Evaluationskonsens darstellt. **Ras-terelemente** waren:

- Zufriedenheit und Wohlfühlen,
- Partizipation,
- verlässliche Beziehungen zwischen dem jungen Menschen und seinen Pädagogen,

- fachliche Steuerung durch das Jugendamt,
- Kooperation der Eltern und des jungen Menschen mit der Einrichtung,
- die Vernetzung der Hilfe mit anderen Fachkräften und Institutionen,
- Passung der Hilfen (nach Intensität und Spezialisierung).

Während der Analyse der Akten zogen wir gemäß der „grounded theory“ ergänzend zwei Aspekte hinzu, nämlich:

- den Umgang mit Krisen und
- die schulische bzw. ausbildungsbezogene Eingebundenheit.

Der Untersuchung lagen folgende **Leithypothesen** zugrunde:

1. Die Hilfeverläufe von durchlaufenden und abgebrochenen Hilfen unterscheiden sich!
2. Unterschiede zwischen den beiden Gruppen der Abbrecher/innen und der wie geplant verlaufenen Fälle liefern Hinweise auf generell wirksame Vorgehensweisen.
3. Es geht um Mustererkennung und nicht um retrospektive Erklärung.
4. Es geht um Wahrscheinlichkeiten (gem. Bayes'schem Theorem) – nicht um Patentrezepte.

Die Parallelisierung der Eingangsbedarfe und Merkmale der Klient/innen ist in **Abbildung 15** aufgeführt. Die helle Linie steht für die regulär beendeten Hilfen und die dunkle für die abgebrochenen Hilfen. Unten in der Tabelle sind die Bedarfe dieser beiden Gruppen aufgelistet, die es nach der WIMES-Messung gibt.

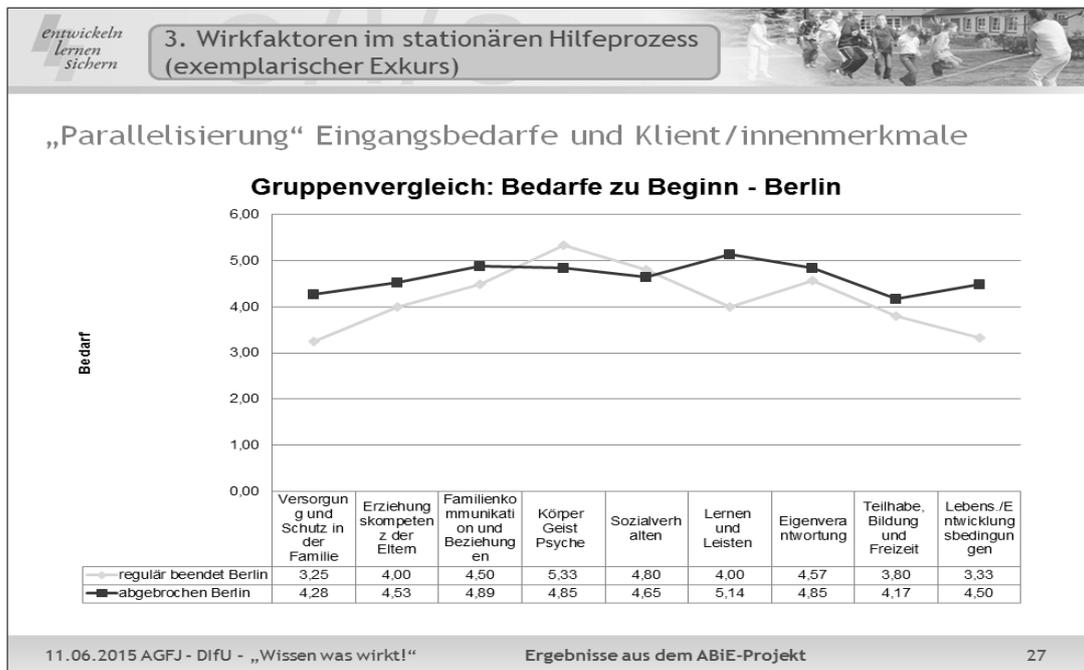


Abbildung 15

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Zur Berechnung der Wahrscheinlichkeiten benutzen wir das Bayes'sche Theorem. Wenn wir wissen, wie hoch die Abbruchquote und wie wahrscheinlich ein Abbruch ist und ergänzend wie sich die Altersgruppe verteilt, können wir die Abbruchswahrscheinlichkeit errechnen (**Abbildung 16**).

entwickeln
lernen
sichern

3. Wirkfaktoren im stationären Hilfeprozess
(exemplarischer Exkurs)

**Bsp. Bayes'sches Theorem (falls Bedarf!):
Abbruchwahrscheinlichkeit und Aufnahmealter**

A	Abbruch		Ereignis, von dem ich die Vorhersage verbessern will
B	kritische Altersgruppe		Ereignis, mit dessen Hilfe ich die Vorhersage verbessern will
x	43 %	$p(A)$	Wahrscheinlichkeit (a priori) eines stationären Abbruchs in Berlin
y	52 %	$p(B A)$	Wahrscheinlichkeit, der kritischen Altersgruppe anzugehören, wenn die Hilfe abgebrochen wurde
z	36 %	$p(B)$	Anteil der kritischen Altersgruppe insgesamt
C	62 %	$p(A) \cdot p(B A) / p(B)$	Wahrscheinlichkeit (a posteriori) eines Abbruchs, wenn der junge Mensch bei der Aufnahme zur kritischen Altersgruppe gehörte

11.06.2015 AGFJ - DIFU - „Wissen was wirkt!“ Ergebnisse aus dem ABIE-Projekt 28

Abbildung 16

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Wir wollten eine Prognose für das Ereignis „Abbruch“ wagen und dabei bestimmen, welche Faktoren diesen Abbruch vorhersagen können. Das ist im dargestellten Beispiel die Altersgruppe: Wenn wir wissen, dass die Wahrscheinlichkeit eines Abbruchs einer stationären Hilfe in Berlin bei 43 Prozent liegt, und die Wahrscheinlichkeit der Klienten, zu der kritischen Altersgruppe zu zählen, 52 Prozent beträgt, wenn wir außerdem den Anteil der kritischen Altersgruppe insgesamt berücksichtigen, erkennen wir, dass die Wahrscheinlichkeit für einen Abbruch a posteriori bei 62 Prozent liegt.

Mit diesen Wahrscheinlichkeitsannahmen wurden weitere ermittelte Faktoren ebenfalls berechnet. Daraus ergaben sich nachweislich **die fünf wirkmächtigsten fachlichen Prozessmerkmale der Heimerziehung „5 W“**:

- Schulbesuch und Bildungserfolge zügig fördern,
- Wohlfühlen und Zufriedenheit der Klienten erreichen,
- krisenhafte Entwicklungen frühzeitig und nachhaltig abwenden,
- höchste Verlässlichkeit der Dienstleistung gewährleisten,
- Sinnerleben und Nutzenerwartung bei Klienten wecken.

Als wirkmächtigstes Prozessmerkmal ermittelten wir die Förderung des Schulbesuches bzw. des Bildungserfolgs. Wenn hier möglichst frühzeitig gefördert wird und belastbare

Schritte in die Hilfe implementiert werden, senkt das signifikant und in unseren Berechnungen am deutlichsten sichtbar die Abbruchquote.

Das Wohlfühlen und die Zufriedenheit der Klient/innen fanden wir an zweiter Stelle, danach die Art und Weise, wie im Rahmen der Hilfen und Hilfeabstimmung auf krisenhafte Entwicklungen eingegangen wird, insbesondere, wer darin einbezogen wird. Die Nutzererwartung, das heißt, ob allen Beteiligten klar ist, warum die Maßnahme durchgeführt wird und welche Ziele damit erreicht werden sollen, wurde heute bereits mehrfach angesprochen. Die Hilfen werden eher abgebrochen, wenn die jungen Menschen nicht wissen, warum sie in der Einrichtung sind und hier vor allem, wenn die Probleme in der Familie gesehen werden.

In diesem Rahmen möchte ich zwei Aspekte exemplarisch herausgreifen und erläutern.

Prozessmerkmal: Schulbesuch und Bildungserfolge zügig fördern

In den erwähnten „Extremgruppen“ wurde verglichen, ob eine Schulabstizienz vor der Maßnahme vorlag oder nicht (**Abbildung 17**). Hier fanden wir eine deutliche Verteilung. Keine Schulabstizienz vor der Maßnahme gab es bei 52 Prozent. Die Jugendlichen brechen zu einem geringeren Anteil die Hilfe ab. Die hellen Säulen stehen jeweils für die abgebrochenen Hilfen.

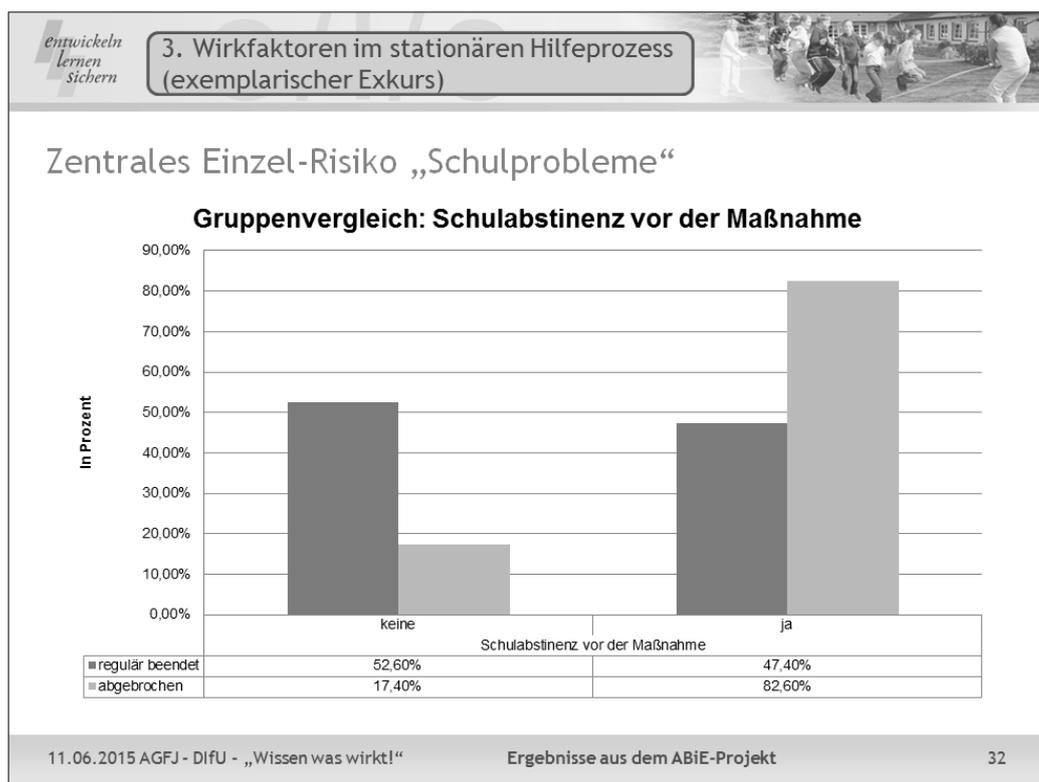


Abbildung 17

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Gab es eine Schulabstizienz vor der Maßnahme, liegen wir in Bezug auf die Abbrüche bei 80 Prozent.

Die Schulproblematik wurde auch und gerade begleitend zur Maßnahme untersucht, das heißt, die Schulentwicklung während der Maßnahme (**Abbildung 18**) wurde in Augenschein genommen. Die Befunde wurden in „sehr schlecht“, „problematisch“ und „gut“ geclustert.



Abbildung 18

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Auch hier fanden wir eine eindeutige Verteilung. Dort, wo es in der Schule gut läuft, gibt es kaum Abbrüche. Wo ein hoher Anteil an Abbrüchen zu verzeichnen ist, läuft es nicht besonders gut (auch) in der Schule.

Man könnte schlussfolgern, dass das Eine mit dem Anderen ursächlich und wechselseitig zusammenhängt. Zumindest in dieser Studie hat sich die zügige Förderung von Schulbesuch und Bildungserfolg als der wirkmächtigste Faktor herausgestellt. Die Basis dieser Aussagen wurde aus den Aktenanalysen anhand von Items, die tatsächlich dort dokumentiert waren, herausgefiltert.

Unter Berücksichtigung der identifizierten Faktoren aus der ABiE-Studie und aus der Aktenanalyse unterbreiten wir für die alltägliche Praxis folgende Vorschläge, die sinnvolle Prüfkriterien für die Praxis der Einrichtungen sein können:

- Fundierte Schuldiagnostik, inkl. Hypothesen über Ursachen d. Probleme,
- geeignete Schule finden oder schulisches Programm in Jugendhilfe,
- Aufmerksamkeit und Unterstützung von Schule im pädagogischen Alltag,
- dichte Kommunikation mit den Lehrern,
- Beschulung und Förderung muss schnell in Gang kommen,

- schulbezogene Hilfeplanung schon im Jugendamt,
- ggf. individuelle regelmäßige Lernbegleitung organisieren.

Prozessmerkmal „Krisenhafte Entwicklungen frühzeitig und nachhaltig abwenden“

Beim Umgang mit krisenhaften Entwicklungen fanden und errechneten wir zwei Cluster: den proaktiv-verbundlich-partizipativ-systemischen Cluster 1 und das reaktiv-probierend-dekretorisches-individualisierende Vorgehen im Cluster2 (**Abbildung 19**):

	Cluster 1 „proaktiv-verbundlich-partizipativ-systemisch“	Cluster 2 „reaktiv-probierend-dekretorisches-individualisierend“
Problemsensitivität	Frühes Erkennen von Krisenentwicklung Problemlösendes Herangehen	Sehr spätes Erkennen von Krisenentwicklung, „Feuerwehr-Taktik“
Lösungs-Nachhaltigkeit	Bei gleicher Häufigkeit von Problemen, Konflikten und Krisen wenig „Wiederholungen“	Probleme, Konflikte und Krisen tauchen in Variationen immer wieder auf, „thematisches Vagabundieren“
Zielorientierung	Mittleres Maß an Zielorientierung mit Festschreibung wesentlicher Ziele und Anpassung von Handlungsprogrammen	Diffuse Ziele, wechselnde Handlungsprogramme und aleatorische Reaktionen verschiedener Personen
Partizipation	Einbezug des jungen Menschen / der Familie in das Krisenverstehen und die Lösungskonstruktion	„Verschreibung“ von Ursachen und Lösungen → „Expertokratie“
Systembezug	Lösung innerhalb des Hilfesystems mit eventueller Aktivierung neuer, integrierter Kooperationen	Verweis an andere Systeme, „Durchreichen“ an außenstehende Stellen

Abbildung 19

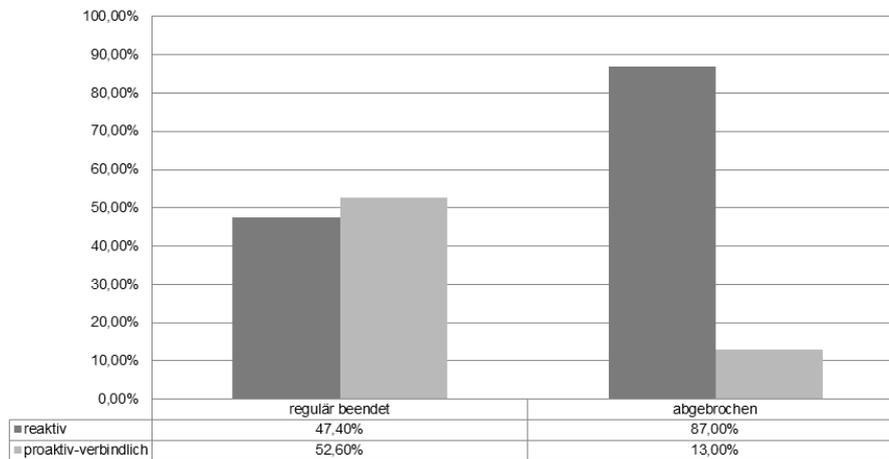
© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Bei einem Vergleich der Abbruchquoten kommen wir zu folgender Verteilung auf die Cluster (**Abbildung 20**):



Problemlösungsstil bei der Leistungserbringung

Gruppenvergleich: Lösungsstile während der Maßnahme



11.06.2015 AGFJ - Difu - „Wissen was wirkt!“

Ergebnisse aus dem ABiE-Projekt

37

Abbildung 20

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Der reaktive Stil (dunkle Säulen) führt offenbar eindeutig zu mehr Abbrüchen als der proaktiv-verbündliche Lösungsstil (hellgraue Säulen).

Der Gruppenvergleich in Bezug auf die Interaktionsstile der Sorgeberechtigten zeigt, dass das ambivalente Pendeln der deutlichste Marker für eine Abbruchwahrscheinlichkeit ist (**Abbildung 21**).

Schließlich führten wir noch einen Gruppenvergleich im Hinblick auf die Partizipation bei der Lösung von Krisensituationen durch (**Abbildung 22**).

Es ist nicht überraschend, dass das Abbruchrisiko am höchsten ist, wenn keine Beteiligung stattfindet. Das sollte natürlich nicht vorkommen, ist aber in einzelnen Akten nachzulesen. Die besten Chancen auf Fortbestand der Hilfe sind gegeben, wenn bei einer Krise der junge Mensch, die Eltern und das Jugendamt an einen Tisch geholt werden. Das ist zunächst scheinbar trivial, aber in Bezug auf die Häufigkeitsverteilung leider nicht immer der Fall.



Risikoerhöhende Interaktionsstile von Sorgeberechtigten

Gruppenvergleich: Konfliktreaktionen von Sorgeberechtigten

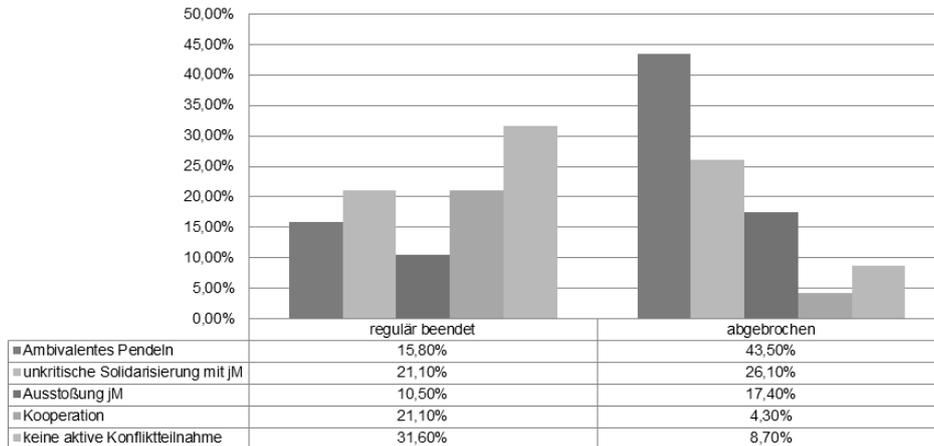


Abbildung 21



Partizipation bei der Lösung und Abbruchrisiko

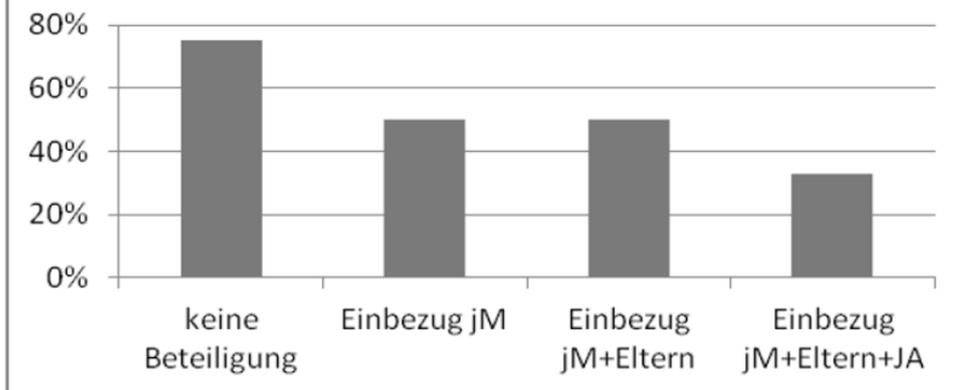


Abbildung 22

Um krisenhafte Entwicklungen frühzeitig und nachhaltig abzuwenden, schlagen wir vor, folgende Aspekte bei der Prozessgestaltung zu berücksichtigen:

- Früherkennung krisenhafter Entwicklungen konzeptionell verankern!
- Konfliktpotenzial schon in der Anbahnung kommunizieren,
- Krisenbearbeitung unter Beteiligung des jungen Menschen, der Personensorgeberechtigten und des Jugendamtes,
- Krisen-Informationsfluss intern absichern (Übergaben),
- Notfallnetzwerk (Kinder- und Jugendpsychiatrie/-psychotherapie, Polizei, Schule),
- Nachbearbeitung von Krisen – Lernen aus Krisen,
- Wissen um Belastungen der jungen Menschen.

Auf der Basis dieser Faktoren haben wir eine Zusammenstellung sinnvoller konzeptioneller Ergänzungen erarbeitet: Das Qualifizierungsprogramm WEGE ist ein strukturiertes Handlungsprogramm zu den „5 W“ (fünf Wirkfaktoren) und systemdynamischen Modellen zu evidenzbasierter (Abbruch-)Risikoabschätzung.

4. WIMES, ABiE und Effizienzberechnung

Die Ergebnisse solcherart Studien wurden sinnvoll zusammengefasst: aus den WIMES- und ABiE-Erhebungen, der Aktenanalyse bei einem regionalen Jugendhilfeträger sowie weiteren Eckdaten, z. B. zu den Kosten von HzE wurde ein Modell zur Effizienzberechnung entwickelt. Wobei die Effizienzberechnung nicht im Sinne einer betriebswirtschaftlichen Aufwandsberechnung zu verstehen ist, sie enthält keine Kostenanteile des öffentlichen Jugendhilfe-Trägers. Eher ist es eine Kosten-Nutzen-Berechnung für die beauftragte Leistung aus der „Kundenperspektive Jugendamt“.

Dazu entwickelten wir Berechnungsmodelle. Als Ausgangsdaten lagen vor:

- Verweildauern, Abbruch- und Verlegungsquote, Entgelte etc.,
- Bedarfsentwicklung nach WIMES,
- Ergebnisse nach ABiE,
- durchschnittliche Entgeltsätze des öffentlichen Jugendhilfe-Trägers der Region.

Lassen Sie mich das Berechnungsmodell im Folgenden kurz skizzieren:

Wenn der Mittelwert der Kosten von Maßnahmen ermittelt werden soll, werden in der Regel in den Jugendämtern das jeweilige Maßnahme-Entgelt und die jeweilige Dauer hochgerechnet.

Formel-Herleitung der Durchschnittskosten (Berechnung für stationäre Hilfen):

1. $M_{\text{Kosten}} = M_{\text{Entgelt}} \times M_{\text{Dauer}}$

2. Dies führt zu der Haltung „Hilfen so kurz wie möglich“ zu gestalten, aber diese einfache Rechnung berücksichtigt nicht, dass Abbruch- und Verlegungsquote die Maßnahmekosten (M_{Kosten}) verringern.

Daher muss eine Bereinigung um die Abbruchs- und Verlegungskosten erfolgen:

$$M_{\text{Kosten}} = M_{\text{Entgelt}} \times M_{\text{Dauer|geplant}} + M_{\text{Entgelt}} \times M_{\text{Dauer|Abbruch}} + M_{\text{Folgekosten|Abbruch}}$$

Dies ist eine reine Kostenberechnung, noch keine Effizienz-Kennzahl.

3. Die Kritik bekannter Effizienzkennzahlen richtet sich darauf, dass die Aussage: „1 Euro Heimerziehung erbringt 3 Euro für die Gesellschaft“ eine tendenzielle Aussage ist, die auf 50 Jahre gerechnet gesamtgesellschaftlich stimmen mag, jedoch keine einrichtungsbezogenen Aussagen trifft.

Mancherorts wird der SROI (Social Return on Investment) verwendet, indem zum Beispiel errechnet wird, wieviel Rückfluss eine Behindertenwerkstatt in der Region durch die Mitarbeiter, durch Catering, durch das Wirken und Auswirken auf die Region schafft. Sozialleistungen sind jedoch nicht als Wirtschaftsförderung gedacht, Wirtschaftsförderung kann das effizienter. Es ist kein dauerhaft taugliches Instrument dafür, die Wirksamkeit von Sozialeinrichtungen nachzuweisen.

Unseres Erachtens wäre es einfacher und auf unserer Datenbasis auch nachweislich, die Effizienz über Wirkung und Kosten abzubilden: cost effectiveness:

$$\text{Effizienz} = \frac{\text{Wirkung}}{\text{Kosten}}$$

Dabei müssen wir gelegentliche Ausschlüsse berücksichtigen. Maßnahmen sind wirtschaftlich effizienter, wenn:

- bei gleichen Kosten mehr Wirkung erzielt wird,
- bei weniger Kosten gleiche Wirkungen erzielt werden oder
- der Quotient aus Wirkung und Kosten maximal ist.

4. Wir nutzen nun die Effektstärken-Berechnung aus WIMES, eine Wirkungskennziffer, die wir mit *Cohens d* (Berechnung der Mittelwertunterschiede aus Anfangsbedarf und dem Bedarf am Ende) berechnen.

Ermittlung bzw. Festlegung der *Wirkungs*-Kennzahl:

- a) Rangskalenproblem: 40.000 Euro vs. 20.000 Euro bei Kompetenzverbesserung von 4 auf 2 (1 = positiv)
- b) skaleninvariant vs. Absolut-Skala (einprägsam sind Prozent-Veränderungen)
- c) Cohens d: $d = \frac{\text{mittlere Differenz zwischen Ende und Anfang}}{\text{Streuung am Anfang}}$

Wir schauen also, wie sich der (aggregierte) Bedarf am Ende im Verhältnis zum Anfang darstellt und gleichzeitig, wie das Verhältnis zu der Streuung am Anfang ist. Cohens d ist ein anerkannter Standard für eine Effektstärkenberechnung und international ein für Effekte im soft-skill-Bereich häufig verwendetes Instrument.

Zur Effizienzberechnung bei der Einrichtung haben wir zunächst die Abbruchquote als wesentlichen Aspekt der Effizienz, der in die Berechnung einfließt, betrachtet (**Abbildung 23**):

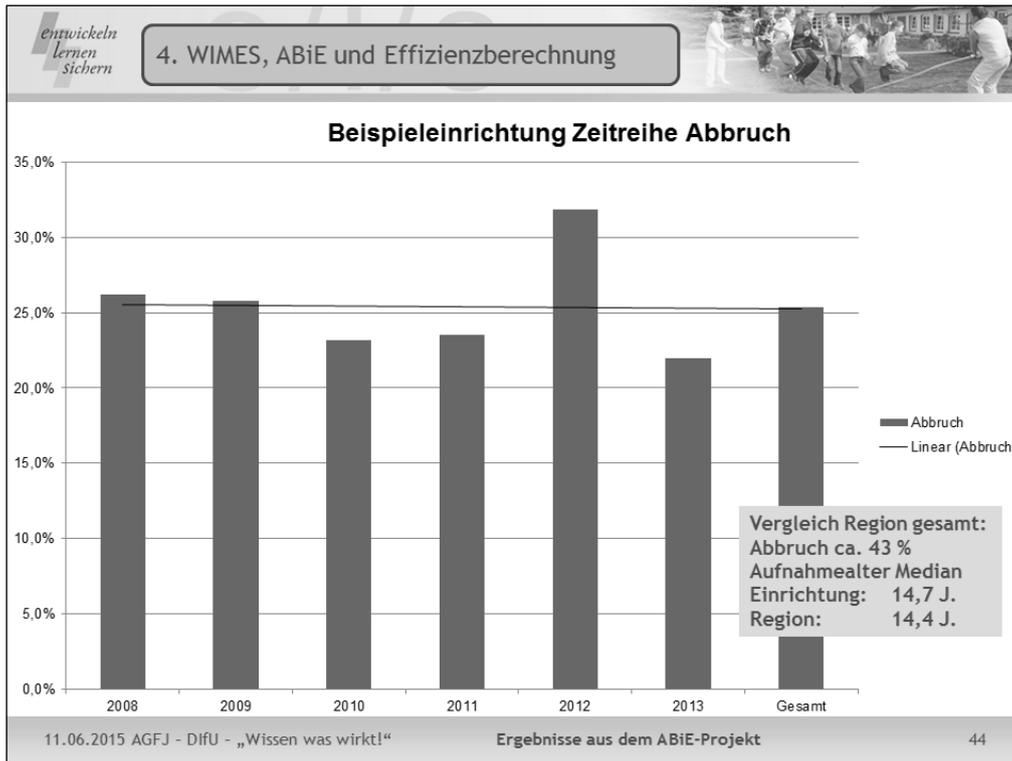


Abbildung 23

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Die Abbruchquote ist gegenüber den Vergleichswerten, die wir sonst in der Region vorfinden, relativ stabil und auch relativ gering. Die Altersgruppe der Stichprobe war mit 0,3 Jahren Unterschied vergleichbar.

Außerdem wurde die Abbruchquote im Hinblick auf die Verteilung der Altersgruppen in den Blick genommen (**Abbildung 24**). Die helleren Säulen zeigen die Werte für die Einrichtung, die dunklen Säulen die Werte der Region insgesamt an.

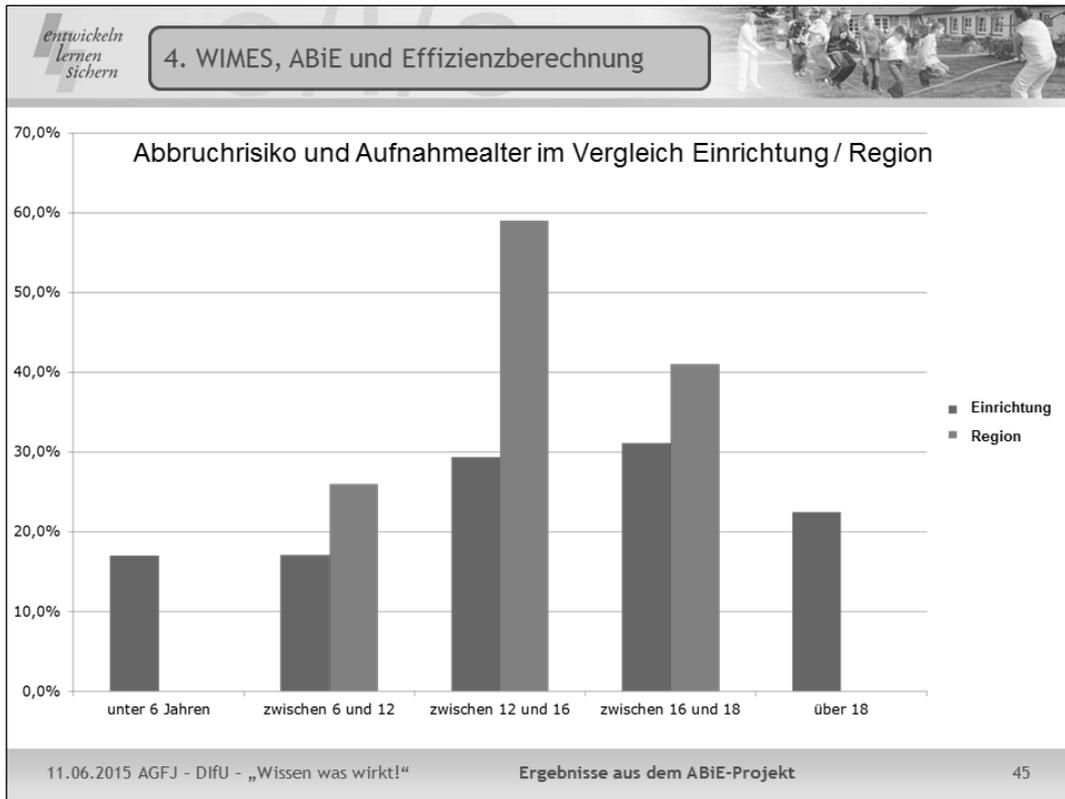


Abbildung 24

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Diesen Ergebnissen wurde der jeweilige Cohens-d-Wert in den unterschiedlichen Dimensionen hinzugefügt (**Abbildung 25**):

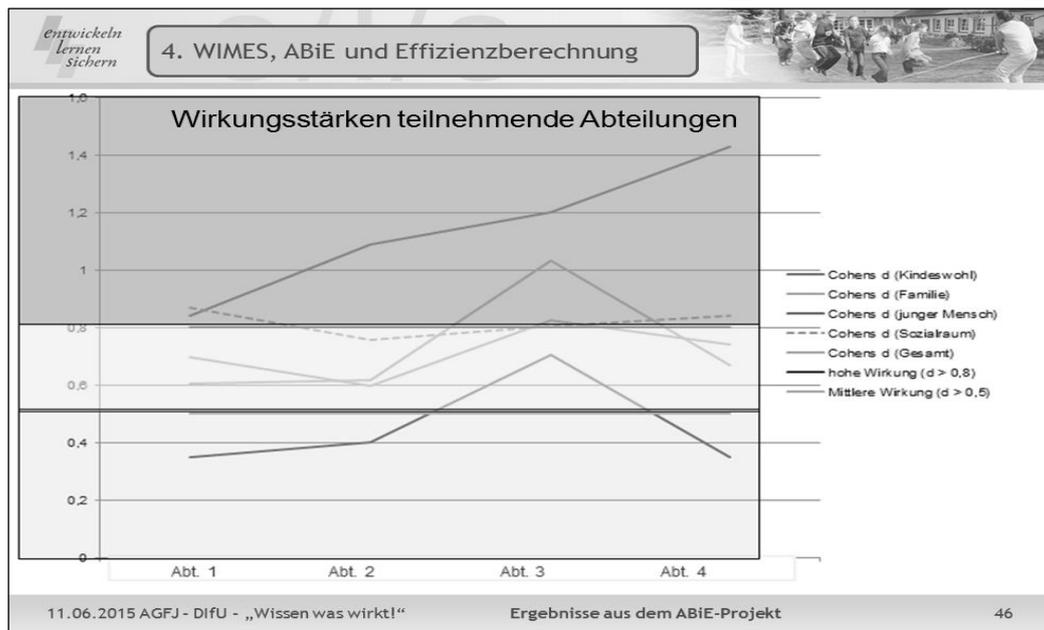


Abbildung 25

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Links auf der X-Achse ist die (aggregierte) Abnahme der Bedarfe eingetragen. Ab einem Wert von 0,5 wird von einer hohen Effektstärke gesprochen, ab 0,8 von einer sehr hohen Effektstärke. Das heißt, in den verschiedenen Teams und Abteilungen, die hier dargestellt sind, gibt es zwar Unterschiede, diese haben wir aber zu folgender Berechnung gemittelt (**Abbildung 26**):

Intensivgruppen stationär	Einrichtung	Region
Dauer stat (Mittelwert) wie geplant	252,8	835,9
Dauer stat (Mittelwert) bei Abbruch	82,4	561,5
Entgelt pro Tag	161,34 €	155,75 €
Wahrscheinlichkeit, dass eine Hilfe nicht abbricht	86%	50%
Wahrscheinlichkeit, dass eine Hilfe abbricht	14%	50%
Kosten der gelingenden Maßnahme	40.780,70 €	130.183,64 €
Kosten der abgebrochenen Maßnahme (Blind- und Fehlerkosten)	43.884,65 €	118.037,85 €
<i>davon Folgekosten bei Abbruch</i>	<i>30.585,53 €</i>	<i>30.585,53 €</i>
Gesamtkosten bei 100 Fällen	4.121.525,42 €	12.407.430,81 €
Verteilt auf die gelingenden Fälle pro Tag (effizienzbereinigt)	189,60 €	298,67 €
Nebenrechnung		
Risiko Folgekosten stat (unbekannt, geschätzt)	50%	50%
Folgekosten	30.585,53 €	30.585,53 €
effizienzbereinigte Kosten pro Tag		
Einrichtung im Vergleich zu Region	63,5%	100%
effizienzbereinigte Maßnahme-Kosten		
Einrichtung im Vergleich zu Region	37,2%	100%

11.06.2015 AGFJ - Difu - „Wissen was wirkt!“ Ergebnisse aus dem ABiE-Projekt 47

Abbildung 26

© e/l/s-Institut Institut für Qualitätsentwicklung

Wir stellen die Dauer der stationären Intensivgruppen in Tagen gegenüber, über alle Hilfen als Mittelwert berechnet. Darunter wird die Dauer der Hilfen bei Abbruch, das Entgelt pro Tag, die jeweilige Abbruchwahrscheinlichkeit und die Kosten der gelingenden Maßnahme, die sich daraus errechnen, ausgewiesen. Wir müssen in der Gesamtrechnung berücksichtigen, dass Maßnahmen abrechnen. Bei einer solchen Berechnung können wir für die Folgekosten zunächst nur identische Entgeltsätze annehmen, weil wir nicht wissen, ob die folgende Hilfe auch bei derselben Einrichtung läuft. Die Ergebnisse projizierten wir auf 100 Fälle. Pro gelingendem Falltag kommt man (effizienzbereinigt) auf die dargestellten Unterschiede – auch unter Berücksichtigung der dargestellten Nebenrechnung: effizienzbereinigte Kosten pro Tag liegen bei 63,5 Prozent bei den intensivpädagogischen Maßnahmen in der Beispielinrichtung gegenüber den Durchschnittswerten der Einrichtungen in der Region.

Diese Berechnung kann natürlich hinsichtlich einiger Annahmen, Schätzwerte und noch vorhandener Unschärfen kritisiert werden. Es ist aber ein erster Aufschlag, der auf der Basis bei uns vorliegender, umfänglicher Daten berechnet wird und der noch die eine oder andere Ergänzung erfahren kann, wenn bspw. die genauen Entgelte in der Ver-

gleichsregion bekannt wären. Bei den Regionalen Werten haben wir aufgrund von vorliegenden Teil-Informationen verständlicherweise nur Korridore berechnen können.

Bei der Einrichtung konnten wir ergänzend aus der Aktenanalyse Faktoren identifizieren, die keine signifikanten Auswirkungen auf Abbrüche haben:

- Personalwechsel im Jugendamt,
- Personalwechsel in der Einrichtung,
- Wer steuert? (ASD, Bezugserzieher, Einrichtungs-Leitung, keiner),
- vorhandene Diagnostik,
- Kontakt Kindesvater und Kindesmutter, allerdings ist eine Tendenz zu erkennen: mehr Abbrüche ohne Kontakt des Kindesvaters in der Hilfe,
- Kooperation Schule (mangels Varianz: Majorität sehr gut – gut),
- kleine Stichproben bei Kontakt Arzt, Therapeut, Polizei,
- Partizipation des jungen Menschen vor der Hilfe.

Dagegen haben sich dort als signifikante Faktoren für Abbrüche herausgestellt:

- Geschlecht: m = 30 Prozent (Abbruch)/w = 70 Prozent (Abbruch), („Das Mädchenproblem?“),
- Alter (s. o.),
- Partizipation des jungen Menschen bei der Zielfindung
 - hoch: 71,7 Prozent vs. 28,3 Prozent (Abbruch)
 - gering: 31,3 Prozent vs. 68,8 Prozent (Abbruch),
- Partizipation des jungen Menschen bei der Zukunftsplanung:
 - sehr gut ca. 20 Prozent (Abbruch) vs. 80 Prozent,
- Orientierung an der Nutzenerwartung
 - hoch: 79,5 Prozent vs. 20,5 Prozent (Abbruch)
 - gering: 30,4 Prozent vs. 69,6 Prozent. (Abbruch)

Wir konnten dabei ein „Mädchenproblem“ identifizieren. Sowohl in der WIMES-Stichprobe als auch in ABiE als auch in einigen gesonderten Auswertungen für Einrichtungen finden wir eine große Problemstellung bei Mädchen zwischen 12 und 15 Jahren, insbesondere in den stationären Hilfen. Partizipation des jungen Menschen bei der Zielfindung und Zukunftsplanung sowie die Orientierung an der Nutzenerwartung waren weitere signifikante Ergebnisse, die wir auf der Basis der Zusammenschau der Daten aus WIMES, ABiE und Aktenanalyse generieren.

Zusammenfassendes Fazit

ABiE Befunde:

Die signifikanten Befunde können und sollten Ausgangspunkte für konzeptionelle Anpassungen sein – gern auch mit weiterer Validierung und Evidenzbildung. Aus unserer Sicht sollte eine ko-produktive Bewertung stattfinden, das heißt, dass Einrichtung und Jugendamt auf einer Ebene und „auf Augenhöhe“ die Bedarfsmessung vornehmen. Personensorgeberechtigte, junge Menschen, Familien und möglicherweise das jeweilige Umfeld müssen noch stärker einbezogen werden. In Bezug auf katamnestische Untersuchungen ist es nach unserer Erfahrung relativ schwierig, von 45 Einrichtungen einen gleichbleibenden und genügend großen Rücklauf zu erhalten.

Wirkfaktoren im Hilfeverlauf:

Die „5 W“ sind ausreichend valide. Diese haben wir in Handlungsprogramme übersetzt und bieten dies als fachliche Basis für weitere Forschung an. Es kann weitere Wirkfaktoren geben. Jedes Projekt erhöht die Evidenz.

Effizienzberechnung mit WIMES, ABiE und Aktenanalyse:

Eine Kombination von Bedarfsmessung und Praxisforschung ermöglicht vertiefte und detaillierte Aussagen über Wirksamkeit, Wirkfaktoren und Effizienz, bei Verwendung von Minimalstandards auch im Vergleich (Bench) mit anderen Organisationen. Das Instrumentarium dazu darf nicht zu umfangreich sein. Daher denken wir über die Einbindung von WIMES in die entsprechenden Prozesse im Jugendamt und in den Einrichtungen nach, sodass erstens ein Vier-Augen-Prinzip greift und zweitens die Bewertungen etwas valider werden und nicht immer ein Eigeninteresse unterstellt wird. Das finden wir übrigens in den kooperativ geführten WIMES-Verbänden kaum bestätigt, dass die Einrichtungen opportunistisch vorgehen und am Anfang etwa einen hohen Bedarf festlegen.

Zusammenfassend kann man konstatieren: Wir wissen einiges über das, was wirkt!

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.

Die ABiE Ergebnisse finden Sie auf http://www.erev.de/index.php5?article_id=30:

- EREV Schriftenreihe 3/2012 „Abbrüche in stationären Erziehungshilfen“
- Beiträge zu Theorie und Praxis der Jugendhilfe Band 8 „Abbrüche in stationären Erziehungshilfen“ Abschlussdokumentation 2014
- Teilveröffentlichungen auf www.els-institut.de/ im Infobereich Benutzername: abie/Passwort: downloads

Was geht? Und geht noch mehr? Empirische Befunde über Gelingensbedingungen, Prozess- und Ergebnisqualität in den Hilfen zur Erziehung

DR. MIKE SECKINGER

Leiter der Fachgruppe Strukturen der Kinder- und Jugendhilfe,
Deutsches Jugendinstitut e. V., München

Seit über zwei Jahrzehnten arbeite ich in dem Projekt „Jugendhilfe und sozialer Wandel“, das die Aufgabe hat, Entwicklungen in der Kinder- und Jugendhilfe zu analysieren, zu dokumentieren und daraus immer wieder Rückschlüsse für aktuelle Herausforderungen für die Kinder- und Jugendhilfe zu ziehen. Das sind andere Fragestellungen als mein heutiges Anliegen, nämlich die Ergebnisse daraufhin zu untersuchen, was eigentlich wirkt. Das Projekt beschreibt, wie die Jugendhilfe die Aufgaben erfüllt, von denen wir erwarten, dass sie durch die Kinder- und Jugendhilfe wahrgenommen werden. In der Vergangenheit waren das zum Beispiel die Fragen: Wie kooperiert die Kinder- und Jugendhilfe? Wie ernst nimmt sie Beteiligung? Wie entwickeln sich Angebotsformen? Dient die Jugendhilfeplanung als Akt der gemeinsamen fachlichen Vergewisserung und Steuerung oder ist es eine lästige Vorschrift, die nur formal umgesetzt wird? Das sind aber völlig andere Fragen, als danach zu fragen: Welche Wirkungen werden durch Kooperation erzielt? Welche Effekte hat Beteiligung tatsächlich? Wie wirkt Jugendhilfeplanung auf die Qualität dessen, was in den einzelnen Angeboten gemacht wird?

Das Fazit zuerst

Es geht ziemlich viel in den Hilfen zur Erziehung und: Ja, es kann noch gesteigert werden. Das ist ein gesichertes Ergebnis, quer zu allen Diskussionen über gute Forschung, über die Möglichkeiten und Grenzen empirischer Wirkungsnachweise. Wir wissen also, professionelles Handeln in der Kinder- und Jugendhilfe hat positive Folgen und wir können diese noch verbessern. Dies ist einerseits beruhigend, weil es zeigt, dass wir wirksam sind, andererseits hilft diese Aussage bei der Verbesserung des alltäglichen Handelns nicht weiter. Versucht man dies in Bezug auf die Aspekte „Gelingensbedingungen“, „Prozess- und Ergebnisqualität“ zu präzisieren, steht man vor einem Bündel von Schwierigkeiten. Für die Schwierigkeiten, Gelingensbedingungen und Outcomes beschreiben zu können, gibt es eine Reihe von systematischen Gründen, die nicht nur durch eine Standardisierung der Praxis, durch eine verstärkte Ausrichtung an evidenzbasierten Programmen oder Handlungsstrategien behoben werden können. Das ist kein Grund zur Entmutigung, sondern vielmehr ein Hinweis darauf, wie wichtig reflektiertes Praxiswissen bzw. wissenschaftsinformierte Praxis ist. Auf die Schwierigkeiten, Wirksamkeit zu garantieren, werde ich im Laufe meines Vortrags noch zu sprechen kommen.

Das Wissen, dass professionelles Handeln in der Kinder- und Jugendhilfe wirkt, ist ein guter Grund für ein selbstbewusstes Auftreten, aber kein Aufruf zur Überheblichkeit. Denn: Ja, es geht noch mehr! Wir wissen, dass wir etwas bewirken, aber wir wissen auch, dass es genügend Fälle gibt, bei denen wir einräumen müssen, dass es auch anders, besser laufen könnte. Und so lange es solche Fälle gibt – und die werden auch in Zukunft

unvermeidbar sein – dürfen wir nicht überheblich werden, sondern müssen uns weiterhin in selbstreflexiver Kritik üben, ohne dass wir diese Selbstreflexion zum Anlass nehmen, uns gegenüber anderen Professionen klein zu machen. In interdisziplinären Zusammenhängen wird immer wieder deutlich, dass das mitunter bescheidene Auftreten der Kinder- und Jugendhilfe, das in Worte gekleidet wird, wie: „Wir können nicht versprechen, dass bestimmte Aktivitäten zu einem bestimmten Erfolg führen“, bei Kolleginnen und Kollegen aus anderen Disziplinen zu einem Eindruck fehlender Professionalität führt. Sie reagieren auf solche Aussagen mit Sätzen wie: „Weil ihr nicht wisst, was ihr tut!“ Die Jugendhilfe weiß sehr wohl, was sie tut. Aber sie weiß auch, dass viele weitere Einflussfaktoren existieren, und gibt sich daher etwas bescheidener. Die Selbstreflexion ist ein Qualitätskriterium der sozialen Arbeit, das zur Verbesserung der Chancen beiträgt, dass das, was wir tun, tatsächlich wirkt. Daher sollten wir diese Selbstreflexion deutlich als Qualitätsmerkmal herausstellen.

In meinem Vortrag werde ich als nächstes darauf eingehen, warum es schwierig ist, Gelingensbedingungen für Wirkungen zu beweisen, und im dritten Teil empirische Befunde referieren und kommentieren. Der Zweck des nächsten Abschnittes ist es, Sie in ihren souveränen Reaktionen auf die Zumutungen naiver Wirkungsforderungen zu stärken.

Warum es schwierig ist mit Aussagen zu Wirkungen?

Man kann in der Kinder- und Jugendhilfe sowie in der sozialen Arbeit insgesamt nicht einfach ein paar Handlungsschritte und Gelingensbedingungen aufzählen, die man nur einzuhalten braucht – und schon ist man sicher, dass die Wahrscheinlichkeit eines Erfolges deutlich höher ist. Für diese Schwierigkeit, Gelingensbedingungen und Outcomes in unmittelbare Handlungsanweisungen zu übersetzen, hat Wolfgang Trede bereits in seiner Einleitung einen ersten wichtigen Hinweis gegeben. Die Botschaft des ersten Tagungstages lautete nach seinen Worten, dass wir inzwischen gelernt haben, dass wir keine Technologen sind, sondern eine Profession, in der es wichtig ist, professionelle Prozesse ernst zu nehmen und sich nicht darauf zu verlassen, dass wir einfache rahmentechnokratische Modelle haben.

Ich möchte Ihnen einige Argumente dafür geben, warum es mit der Wirkung komplizierter ist, warum man bei Gelingensbedingungen genauer hinschauen sollte und warum Sie immer skeptisch sein sollten, wenn Ihnen jemand ein paar Handlungsanweisungen gibt, mit denen der Erfolg garantiert sei. Sicher werden diese Anweisungen einen wichtigen Einfluss auf die Wirkung von dem haben, was Sie tun. Aber seien Sie versichert: Es gibt noch viele andere Dinge, an die Sie gerade nicht denken und die einen ebenso wesentlichen Beitrag zu dem Ergebnis leisten.

Die Vielzahl an potenziell intendierten Wirkungsebenen führt zu einer Vielzahl an sich zum Teil auch widersprechenden Wirkungskriterien

Es gibt viele unterschiedliche Ebenen von Wirkungen, die wir gleichzeitig erwarten. Auf die pauschale Forderung, wirksamer zu werden, muss daher die Frage folgen, auf welcher Ebene man wirksamer werden soll. Das ist keine Schwäche der Kinder- und Jugendhilfe, sondern typisch für personenbezogene Dienstleistungen.

Ich erläutere dies zuerst an einem Beispiel außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe, da können wir alle entspannter den damit verbundenen grundsätzlichen Fragen nachgehen. Die Schule hat es ebenfalls mit unterschiedlichen Wirkungserwartungen zu tun. Die erste Wirkung, die wir von der Schule erwarten, ist, dass sie Wissen vermittelt. Die zweite Wirkung, die wir uns inzwischen nicht mehr trauen, klar zu benennen, ist, dass die Schule für die Gesellschaft leistungsbezogene Selektionsentscheidungen trifft. Denn wir sind der Meinung, das sei gerechter, als sie auf der Basis von beispielsweise entlang gesellschaftlicher Schichtung zu treffen. Wir diskutieren die Erfüllung dieser Selektionsentscheidungsaufgabe der Schule dann kritisch, wenn wir feststellen, dass soziale Herkunft und nicht Leistung nach wie vor ein maßgeblicher Faktor für Schulerfolg ist. Es werden also zwei ganz unterschiedliche Ansprüche an Schule gestellt, nämlich möglichst allen so viel und so gut wie möglich Wissen zu vermitteln und möglichst gute Selektionsentscheidungen zu treffen. Würde der Anspruch der Wissensvermittlung mit einer hundertprozentigen Wirkung erfüllt werden, würde der zweite Auftrag der Schule nicht mehr funktionieren, weil es kein Selektionskriterium mehr gäbe. Die dritte Aufgabe von Schule besteht in der Sozialisation von jungen Menschen in die Gesellschaft, wie wir Erwachsenen sie geformt haben. Auch das ist eine inoffizielle Aufgabe von Schule, die nicht explizit genannt wird, die aber ganz wesentlich ist. Die Schulzeit wird zu einem wesentlichen Teil dafür benötigt, Schülerinnen und Schüler zu lehren, sich so zu organisieren, dass sie den Anforderungen unserer Gesellschaft in Bezug auf Arbeitshaltung, Fleiß, Verlässlichkeit, kritikloses Annehmen von Aufträgen, Ausüben von Dingen, die sie nicht für sinnvoll halten, gerecht werden können. Die Antwort auf die Frage, ob Schule wirkt, muss sich also mindestens auf diese drei Ebenen beziehen.

Genau diese Problematik finden wir auch in der Kinder- und Jugendhilfe. Dort gibt es noch einige Wirkungsebenen mehr, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen. Bevor Sie sich auf Diskussionen über die Wirksamkeit von Kinder- und Jugendhilfe einlassen, sollten Sie stets nachfragen, auf welcher Ebene jemand von Ihnen eine höhere Wirkung erwartet.

Wirkungsebenen der Kinder- und Jugendhilfe

1. und 2. Ebene: Das doppelte Mandat der sozialen Arbeit

In der Kinder- und Jugendhilfe haben Sie den Auftrag, sich an den Interessen der Adressaten zu orientieren – ein Beispiel hierfür ist die parteiliche Mädchenarbeit – und mit der gleichen Gewichtung auch die gesellschaftlichen Vorstellungen und Normen zu vermitteln und durchzusetzen. Wenn Sie nun wirksam sein sollen in Bezug auf den ersten Teil des doppelten Mandates, kommen Sie möglicherweise in Konflikt in Bezug auf den zweiten Teil des doppelten Mandates. Kann man daraus schließen, dass Sie schlechte Jugendhilfe betreiben, weil Sie in diesen nicht auflösbaren Konflikt unterschiedlicher Aufgaben und Interessen geraten? Wohl kaum.

In der Arbeit mit Flüchtlingskindern tritt dieses doppelte Mandat in besonderer Weise zutage, auch wenn in den letzten Jahren eine erstaunliche gesellschaftliche Kehrtwendung in Bezug auf junge Flüchtlinge stattgefunden hat. Junge Menschen, die bildungswillig sind und sich auf dem Arbeitsmarkt für Berufe mit großem Fachkräftemangel interessieren, sind willkommen, auch wenn sie als Flüchtlinge nach Deutschland einreisen. Sie

sollen möglichst schnell in unser Wirtschaftssystem integriert werden, weil wir erleben, dass der Fachkräftemangel nicht nur eine Idee von Prognostikern ist, die sich verrechnet haben, sondern tatsächlich eintritt. Gleichzeitig stehen wir aber noch immer in der Tradition einer Flüchtlingspolitik, deren Intention es ist, Deutschland für Flüchtlinge möglichst ungemütlich zu machen. So sollen Flüchtlinge bereits in ihrem Herkunftsland davor zurückschrecken, nach Deutschland zu gehen. Die Folge des doppelten Mandats ist, dass die Kinder- und Jugendhilfe einerseits im Interesse der Adressaten intensiv mit diesen jungen Menschen und Familien arbeiten soll und andererseits immer noch den gesellschaftlichen Auftrag hat, die Lebensqualität für Flüchtlingsfamilien auf unterstem Level zu halten, ihnen nur Zugang zu unbedingt erforderlichen Hilfeleistungen zu gewähren. Die Folgen dieses widersprüchlichen Auftrags lassen sich weniger bei den unbegleiteten minderjährigen Flüchtlingen als in der Arbeit in den Gemeinschaftsunterkünften erkennen. Es fällt der Jugendhilfe schwer, dorthin zu gehen und die gleichen Maßstäbe anzulegen, wie wir es für Familien, die nicht auf der Flucht sind, tun würden.

Werden Sie nun nach der Wirksamkeit ihrer Flüchtlingsarbeit befragt, dann fällt die Antwort sicherlich sehr unterschiedlich aus, je nach dem, auf welcher dieser beiden Ebenen (parteische Förderung vs. Abschreckung) Sie Wirkung herstellen sollen oder wollen.

3. und 4. Ebene: Hilfe und Kontrolle

Ein weiterer gesellschaftlicher Doppelauftrag an die Kinder- und Jugendhilfe ist die Dichotomie zwischen Hilfe und Kontrolle. Der Auftrag besteht einerseits in der Förderung guter Bedingungen des Aufwachsens und in der Vermittlung gesellschaftlicher Vorstellungen guten Lebens. Andererseits soll eine Kontrollfunktion übernommen werden, verbunden mit der Aufforderung, schnell auf unerwünschte Abweichungen zu reagieren.

Bezogen auf die Hilfen zur Erziehung könnte man also eine erfolgreiche Symptomreduktion beim Kind oder Jugendlichen als Wirkung von Hilfe beschreiben (wie dies in den neueren Studien regelmäßig gemacht wird). Es stellt sich dabei allerdings sofort die Frage, ob dies tatsächlich die vordringliche Aufgabe der Kinder- und Jugendhilfe ist, schließlich handelt es sich bei den Hilfen zur Erziehung um Angebote, die dazu beitragen sollen, die Erziehungsfähigkeit der Eltern zu fördern bzw. wiederherzustellen. Zudem haben die Hilfen zur Erziehung auch die Aufgabe, soziale Abweichung zu verhindern und Kontrolle auszuüben, wie dies bei Spezialangeboten wie U-Haft-Vermeidung oder geschlossenen Einrichtungen besonders sichtbar wird. Dass insbesondere in den stationären Hilfen immer wieder der Eindruck entsteht, dass einzelnen Einrichtungen zurück in den 1950er-/1960er-Jahren sind, ist meines Erachtens auch ein Ergebnis dessen, dass wir kein ausreichendes professionelles Selbstverständnis dafür entwickelt haben, wie mit dieser widersprüchlichen Anforderung von Hilfe und Kontrolle selbstbewusst und reflexiv umzugehen ist. Wird der Widerspruch zu groß, kommt es zu einem übersprungartigen Wechsel von dem einen Modus in den anderen. Vielleicht haben die Einrichtungen, die sich auf eine Art und Weise verhalten, dass man nicht sicher sein kann, ob man noch von pädagogischem Handeln sprechen kann, eine hohe Wirkung in Bezug auf Kontrollaspekte, die eben auch ein Teil ihres Auftrages darstellen. Oder anders formuliert: Eine strikte Wirksamkeitsorientierung, die nicht reflektiert, auf welcher Ebene der Wirksamkeit man sich gerade befindet, kann dazu führen, dass man am Ende etwas getan hat, was man nie machen wollte, dabei aber hoch wirksam war.

5. und 6. Ebene: Soziale Gerechtigkeit und Effizienzkriterien

Die soziale Arbeit generell und die Jugendhilfe im Besonderen hat die Aufgabe, einen Beitrag zur sozialen Gerechtigkeit zu leisten. Auch hier können wir uns fragen: Ist das die Wirkungsdimension, auf der wir die Wirkungen der Kinder- und Jugendhilfe untersuchen? Hier kommen wir sicher zu anderen Gelingensbedingungen, als wenn wir die Wirkungen im Bereich der Legalbewährung oder Symptomreduktion untersuchen.

Es gibt eine sechste Ebene von Wirksamkeitserwartungen, die eng mit der Ökonomisierung unserer Gesellschaft verknüpft sind: Die Kinder- und Jugendhilfe muss sich auch der Frage stellen, ob sie das Verhältnis von Aufwand und Nutzen angemessen optimiert hat. Auch das ist eine Frage sozialer Gerechtigkeit. Darf ich für den Einzelfall 1 Million Euro investieren, wenn ich nicht über unendlich viel Geld verfüge und damit in Kauf nehme, dass andere gar keine Hilfe bekommen? Das sind schwierige ethische Fragen, trotzdem sind es Wirkungsfragen, die wir im Diskurs mit behandeln müssen.

Diese sechs Wirksamkeitsdimensionen lassen sich in Bezug auf die Hilfen zur Erziehung weiter konkretisieren. Dies ist ein notwendiger Schritt, um empirische Aussagen über die erreichte Wirksamkeit treffen zu können. Die folgende Aufzählung listet beispielhaft einige solcher möglichen Einzelaspekte auf. Auch auf dieser Ebene werden die widersprüchlichen Erwartungen, die an die Hilfen zur Erziehung gerichtet werden, deutlich.

Konkretisierungen der Wirksamkeitsdimensionen:

- Schutz bieten,
- neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen,
- Förderung sozialer Vernetzung,
- mehr Empathie bei anderen Institutionen für unsere Adressaten,
- Befriedung von Nachbarschaftskonflikten,
- Legalbewährung,
- Bildungserfolg,
- unauffälliges Verhalten,
- Akzeptanz der eigenen Stellung in der Gesellschaft,
- Jugendschutz.

Am Beispiel des Aspekts „Schutz bieten“ möchte ich das Problem mit der Wirkungsmessung exemplarisch betrachten. Schutz zu bieten ist eine zentrale Aufgabe der stationären Hilfe. Inobhutnahmestellen haben keine andere Funktion, als Schutz zu bieten, also die Möglichkeit zu eröffnen, aus hoch eskalierten Situationen herauszukommen und Rahmenbedingung zu bieten, die es ermöglichen, zur Ruhe kommen zu können. Danach kann geprüft werden, welche Art von weitergehender Hilfe erforderlich ist. Betrachtet man die amtlichen Daten, dann kann man zu dem Ergebnis kommen, dass die Kinder- und Jugendhilfe mit diesem Angebot hoch wirksam ist. Ein beachtlicher Anteil kehrt zu den sorgeberechtigten Personen zurück, die Herausnahme hat offensichtlich zur Deeskalation beigetragen und Ressourcen in der Familie aktiviert. Bei den nicht-deutschen Kin-

der und Jugendlichen (rechnet man den Anteil der unbegleitet Einreisenden raus) ist dieser Anteil, der ohne weitere Hilfen zu den sorgerechtigten Personen zurückkehrt, sogar noch höher. Inobhutnahmen scheinen also für diese Zielgruppe besonders wirksam zu sein. Man könnte aber auch sagen: Das System funktioniert nicht, weil es diese Jugendlichen mit Migrationshintergrund ohne Hilfe wieder aus der Inobhutnahme entlässt und ihre Bedarfe und die ihrer Familie nicht erkannt wurden. Darüber kann man lange diskutieren, das wird sich nicht ohne Weiteres auf der Basis empirischer Daten entscheiden lassen. Sollten Sie mit Inobhutnahmen zu tun haben, schauen Sie in Ihrem Amt oder Ihrer Einrichtung, wie es in dieser Hinsicht aussieht, und überlegen Sie, ob es gute Gründe gibt, die unmittelbare Rückkehr als Erfolg oder als Misserfolg für die Wirksamkeit der Inobhutnahme zu werten.

Ein weiteres Beispiel für die Widersprüchlichkeiten der Anforderungen zeigt sich in dem Problem, mit Hilfe einfacher Wirkungsmodelle den Nutzen der Hilfen zur Erziehung zu beweisen. Diese hat mit Zielen „unauffälliges Verhalten“, „Akzeptanz der eigenen Stellung in der Gesellschaft“, „Einhaltung der Jugendschutzvorschriften“ zu tun. Es geht dabei um die Frage, ob die Kinder- und Jugendhilfe ihren Kontroll- und Normierungszielen nachkommt. Dies lässt sich durch Fragen formulieren, wie: „Schaffen Sie es, dass sich eine Familie oder ein Jugendlicher zukünftig unauffällig verhält?“ oder „Helfen sie der Familie dabei zu akzeptieren, dass sie am unteren Ende der Gesellschaft lebt und dies nicht zu ändern sei?“ Das sind völlig andere Fragen als die, ob die Familie zukünftig ein gutes Leben führt. Aber all diese Fragen beschreiben Ihre Aufgaben. In Bezug auf die Kontrolldimension könnte man auch fragen, ob Sie wirksam in Bezug auf den Jugendschutz sind. Vielleicht sind Sie dann aber weniger wirksam in Bezug auf das Erreichen pädagogischer Ziele. Was machen Sie in einer Krisensituation mit einer 15-Jährigen, die bisher geraucht hat, die Sie in einer stationären Jugendhilfeeinrichtung unter Jugendschutzgesetzgesichtspunkten sofort zur Nichtraucherin machen müssen? Sie werden einen pragmatischen Umgang damit finden, aber Sie werden dann in der Durchsetzung des Zieles, Jugendschutz zu realisieren, nicht wirksam sein. Ich nehme an, dass Sie mit diesem Nicht-Wirksamkeitsfaktor relativ gut leben können. Es gibt andere Menschen in dieser Republik, die mit solchen Nicht-Wirksamkeiten nicht gut leben können und das dann als ein Systemversagen der Jugendhilfe bezeichnen. Das ist nur ein plastisches Beispiel dafür, wie schwierig es ist, diese unterschiedlichen Erwartungen an Wirksamkeit zu erfüllen.

Die Wirksamkeit des Handelns in den Hilfen zur Erziehung kann aber auch auf Dimensionen bezogen werden, die eher der Organisation selbst als den Adressaten dienen. Auch diese Wirksamkeitserwartungen haben ihre Berechtigung und leider stehen auch sie nicht in einem spannungsfreien Verhältnis zu anderen Wirksamkeitsdimensionen. Hierzu ein paar Beispiele:

- Stabilisierung der Gruppe bei gruppenbezogenen Hilfen,
- Erfolgserlebnisse für Mitarbeitende,
- Auslastung und damit Refinanzierung der Einrichtung/des Dienstes,
- Loswerden eines Falles, weil er den Mitarbeiter/die Einrichtung überfordert,
- Konzeptentwicklung und Weiterentwicklung der eigenen Fachlichkeit.

All diese Perspektiven können Sie einnehmen, wenn Sie nach der Wirksamkeit der Kinder- und Jugendhilfe gefragt werden. Aussagen über vorhandene oder fehlende Wirksamkeit müssten also zumindest immer deutlich machen, welche Dimension in den Blick genommen wurde und was das Ergebnis im Hinblick auf die anderen Dimensionen bedeutet.

Ihnen ist vielleicht aufgefallen, dass bisher kaum die Rede von Wirksamkeitserwartungen war, die von Adressaten formuliert werden. Auch hier zeigt sich wieder eine besondere Herausforderung für die Bilanzierung der Wirksamkeit der Kinder- und Jugendhilfe, denn: In welchem Verhältnis stehen diese Wirksamkeitsziele zu denen, die eher fachlich oder eher gesellschaftlich begründet sind, die auf effektive und effiziente Zielerreichung gerichtet sind? Chantal Munsch hat Wirkungserwartungen, Veränderungswünsche und Ziele aus der Perspektive von Adressaten zusammengetragen und in den Kontext einer wirkungsorientierten Kinder- und Jugendhilfe gestellt.¹ Fragt man die Adressaten, wollen die Eltern als erstes von der Jugendhilfe Kompetenz im Umgang mit Behörden lernen. Ein auf den ersten Blick überraschender Befund, eigentlich hätte man doch erwartet, dass das wichtigste Ziel die Verbesserung der Erziehungsfähigkeit sei. Aber offensichtlich erleben die Eltern ihre unzureichende Kompetenz im Umgang mit Behörden als ein größeres Problem. Je kompetenter Eltern im Umgang mit Behörden sind, desto eher gelingt es ihnen auch, ihre Bedarfe zu formulieren bzw. sich gegen eine Fehleinschätzung von Bedarfen zu wehren. Und dies wiederum würde aus der Perspektive der Eltern – so ist anzunehmen – zu einer Reduktion der familiären Stresssituation führen.

Eine Anekdote aus einem Jugendamt zeigt zudem, dass es im Einzelfall sinnvoll sein kann, erzieherischen Problemen mit einer nicht-pädagogischen Handlungsstrategie zu begegnen. In einer Familie mit mehreren Kindern, darunter ein pubertierendes Mädchen, gab es permanent Spannungen. Die Wohnverhältnisse dieser Familie waren sehr beengt und es gab keinen Rückzugsraum für das pubertierende Mädchen. Der ASD entschied sich, im Rahmen einer Hilfe gemäß § 27,2 SGB VIII eine Wand in der Wohnung einzuziehen, um dem Mädchen ein eigenes Zimmer zu schaffen. Diese eine Intervention hat dazu beigetragen, dass der ASD über ein Jahr lang nichts von der Familie hörte. Dieses Stück Privatsphäre für das junge Mädchen trug sehr viel zur Deeskalation der familiären Situation bei. Insofern kann die Erreichung solcher Ziele, wie „Kompetenz im Umgang mit Behörden“, maßgeblich die Wirksamkeit der Kinder- und Jugendhilfe beeinflussen.

Die Adressaten wollen einen „entspannteren“ Umgang mit den eigenen Kindern, das trifft sich mit den Vorstellungen, die man aus einer fachlichen und gesellschaftspolitischen Perspektive ebenfalls formulieren würde. Die Eltern erwarten zudem eine Entlastung in alltäglichen Stresssituationen. Wenn die strukturelle Überforderung (Wohnungsprobleme, Armut, Exklusionserfahrungen etc.), der sie ausgesetzt ist, nicht verändert wird, braucht eine solche Familie über viele Jahre Unterstützung. Es geht weniger darum, dass sie permanent im Rahmen der Sozialpädagogischen Familienhilfe auf pädagogische Ratschläge angewiesen ist, sondern darum, dass sie verlässliche Unterstützung bei der Bewältigung ihres Alltags erlebt. Eine Orientierung an diesem nachvollziehbaren Ziel kann aber dazu

¹ Munsch, Chantal (2007): Wirkungen erzieherischer Hilfen aus Nutzersicht. In: ISA (Hrsg.): Wirkungsorientierte Jugendhilfe Band 01. Beiträge zur Wirkungsorientierung von erzieherischen Hilfen, S. 41-48

führen, dass im Rahmen einer Wirksamkeitsüberprüfung die Intervention als unwirksam beschrieben wird, da sie zu lange braucht und damit (zu) hohe Kosten verursacht.

Kinder und Jugendlichen wollen Verhaltensänderungen erreichen und mehr Kompetenz im Umgang mit anderen aufbauen – sowohl mit Gleichaltrigen als auch mit Erwachsenen. Sie wollen Sicherheit und die Erfahrung machen können, verlässliche Beziehungen zu haben. Diese Zielbeschreibungen können durchaus auch im Widerspruch zu anderen Zielen, z. B. denen der Fachkräfte, stehen.

Die Entfaltung der verschiedenen Dimensionen von Wirksamkeitserwartungen, der Differenzen zwischen einer fachlichen, einer gesellschaftlichen, einer institutionellen und einer Adressatenperspektive (noch einmal getrennt zwischen Erwachsenen und Kindern) habe ich nicht gemacht, um Sie zu entmutigen oder die Wirkungsorientierung per se in Frage zu stellen. Im Gegenteil: Ich möchte dazu beitragen, dass Sie souverän im Umgang mit Wirkungszumutungen werden, die manchmal mit großer Naivität an die Kinder- und Jugendhilfe gestellt werden. Es geht darum, deutlich zu machen,

- a) was im Einzelfall tatsächlich im Fokus des Handelns stand, wie dieser Fokus begründet ist (z. B. Ergebnis des Aushandlungsprozesses mit den Adressaten, in dem auch der gesellschaftliche Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe eingeflossen ist) und welche Zieldimensionen damit eine besondere Bedeutung erlangten. Die Frage nach der Wirksamkeit ist in Bezug auf diese Dimensionen aus der Perspektive aller Beteiligten zu beantworten. Andere Zieldimensionen, die auch zum generellen Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe gehören, wurden in diesem Einzelfall weniger erreicht, weil sie als weniger bedeutsam eingeschätzt wurden;
- b) dass zwar der Auftrag, z. B. Verhaltensanpassung, nicht erfüllt wurde, dafür sich aber für die Adressaten neue Perspektiven eröffnet haben. Diese können im Idealfall eine gute Ausgangsbasis für eine langfristige Lösung der bestehenden Probleme bilden. Trifft diese Erwartung zu, dann war das Scheitern der ursprünglichen Hilfe höchst wirksam in Bezug auf die Ziele der Kinder- und Jugendhilfe. Diese Paradoxie, die in der Kinder- und Jugendhilfe nicht selten ist, erschwert es, Wirksamkeit einfach zu messen.

Eine differenzierte Betrachtung und Analyse der Wirksamkeitserwartungen kann zu einem sachgerechteren und souveräneren Umgang mit Wirksamkeitszumutungen führen.

Noch etwas anderes wird deutlich, wenn man die verschiedenen Ebenen der Wirksamkeitserwartungen betrachtet, nämlich dass Wirksamkeit schon immer eine pädagogische Zielkategorie war und inzwischen immer mehr zu einer Steuerungskategorie von außen wird.² Wirkungsorientierung wird damit immer mehr als ein Kernelement der Ökonomisierung der Kinder- und Jugendhilfe und als Ausdruck einer Geringschätzung professionellen pädagogischen Wissens eingesetzt. Gegenüber der Kinder- und Jugendhilfe scheint der Wunsch nach funktionierenden, jugendhilfeexternen Steuerungsmechanismen besonders ausgeprägt zu sein. Über mögliche Gründe hierfür kann ich nur spekulieren. Sie

² Vogd beschreibt diesen Prozess für den Gesundheitsbereich. Vogd, Werner (2002): Professionalisierungsschub oder Auflösung ärztlicher Autonomie: die Bedeutung von Evidence Based Medicine und der neuen funktionalen Eliten in der Medizin aus system- und interaktionstheoretischer Perspektive. Zeitschrift für Soziologie, 31 (4), S. 294 – 315)

liegen möglicherweise in ihrer fehlenden Marktförmigkeit. Oder in einem unterstellten Hierarchieversagen, das es zulässt, dass Ziele auf der Ebene von „einfachen“ Mitarbeitern mit den Adressaten und den leistungserbringenden Stellen ausgehandelt werden. Dies scheint manchen eine plausiblere Erklärung für den deutlichen Anstieg an bewilligten Hilfen im letzten Jahrzehnt zu sein als etwa veränderte Bedarfslagen oder eine bedarfsgerechtere Hilfeplanung. Eine weitere Motivation könnte darin liegen, dass es nach wie vor Fälle gibt, in denen die Kinder- und Jugendhilfe unzureichend gehandelt hat und die für eine öffentliche Skandalisierung geeignet erscheinen (z. B. spektakuläre Kinderschutzfälle), und schließlich könnte auch die demografische Entwicklung und das daraus abgeleitete Credo, dass kein einziges Kind zurückbleiben darf, dazu beitragen, dass immer vehementer Wirksamkeitsnachweise von der Kinder- und Jugendhilfe eingefordert werden. Wird dieser Forderung jedoch auf einer eher technokratischen Weise nachgekommen, so wird dies auch zu negativen Auswirkungen auf die Qualität der Kinder- und Jugendhilfe führen. Am Beispiel der Medizin lässt sich dies gut beobachten: Mit steigender Evidenzbasierung steigt auch die Nachfrage nach Angeboten außerhalb der „Schulmedizin“. Ganz offensichtlich werden wichtige gesundheitsbezogene Bedürfnisse von einem auf einen eher einseitigen Wirksamkeitsbegriff getrimmten System nicht mehr ausreichend befriedigt.

Wirkungsmodelle

Leider ist damit die Komplexität des Themas noch nicht hinreichend beschrieben. Denn nicht nur die Vielfalt der Dimensionen, auf denen eine hohe Wirksamkeit von der Kinder- und Jugendhilfe erwartet wird, ist groß, sondern auch die Vielfalt der Ansätze, mit denen versucht wird, Wirkungen nachzuweisen. Ob eine Intervention als wirksam oder wirkungslos beschrieben wird, hängt auch wesentlich von dem zugrunde gelegten Wirkungsmodell ab. Deshalb werde ich Ihnen im Folgenden drei unterschiedliche Modelle kurz vorstellen.

Ein Modell: Wahrscheinlichkeitsaussagen über Wirkungen

Was Ihnen momentan als höchster Standard des Wirkungsbeweises angeboten wird, die sogenannte Evidenzbasierung auf der Basis von Kontrollgruppendesigns, beinhaltet im Kern nichts anderes als Wahrscheinlichkeitsaussagen über Wirkungen – d. h. die Hoffnung, anhand zahlreicher Informationen darauf wetten zu können, dass sich die statistische Wahrscheinlichkeit auch im Einzelfall zeigt und eine bestimmte Handlungsstrategie tatsächlich auch in diesem Einzelfall zu einem bestimmten Ergebnis führt. Soweit so gut. Man wettet, ab und zu gewinnt man, ab und zu verliert man. Das Problem in der sozialen Arbeit ist, dass man nicht um einen Geldeinsatz wettet, sondern mit der Lebensqualität und den Lebenschancen von Kindern, Jugendlichen und Familien, die sich uns anvertrauen.

Die Aussagen über die Wirksamkeit beruhen, erfüllen sie den geforderten Standard, auf sogenannten Randomized Control Trials (RCT-Studien), also solchen Studien, die mit zufällig zusammengesetzten Kontroll- und Interventionsgruppen arbeiten. Es gibt neben einer ganzen Reihe von methodischen Herausforderungen bei der Durchführung von RCTs auch drei grundsätzliche Probleme, die die Aussagekraft und die Möglichkeiten der Durchführung solcher Studien erheblich einschränken. Es stellen sich ethischen Fragen,

z. B. in Bezug auf die Zuordnung zur Interventionsgruppe und zur Kontrollgruppe. Denn dies bedeutet nichts anderes, als dass der Kontrollgruppe zumindest auf Zeit der Zugang zu einer als hilfreich eingeschätzten Unterstützung verweigert wird.

Es gibt das Problem einer geringen externen Validität. Die Ergebnisse lassen sich kaum auf reale Handlungssituationen übertragen. Denn bei solchen Studien werden viele Fälle ausgeschlossen, weil ihre Bedarfslagen zu komplex sind, weil sie mehrere Probleme gleichzeitig haben, weil sie in Konstellationen leben, die nicht dem Studiendesign entsprechen. Da der Alltag der Kinder- und Jugendhilfe aber voll von solchen Fällen ist, stellt sich immer wieder die Frage, welche Aussagekraft diese Studien für reale Fälle haben. Zaumseil³ macht mit Verweis auf Thompson⁴ noch auf einen weiteren Aspekt aufmerksam, der die Übertragbarkeit negativ beeinflusst: Behandler und Behandelte müssen „blind“ handeln, damit sie das Ergebnis nicht durch ihre Erwartungen beeinflussen können. Damit wird erstens ein wichtiger Wirkfaktor ausgeschlossen (nämlich die Erwartung, dass eine Intervention hilfreich ist) und zweitens die Theorieabstinenz dieses Ansatzes deutlich. Eine fehlende Theorie verhindert jedoch, dass es begründbare Entscheidungen hinsichtlich notwendiger Anpassungen an die reale Handlungssituation geben kann. Die geringe externe Validität führt auch dazu, dass sich in einigen Fällen gerade die Hilfeform, auf die man im Normalfall nicht wetten sollte, als die wirksamste Hilfe erweist. Wir können uns im Einzelfall in unseren Entscheidungen nicht einzig und allein daran orientieren, was sich in den meisten Fällen über Wahrscheinlichkeitsmodelle als wirksamste Strategie bestätigt hat, weil wir mit unserem professionellen Verständnis Kontextbedingungen erkennen können, die eine andere Entscheidung, auch gegen das Ergebnis von RCTs, rechtfertigt. Würde man die Aussagekraft der quantitativen Studien überhöhen, würde man sich also auf solche Wirksamkeitsaussagen allein verlassen, wären die Chancen groß, fachlich falsch zu handeln. Wirksamkeitsaussagen, die auf Wahrscheinlichkeiten beruhen, können also professionelle Entscheidungen nicht ersetzen. Ein weiterer Kritikpunkt, auf den ich hier hinweisen möchte, bezieht sich auf die erforderliche Programmtreue, denn sobald Sie in Ihrer Praxis etwas anders machen, als es in dem getesteten Programm gemacht wurde, gilt die Wirksamkeitsaussage nicht mehr. Sie würden als Fachkraft jede Handlungsautonomie verlieren und zentrale Prinzipien der Kinder- und Jugendhilfe wie Beteiligung und die gemeinsame Suche nach der besten Lösung müssten aufgegeben werden, würde man sich ausschließlich an einem solchen empiristisch verkürzten Modell der Evidenzbasierung orientieren.

Ein weiterer Grund, der Forderung, sich stärker an evidenzbasierten Handlungsstrategien zu orientieren, zumindest kritisch entgegen zu treten, ist, dass diese häufig so einfach gestrickt sind, dass sie uns dazu verleiten anzunehmen, wir hätten einen klaren Entscheidungsbaum, den wir nur noch abarbeiten müssten. Diese Modelle suggerieren manchmal den Sozialpädagogen, die Professionalisierung der Arbeit in den Jugendämtern und Einrichtungen würde darin bestehen, den richtigen Entscheidungsbaum aus dem unendlichen Schatz evidenzbasierter Entscheidungsbäume herauszusuchen, die in unserer Schublade liegen. Wenn wir dann den richtigen hätten und ihn von A bis Z genau nach-

³ Zaumseil, Manfred (2015): Evidenzbasierte Gesundheitsversorgung als neue Bewegung und Kultur. Unveröffentlichtes Manuskript.

⁴ Thompson, R. P. (2010): Causality, mathematical models und statistical associations: dismantling evidence-based medicine. *Journal of Evaluation in Clinical Practice*, 16 (2), S. 267-275.

arbeiten würden, wäre am Ende der Erfolg garantiert. So wird es nicht funktionieren, wie Sie alle aus Erfahrung wissen; das Leben ist zum Glück überraschender, als es diese Modelle suggerieren.

Ein zweites Modell: Rekonstruktion sozialer Prozesse

Dieses Modell erfordert einen qualitativen Forschungszugang und einen verhältnismäßig hohen Aufwand, verspricht aber ein besseres Verständnis für die Wirkfaktoren. Wegen des hohen Aufwandes können wir immer nur exemplarisch versuchen zu verstehen, warum bestimmte Prozesse wirken und warum wir gute Gründe haben anzunehmen, dass bestimmte Strategien auch in anderen Konstellationen sinnvoll sein könnten. Wir werden damit allerdings keine flächendeckende Evidenzbasierung im Sinne von quantifizierbaren Zielerreichungsquotienten etablieren können. Dies halte ich aber auch nicht für notwendig. Wichtiger ist bei solchen Studien, dass Kontext-Mechanismus-Ergebnis-Konfigurationen beschrieben werden. Es entstehen also Wissen oder zumindest begründete Annahmen darüber, wie Kontexte Wirkungen von Handlungsstrategien beeinflussen und wie Handlungsstrategien auf unterschiedliche Kontexte wirken. Die Rekonstruktion der Prozesse, die zu einer Veränderung bei Adressaten beigetragen haben, hilft, unsere Theorien über hilfreiche Angebote weiterzuentwickeln und unsere Professionalität zu steigern. Hiermit wird ein wichtiger Beitrag zu einer Verbesserung der Wirksamkeit von Jugendhilfeangeboten geleistet.

Ein drittes Modell: 7 Prinzipien empirisch begründeter Interventionen vom Wampold u. a. 2005⁵

Wampold u. a., amerikanische Psychologen aus dem Bereich Psychiatrie und Beratung, waren höchst unzufrieden mit den von der Amerikanischen Psychologischen Vereinigung (APA) veröffentlichten Evidenzkriterien und hielten sie in Bezug auf ihr Handlungsfeld für völlig unangemessen. Es ist ihnen gelungen, in der APA, die ein traditionell-wissenschaftliches Verständnis hat, Anerkennung für einen anderen Weg der Evidenzbasierung zu erlangen. In diesen Prinzipien gibt es zwei wesentliche Punkte, die auch für eine Wirkungsorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe von Bedeutung sind:

- Die Unterscheidung zwischen relativer und absoluter Wirksamkeit, worüber in Studien Klarheit hergestellt werden muss.
Absolute Wirksamkeit bedeutet: Diese Strategie wirkt. Relative Wirksamkeit meint: Diese Strategie wirkt besser als eine andere im gleichen Fall. Viele Wirkungsstudien und Wirksamkeitsanforderungen treffen diese Unterscheidung nicht. In diesem Zusammenhang ist auch die Akzeptanz einer spezifischen Handlungsstrategie bei den Adressaten im speziellen, bei der Bevölkerung im Allgemeinen zu berücksichtigen. Denn fehlt diese Akzeptanz, wird es Probleme bei der Mitarbeit der Adressaten geben. Diese Probleme werden in der Medizin häufig als Complianceprobleme ebenfalls pathologisiert, indem sie als Teil des Krankheitsbildes definiert werden. Viele der Wahrscheinlichkeitsmodelle bewegen sich zudem in einem engen Kontext, der

⁵ Wampold, Bruce E.; Lichtenberg, James W.; Waehler, Charles A. (2005): A Broader Perspective: Counseling Psychology's. Emphasis on Evidence. In Journal of Contemporary Psychotherapy, Vol. 35, No. 1, Spring 2005, S. 27-38.

eine Übertragbarkeit erschwert. Wampold u. a. warnen deshalb auch sehr eindeutig vor internationalen Evaluationen. Sie sind der Meinung, dass wir nur in lokalen Zusammenhängen wirklich etwas über Wirkungen erfahren. Es hilft nicht, die Wirkung, die in Deutschland gemessen wurde, in den USA anzunehmen – und umgekehrt. Übertragbarkeitsfaktoren müssen sehr genau durchdacht werden.

- Der zweite Punkt ist die Feststellung, dass Wirkungsanalysen deswegen so schwierig sind, weil professionelle Interventionen immer nur einen Teil der Wirksamkeit erklären. Wirkungsanalysen, die nicht berücksichtigen, dass sowohl der Adressat als auch die Fachkraft einen auch fachlich berechtigten Anspruch auf Wahlfreiheit hinsichtlich der Handlungsstrategie hat, mit der man ein bestimmtes Problem angeht, führen in die Irre. Alle Studien, die es dazu gibt, zeigen (so Wampold u. a. 2005), dass die Streuung hinsichtlich der Wirksamkeit zwischen Regionen bei der gleichen Interventionsstrategie sehr viel größer ist als die Streuung hinsichtlich der Wirksamkeit in der gleichen Region bei unterschiedlichen Interventionsstrategien. Das heißt, es ist wichtig, dass die Art und Weise, wie Sie arbeiten, zu Ihnen und zum Klienten passt. Es ist hingegen nicht so wichtig, ob Sie Programm A oder B wählen, so lange A und B wirken. Daraus leitet sich die Forderung ab, lokal zu evaluieren, die Wahlfreiheit der Adressaten und der Fachkräfte ebenso einzubeziehen wie ethische Fragestellungen.

Die anderen fünf Prinzipien beziehen sich stärker auf rein methodologische Fragestellungen, wie der Spezifitätslevel, die Frage des Beweises von wissenschaftlicher Evidenz: die Unterscheidung zwischen efficiency und effectiveness sowie die Frage nach angemessenen und umfassenden Erhebungen. Aus den sieben Prinzipien leiten Wampold u. a. (2005) den Schluss ab, dass Evaluationen ein integraler Bestandteil professionellen Handelns sein sollte.

Ich hoffe, es ist deutlich geworden, dass sich Evidenzbasierung, soll sie uns tatsächlich weiterhelfen, auf jede ihrer drei Säulen – Forschungsergebnisse, die nicht nur im Rahmen eines Forschungsmodells gewonnen werden sollten, reflektiertes Praxiswissen, das auch die Ausnahmen sowie Fragen, z. B. nach der Akzeptanz einer Handlungsstrategie einschließt, und den „Willen des Klienten“ – beziehen muss. Kuhn und andere haben diesen Zusammenhang für das Gesundheitswesen so formuliert: „Evidenzfragen sind nie nur wissenschaftliche Fragen, sie werden immer in einen gesundheitspolitischen Kontext gestellt und beantwortet.“⁶

Die Frage: „Was geht (noch)?“ ist deutlich weniger trivial, als sie auf den ersten Blick scheint. Es erscheint mir wichtig, bei der Beantwortung die Absichten der Fragenden, die Ebenen, auf die sich die Frage bezieht, und die Angemessenheit der Methoden zur Beurteilung der Wirksamkeit mit ins Kalkül zu nehmen – bei allen Problemen, die mit der Beantwortung der Fragen: „Was wirkt?“ und: „Ist die Kinder- und Jugendhilfe wirksam?“ verbunden sind. Diese Fragen sind unbestritten wichtig und sie können auch beantwortet werden, nur eben nicht in einer standardisierten und umfassend standardisierenden Art und Weise.

⁶ Kuhn u.a. 2012, S. 9

Gelingensfaktoren

Bei Betrachtung der Wirkung der Kinder- und Jugendhilfe kann man feststellen, dass Kinder- und Jugendhilfe wirkt und wir können stolz auf die erreichte Wirksamkeit sein. Sie wirkt zudem nicht nur in dem Sinne, dass sie irgendetwas bewirkt, die Beteiligten irgendeine Veränderung erleben, sondern sie scheint sehr häufig dazu beizutragen, dass gewünschte Veränderungen eintreten. Es gibt eine Vielzahl von Studien, die Ergebnisse produziert haben, die diesen Zusammenhang plausibel erscheinen lassen. Ich formuliere hier so vorsichtig, weil ich einfachen kausalen Zuschreibungen misstrauere. Aber wenn Studien mit völlig unterschiedlichen Forschungsdesigns in der Tendenz zu ähnlichen Ergebnissen kommen und diese die Ergebnisse zumindest in Teilen auch theoretisch begründen können, dann spricht vieles dafür, diesen generellen Zusammenhang zwischen fachlichem Handeln in den Hilfen zur Erziehung und erwünschter Wirkung als berechtigte Arbeitshypothese zu akzeptieren.

Allerdings können wir auch nicht ignorieren, dass nach wie vor ein erhebliches Verbesserungspotenzial vorhanden ist. Eric van Santen hat in einem Datensatz, in dem sich auch eine Population ehemaliger Heimkinder befindet, bezogen auf traditionelle Erfolgsfaktoren (sofern sie in diesem repräsentativen Datensatz abgebildet waren) analysiert, ob ehemalige Heimkinder die gleichen Werte wie die Durchschnittsbevölkerung erreichen. Mit Hilfe des angewandten Modells ist festzustellen, dass ehemalige Heimkinder auch 20 Jahre später im Schnitt niedrigere Werte als die gleichaltrige Durchschnittsbevölkerung erreichen. Wie ist dieser Befund zu interpretieren? Bedeutet das: Die Kinder- und Jugendhilfe wirkt doch nicht? Oder heißt das: Sie wirkt, aber wir müssen beachten, in welcher Bezugspopulation wir uns die Werte ansehen? In den USA ist dazu eine heftige Debatte entbrannt, die mit dem Thema der sozialen Gerechtigkeit aufgeladen wird.

Es stellt sich also mal wieder die Frage nach dem Maßstab, d. h. nach der Referenzgruppe: Können wir Wirkungen nur in Bezug auf eine Vergleichspopulation messen, die die gleichen strukturellen Herausforderungen und den gleichen Mangel an Ressourcen aufweist, das heißt: junge Menschen und Familien in ähnlicher Lebenslage? Oder müssen wir Wirkungen an dem messen, was das durchschnittliche Mitglied der Gesellschaft, die sogenannte Normalpopulation, erreicht? Unter der Gerechtigkeitsperspektive, Menschen zu helfen, die gleichen Startchancen zu haben, müssen wir uns eigentlich an dem gesellschaftlichen Durchschnitt orientieren. Vor dem Hintergrund unseres Wissens darüber, dass Ressourcenmangel und strukturelle Belastungen dazu führen, dass diese Personen nie die Chance haben, an den gesellschaftlichen Durchschnitt heranzukommen, reicht es für Wirkungsbeschreibungen aus, sie mit einer gleichen Referenzgruppe zu beschreiben. Solchen Fragen müssen wir uns systematisch stellen, auch dann, wenn wieder einmal jemand von uns verlangt, dass wir größere Wirkungen erreichen.

Im Hinblick auf die Wirkfaktoren greife ich auf die neueste Publikation von Klaus Esser (2014) zurück, der sich die Mühe gemacht hat, einen Überblick über die Forschung zu geben, und eine Reihe von Gelingensfaktoren aufgelistet hat.⁷ Dabei unterscheidet er zwischen Wirkfaktoren, die außerhalb, und Wirkfaktoren, die innerhalb der Kinder- und

⁷ Klaus Esser (2014): Wirkfaktoren in der Erziehungshilfe. In: Michael Macsenare, Klaus Esser, Eckhart Knab, Stephan Hiller (Hrsg.): Handbuch der Hilfen zur Erziehung, S. 599 – 606.

Jugendhilfe liegen. Alle diese hier aufgezählten Faktoren zielen auf eine Symptomreduktion und nicht auf die anderen möglichen Wirkungsebenen, die ich angesprochen habe.

Wirkfaktoren außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe in Bezug auf eine Symptomreduktion sind (nach Esser 2014):

- Persönlichkeitsmerkmale der Adressaten sowie deren Lebenslage,
- Negative Wirkfaktoren/Risikofaktoren:
 - höheres Alter der Adressaten bei Hilfebeginn,
 - mangelnde Kooperationsbereitschaft,
 - ausgeprägte Jugendhilfe-Karriere,
 - Migrationshintergrund,
 - viele Ortswechsel.

Die Unterschiedlichkeit in den **Persönlichkeitsmerkmalen und den Lebenslagen** führt dazu, dass bestimmte Interventionen besser oder schlechter wirken. Was damit beschrieben wird, sind eigentlich keine Gelingens- bzw. Risikofaktoren außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe, sondern die Folgen von Handlungsstrategien, die zu wenig auf die konkrete Lebenssituation ihrer Adressaten eingehen. Man könnte es auch noch etwas zugespitzter formulieren, weil es bisher offensichtlich noch keine adäquaten fachlichen Konzepte im Umgang mit bestimmten Adressatengruppen und entsprechenden strukturellen Überforderungen von Familien gibt, werden Persönlichkeitsmerkmale und Lebenslagen als von der Kinder- und Jugendhilfe nicht beeinflussbare äußere Faktoren beschrieben, die Einfluss auf den Erfolg bei der Verwirklichung des Zieles Symptomreduktion haben.

Das höhere Alter bei Hilfebeginn kann sich nur auf das Alter der Kinder und Jugendlichen selbst beziehen. Hilfen zur Erziehung sind jedoch nach dem Wunsch des Gesetzgebers an die Eltern gerichtet.⁸ Haben wir hier ein Wirksamkeitsmodell, das eigentlich etwas ganz anderes untersucht als das, was Hilfen zur Erziehung leisten sollen? Ist das höhere Alter der Kinder tatsächlich ein Wirkungskriterium außerhalb der Jugendhilfe oder ist es ein Signal dafür, dass unsere Konzepte und unsere Handlungsstrategien für Jugendliche nicht so gut sind wie für Kinder? Ist es vielleicht ein Hinweis darauf, dass wir nicht in der Lage sind, bestimmte Belastungen im Lebenslauf angemessen ins Kalkül zu nehmen? Und schon wird das höhere Alter kein Kriterium mehr, das außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe liegt, sondern ein klarer Reflexionshinweis zum Überdenken unserer eigenen Konzepte und Handlungsstrategien.

Die mangelnde Kooperationsbereitschaft bzw. – wie die Psychiatrie sagt – mangelnde Krankheitseinsicht ist aus meiner und nicht nur aus meiner Perspektive⁹ ebenfalls kein Kriterium außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe. Denn wenn es uns in den Hilfen zur

⁸ Kuhn, Josef; Lampert Thomas; Ziese, Thomas (2012): Einführung ins Thema: Komplexe Interventionen – komplexe Evaluationen?. In: Robert Koch Institut (Hrsg.) Evaluation komplexer Interventionsprogramme in der Prävention: Lernende Systeme, Lehrreiche Systeme. S. 9-14

⁹ Vgl. z. B. Conen, Marie-Luise; Cecchin, Gianfranco (2013): Wie kann ich Ihnen helfen mich wieder los zu werden? Therapie und Beratung mit unmotivierten Klienten und in Zwangskontexten.

Erziehung nicht gelingt, im Rahmen des Hilfeprozesses ein Einverständnis auf Seiten der Adressaten für das, was wir tun, herbeizuführen und bei ihnen nicht die Überzeugung wächst, dass unsere Angebote tatsächlich für sie eine Form der Hilfe und Unterstützung in ihrem Interesse sein könnten, ist unsere Hilfe von Anfang an falsch aufgesetzt. Das ist quasi ein Kriterium für Unwirksamkeit unserer Strategien, wenn wir nachher konstatieren, dass eine unzureichende Kooperationsbereitschaft auf Seiten der Adressaten besteht. Eine „fehlende Kooperationsbereitschaft“ kann auch ein Hinweis darauf sein, dass das Problem, das wir mit Hilfe von Jugendhilfeangeboten versuchen zu bearbeiten, kein Problem ist, was sich durch Jugendhilfe lösen lässt, und die Adressaten das besser wissen als wir. Sie halten Jugendhilfe demnach für Zeitverschwendung statt für die Lösung ihres Problems. Wir als Fachkräfte und wir als Gesellschaft halten Hilfeangebote aber für die einzig angemessene Form, weil es für den Rest der Welt am bequemsten ist, wenn wir das Problem über die Jugendhilfe lösen. Sie werden zum Beispiel mit Jugendhilfe nicht grundsätzliche Folgen von Armut beseitigen können, so lange Sie nichts dafür tun, Armutsbedingungen zu verändern. Dass jemand, der in Armut lebt, nicht unbedingt immer Erziehungsratschläge haben möchte, sondern zunächst daran interessiert ist, Antworten auf die Frage zu finden, wie es gelingt, die Miete für den nächsten Monat zu bezahlen oder das Essen für die letzten zehn Tage des Monats einzukaufen, ist kein Grund sich zu wundern. Das ist aber keine Frage mangelnder Kooperationsbereitschaft, die außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe liegt, sondern die Frage danach, worin unser Auftrag besteht und wie wir damit umgehen.

Auch die **ausgeprägte Jugendhilfekarriere** ist ein Gelingensfaktor, der eher auf die Hilfen zur Erziehung, auf die Kinder- und Jugendhilfe zurückfällt. Es wird nämlich die Frage aufgeworfen, wie wir angemessen mit den Lebenserfahrungen eines jungen Menschen umgehen können, der gelernt hat, dass das System der Kinder- und Jugendhilfe für ihn oder sie oder die gesamte Familie nicht unbedingt überwiegend als Ressource zu werten ist. Das ist kein Faktor außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe, der Wirkungen negativ beeinflusst, sondern eine fachliche Herausforderung, der wir uns zu stellen haben. Wenn jemand umfangreiche und dabei auch unglückliche Jugendhilfeeferfahrungen gemacht hat, bedarf es besonderer Strategien des Umgangs mit dieser Person, damit wir eine Chance haben, etwas diesem negativen Eindruck über die Leistungsfähigkeit des Systems entgegenzusetzen, aus welchen Gründen dieser auch immer entstanden sein mag. Aber es ist offensichtlich, dass sich diese Aufgabe nicht mit Handlungsstrategien von der Stange bewältigen lassen wird.

Wenn **Migrationshintergrund** ein außerhalb der Kinder- und Jugendhilfe liegender negativer Faktor für Gelingensbedingungen ist, müssen wir alle aufwachen! Es wird Zeit, dass das Reden über migrationssensible Jugendhilfeansätze mal ernst genommen wird und wir tatsächlich in der Lage sind, angemessene Formen zu finden, mit Familien mit Migrationshintergrund so zu arbeiten, dass dieser Migrationshintergrund kein Risikofaktor ist, der zum Scheitern der Jugendhilfe beiträgt. In einigen Jugendamtsbezirken bzw. in einigen deren Teilregionen beträgt der Anteil der Minderjährigen mit Migrationshintergrund 50 Prozent und mehr. Angesichts dieser Tatsache können wir uns als Kinder- und Jugendhilfe nicht zurücklehnen und darauf verweisen, Migrationshintergrund sei ein „gottgegeben“, außerhalb der Jugendhilfe liegender Risikofaktor, der dazu beiträgt, dass die Maßnahmen der Jugendhilfe scheitern.

Viele **Ortswechsel** stellen ebenfalls eine Herausforderung dar.

Innerhalb eines spezifischen Modells von Evidenzbasierung werden diese Faktoren also als externe Risikofaktoren für die Erfolgswahrscheinlichkeit von Hilfen zur Erziehung beschrieben. Mein Anliegen war es aufzuzeigen, dass diese Bedingungen aus einem etwas anderen Blickwinkel anders zu bewerten sind und Fragen hinsichtlich notwendiger Weiterentwicklungen der Hilfen zur Erziehung provozieren, die zumindest in den bisherigen Modellen einer eher technokratischen Wirkungsorientierung nicht gestellt werden würden.

Als **Wirkfaktoren innerhalb der Kinder- und Jugendhilfe** in Bezug auf eine Symptomreduktion listet Esser Folgende als besonders bedeutsam auf:

- gute Hilfeplanung inklusive guter Diagnose,
- spezielle Form des Case Management,
- Ressourcenorientierung,
- Partizipation,
- Hilfedauer,
- Elternarbeit.

In Bezug auf eine **gute Hilfeplanung** verweist Esser auf die vom Landesjugendamt Bayern veröffentlichten Diagnosetabellen, die positiv evaluiert wurden. Sie tragen dazu bei, dass in der Hilfeplanung systematisch vorgegangen wird und Hilfebedarfe präziser beschrieben werden können. Er verschweigt dabei aber auch nicht, dass es sich dabei um ein aufwändigeres Verfahren handelt, das einen höheren Zeitaufwand bei der Hilfeplanung erfordert, als er häufig üblich ist, und zu höheren Kosten bei den dann für erforderlich gehalten Hilfen führt. Die Hoffnung ist, dass wirksamere Hilfen auf Dauer Kosten sparen. Inwiefern bei diesem Modell die Beteiligung der Adressaten von Bedeutung ist und welche Rolle der für die Hilfeplanung typische Aushandlungsprozess spielt, wird in seiner Zusammenfassung nicht angesprochen. Es besteht zumindest die Gefahr, dass bei einer zu starken Fokussierung auf diagnostische Elemente die Mitwirkungsbereitschaft der Adressaten und ihre Überzeugung, zu einer Veränderung der Situation beitragen zu können, sinken. Aufwändige diagnostische Prozesse und die mögliche Widerständigkeit dagegen auf Seiten der Adressaten können dazu führen, die Familien und ihre Kinder in kooperationswillige und kooperationsunwillige aufzuteilen, womit wir Chancen auf eine wirksame Hilfe bei einer Teilpopulation verlieren.

Dies ist angesichts der Ergebnisse aus der Psychotherapieforschung (Wampold oder auch Grawe zur den Wirkfaktoren der Psychotherapie) und auch in Teilen der somatischen Medizin (z. B. Stichwort Placebo), die aufzeigen, dass die Tatsache, dass es eine Intervention gibt, oft wichtiger für den Erfolg ist als die Art der Intervention, ein nicht zu vernachlässigender Aspekt. Ich sage dies nicht, um die Bedeutung der Hilfeplanung zu schmälern, denn diese ist ein Schlüsselprozess im Hilfesgeschehen und entscheidet häufig über die erzielbaren Wirkungen, sondern um Sie daran zu erinnern, dass der diagnostische Aufwand keine hinreichende Bedingung für den Erfolg der Hilfen ist.

Wird die Konzentration auf die Diagnostik zu groß, dann lenkt dies in der Hilfeplanung von anderen wichtigen Prozessen ab, nämlich von

- der gemeinsamen Definition dessen, was anders werden soll,
- der Entwicklung einer gemeinsamen Überzeugung, dass die verabredeten Schritte zu einer positiven Veränderung führen können,
- und der Offenheit aus den Erfahrungen im bisherigen Hilfeverlauf gemeinsam zu lernen.

Beim Stichwort **Case-Management** bezieht sich Esser auf eine spezifische Ausprägung, die neben einem Beitrag zur Symptomreduktion auch zu mehr Zufriedenheit und reibungsloseren Abläufen führen soll. Inwiefern damit unabsichtlich ein wichtiges pädagogisches Handlungsprinzip, nämlich Entwicklungsanregung durch Reibung, zugunsten eines effizienteren Ablaufs für den Hilfeerbringer bzw. Kostenträger umgangen wird, ließe sich zumindest diskutieren. Aus Zeitgründen verzichte ich hier jedoch darauf.

Ein weiterer Wirkfaktor ist eine konsequentere **Ausrichtung an den Ressourcen**, also eine Fokussierung auf die Lösung und die bisher erreichten Veränderungen. Hiermit können protektive Faktoren gefördert werden. Ein wichtiger Ansatzpunkt hierfür ist auch die Förderung familialer und sozialer Netzwerke, ein Aspekt, der bei vielen Hilfen zur Erziehung immer noch zu kurz kommt.

Auf die Bedeutung einer guten **Beteiligung der Adressaten** an dem gesamten Hilfeprozess wird in dieser Zusammenstellung der Wirkfaktoren ebenfalls verwiesen. Interessant ist, dass, unabhängig vom methodischen Design, die positiven Effekte einer Beteiligungsorientierung sichtbar werden. Dies kann man bei aller Kritik, die man gegenüber einzelnen Designs der Wirkungsmessung formulieren kann, als einen Hinweis werten, dass Partizipation tatsächlich einen Beitrag zum Gelingen leistet. Das Herausfordernde an diesem Befund ist: Partizipation wirkt sich negativ auf die Rationalisierungsmöglichkeiten von Abläufen und die Verwendung von evidenzbasierten Programmen (die ja nicht verändert werden dürfen, weil dann ihre Evidenz nicht mehr gegeben ist) aus. Eine intensive Beteiligung der Adressaten verringert die Steuerungsmöglichkeiten der Expertinnen und Experten bei den Hilfeerbringern sowie des Jugendamtes und erfordert gut qualifiziertes Personal, das mit offenen Prozessen umgehen kann.

Hilfedauer wird dann zu einem positiven Wirkfaktor, so die Ergebnisse in der Übersicht von Esser, wenn sie sich in einem bestimmten Korridor bewegt (Erziehungsbeistandschaften 7 bis 12 Monate; andere ambulante Hilfen 12 bis 24 Monate, stationäre Hilfen 36 Monate): Ist sie kurz, kann man keine nachhaltigen Wirkungen erwarten, dauert es zu lange, bis es zu Veränderungen kommt, ist das in der Regel ein wichtiges Indiz dafür, dass man sich für die falsche Hilfe entschieden hat. Hat man andere Wirkungserwartungen als Symptomreduktion, z. B. Schutz, dann kann es allerdings gut sein, dass andere Zeiträume angemessen sind.

Elternarbeit wirkt, so lassen sich die Ergebnisse zusammenfassen, aber auch Elternarbeit ist aufwändig und wird häufig nicht mit der eigentlich erforderlichen Aufmerksamkeit betrieben.

Interessanterweise wird in den Studien zur Wirksamkeit konstatiert, dass sich in Bezug auf das Ziel, „Entwicklungsanregungen zu geben“, keine Wirkungen erkennen lassen und auch keine Wirkfaktoren identifizierbar sind. Das liegt meiner Einschätzung nach im Wesentlichen daran, dass Designs gewählt wurden, die solche Erkenntnisse nicht ermöglichen. Dass es auch anders gehen kann, zeigt eine Studie, die beim SOS-Kinderdorfverein durchgeführt wurde. Das Ziel dieser Studie war es herauszufinden, wie es gelingen kann, die Handlungsbefähigung der Kinder in den stationären Einrichtungen zu fördern. Als ein wichtiger Faktor hierfür hat sich dabei herausgestellt, wie gut es den Kindern und Jugendlichen gelingt, sowohl die Einrichtung des SOS-Kinderdorfvereins als auch ihre Familie als ihr Zuhause zu erleben. Etwas, was ohne eine gute Zusammenarbeit mit den Eltern nur sehr eingeschränkt erreicht werden kann.

Auffällig an der Aufzählung der Wirkfaktoren ist, dass das Stichwort „Beziehungsqualität“ nicht zu finden ist. Auch hier stellt sich wieder die Frage, wie das zu interpretieren ist. Ist dies Ausdruck einer strikten Programmorientierung, in der die Beziehung hinter das Programm zurücktritt? Ist es ein methodisches Problem, weil die Beziehungsqualität nur schwer quantitativ zu erfassen ist? Praxiserfahrung, rekonstruktive Forschung und Psychotherapieforschung zeigen jedoch: Die Beziehung zum Helfenden ist ein wichtiger Wirkfaktor. Aber das heißt nicht, dass wir keinen Einfluss darauf hätten, denn Beziehungen lassen sich professionell gestalten. Wir haben Einfluss auf die Beziehungsqualität und wir sollten deshalb eventuelle Wechselwünsche, z. B. der Wunsch nach einem anderen Bezugserzieher oder einer anderen Ansprechpartnerin im ASD, auf Seiten der Adressaten ernsthaft prüfen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Wissen wir, was wir tun? Herausforderungen und Grenzen von Wirkungsanalysen für die Hilfen zur Erziehung

PROF. DR. CHRISTIAN SCHRAPPER

Erziehungswissenschaftler, Institut für Pädagogik, Universität Koblenz-Landau, Koblenz

Sie für einen souveränen Umgang mit den Wirkungszumutungen zu stärken, also für den Umgang mit der Unterstellung, angeben zu sollen, wie Erziehung wirkt, und doch zu behaupten, dass Erziehung nicht unwirksam ist, Sie also für die Zumutungen solcher Auseinandersetzungen auszurüsten, war Absicht meines Vorredners. Dieses Motto möchte ich aufnehmen, ohne in das andere Extrem umzuschwenken und zu behaupten, man könne über Wirkungen der Hilfen zur Erziehung ohnehin nur spekulieren. Es erscheint tatsächlich als ein Dilemma, über die Wirkungen einer sozialpädagogischen Kinder- und Jugendhilfe, konkret der Hilfen zur Erziehung, zu sprechen: Einerseits sind wir aus guten Gründen überzeugt, wirksam zu sein, andererseits können wir aus ebenso guten Gründen kaum angeben, warum welche Erziehung konkret wirkt. Nachbardisziplinen halten uns gern für unfähig, weil wir nicht nach einer berechenbaren Formel unsere Wirkung angeben können, halten das entweder für eine sozialpädagogische Marotte oder für einen Mangel an Kompetenz – mal sehen, für was Sie dieses Dilemma halten und ob es überhaupt eines ist.

Auch Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen möchten so gerne wirksam sein, denn Wirkungsnachweise sind ein zentrales Kriterium für Qualität und Professionalität. Wozu dient sonst eine Profession und ihr – zudem noch teures – Arbeitsfeld, wenn nicht plausibel angegeben werden kann, was „dabei raus kommt“? Gleichzeitig sind wir, im konkreten Fall ebenso wie grundsätzlich, immer wieder damit konfrontiert, dass Hilfen und Erziehung keine „Sozialtechnologien“ sind; es gibt keine schlichte Verknüpfung von Tätigkeiten, Inputs oder Intervention auf der einen und Auswirkungen auf der anderen Seite. Viele andere Faktoren und Umstände wirken mit. Ein gerne angeführtes Beispiel: Ein junger Mann lernt eine Freundin kennen und plötzlich gelingt ihm in Sozialverhalten und Arbeitsmoral, was vorher trotz intensivster pädagogischer und therapeutischer Bemühungen nicht zu gelingen schien. Was sagt uns das? War nun die Freundin wirksam, war sie der Katalysator für die intensivpädagogischen Bemühungen oder was treibt sonst diesen jungen Mann?

Meine Thesen:

1. Wie „gute Erziehung“ in Heimen wirksam werden kann, wissen sozialpädagogische Praxis und Wissenschaft schon lange, aber es interessiert keinen wirklich.
2. Erfolge sind keine Wirkungen und Wirkungen nicht unbedingt erfolgreich – aber trotzdem ist es nicht egal, was wir tun.
3. Daher die Aufforderung: Wir müssen wissen, was wir tun! Und nicht nur tun, was wir wissen.

Die Konfrontation mit der Frage „Wissen wir, was wir tun?“ ist sehr berechtigt, und zwar nicht als Frage der Ökonomen, sondern eine aus der Perspektive von Kindern, Jugendlichen und Familien. Aus einer aufgeklärten Verbraucherschutz-rechtlichen Perspektive haben Kinder und Eltern ein Recht darauf, dass Profis, die sich so tief in ihr Leben einmischen, wissen, was sie da tun, sich vor allem mit möglichen schädlichen Nebenwirkungen auskennen. Auch wir wollen als aufgeklärte Verbraucher in allen anderen Bereichen der modernen Waren- und Dienstleistungswelt informiert werden, um entscheiden und kontrollieren zu können. Vor allem wollen wir davon überzeugt werden, dass solche Profis, die sich auf eine Weise in unser Leben einmischen, die wir selbst kaum verstehen können, z. B. in der Medizin oder Rechtsberatung, aber auch bei der Autoreparatur, wissen was sie da tun. Dieses Vertrauen in die Kompetenz der Profis ist wesentlich für den Behandlungserfolg, den Erfolg vor Gericht oder dafür, dass wir erneut zu dieser Automarke greifen. Wie ist es nun bei den Hilfen zur Erziehung mit dem Vertrauen der Adressaten?

1. Die Wissenschaft hat festgestellt ... Was wir alles über Heimerziehung wissen

Seit Pestalozzi wissen wir, die Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, wie Heimerziehung erfolgreich wirksam werden kann, so meine Behauptung. Im Wesentlichen sind es drei Faktoren, empirisch geprüft und konzeptionell begründet:

- Die Grundbedingung: „allseitige Besorgung“,
- Das Handlungskonzept: erst *vormachen*, dann *mitmachen*, und schließlich und auf jeden Fall *alleine machen*,
- Und nie ohne Reflexion, also: ausführlich darüber reden.

Sich seiner Versorgung und Zuwendung sicher zu sein, nennt Pestalozzi „allseitige Besorgung“ für das Kind, modern reden wir von Bindung. Er selbst hat in seinem Waisenhaus in Stans bitter erfahren müssen, dass diese Besorgung die unhintergehbare Voraussetzung ist, damit Kinder überhaupt für das erreichbar sind, was er moralische Erziehung nennt, also die nachhaltige Vermittlung und Verankerung sozialer und ethischer Wertorientierungen, die ein humanes Zusammenleben erst möglich machen. Kinder und Jugendliche, die sich mit ihren Grundbedürfnissen nicht wahrgenommen und verstanden fühlen, sind für jede Art erzieherischer „Zuwendung“ kaum zugänglich, und dies aus guten Gründen, sind sie doch vor allem mit ihrem Überleben beschäftigt. Die aktuellen Skandale um die Unterwerfung „schwieriger“ Jugendlicher in sog. pädagogischen Trainingslagern wie Haasenburg oder Friesenhof zeigen es deutlich, wenn wir es denn sehen wollen – ich komme noch mal darauf zurück.

Zum Zweiten schauen sich Kinder sehr genau ab, was die Erwachsenen um sie herum tun und vor allem, wie sie es tun. Und das nicht nur mit den Eltern, sondern auch mit den Pädagog/innen in den Einrichtungen und Jugendämtern. Daraus ziehen sie ihre Schlüsse und werden oft mit der Frage konfrontiert: Warum soll ich den professionellen Pädagogen trauen, obwohl die den gleichen Unfug machen, wie die Erwachsenen in Familie und Milieu vorher auch gemacht haben: Mehr versprechen, als sie halten können und im Zweifel eher an sich denken als an mich?

Und zuletzt: In der Erziehungshilfe und generell in der Sozialpädagogik muss sehr viel geredet werden, weil es immer wieder darum geht, sich zu verständigen und zu vergewissern, weil es eben keinen eindeutigen technischen Zusammenhang zwischen bestimmten Maßnahmen und den Wirkungen gibt. Das betrifft sowohl das Miteinander-Sprechen innerhalb des Teams/der Organisation, vor allem aber das Reden mit jungen Menschen und ihren Eltern.

Seit über 200 Jahren gab und gibt es immer wieder Projekte erfolgreich wirksamer Heimerziehung bzw. erfolgreich wirksamer Hilfen zur Erziehung – aber oft nur als Gegenmodelle „herrschender Praxis“:

- Waisenhaus in Stans gegen christliche Rettungshäuser,
- Karl Wilkers Lindenhof gegen preußische Fürsorgeanstalten,
- Jugendwohnkollektive gegen Heimanstalten der 50er- bis 70er-Jahre,
- Kleinstheime gegen Schichtdienstgruppen,
- Sozialpädagogische Wohngemeinschaften gegen geschlossene Gruppen,
- milieunahe Heimerziehung gegen Abschiebung in „Randgebiete“,
- flexible Einzelbetreuungsprojekte gegen Gruppenzwang usw.

Die Projekte werden zu der Zeit, in der sie entworfen und umgesetzt worden sind, entweder aufs heftigste bekämpft oder einfach ignoriert – „berühmt“ geworden sind sie meist erst viel später.

Strittig für alle Formen und Projekte öffentlicher Erziehung waren und sind vor allem ihre Wirkungen im Hinblick auf das Verhältnis von Aufwand und Ertrag. Kern der Auseinandersetzungen um die Wirkungen der Heimerziehung ist seit gut 200 Jahren (schon im Waisenhausstreit) das Verhältnis von Aufwand und Ertrag oder von Kosten und Nutzen. Primär wurde der Nutzen aus der Perspektive der Gesellschaft bewertet. Im Gegensatz dazu zeichnet die skizzierten „Gegen-Projekte“, von Pestalozzis Waisenhaus bis zu sozialraumorientierten, flexiblen Erziehungshilfen, aus, dass sie explizit nach dem Nutzen für Kinder, Jugendliche und ihre Familien fragen.

Der Kosten-Nutzen-Streit rankt sich also sowohl um den individuellen Nutzen öffentlich verantworteter und bezahlter Ersatzerziehung als auch um die gesellschaftliche Legitimation – in der öffentlichen Polarisierung dann gerne zwischen „Kinderknast“ – wie gerade aktuell wieder um den Friesenhof und die Haasenburg – und „Urlaub unter Palmen auf Staatskosten“. Eine erste kritische Einschätzung lautet daher: Der Streit um Wirkungen ist vor allem ein Streit um's Geld, nicht primär um Chancen guter oder schlechter Erziehung für Kinder in prekären Lebenslagen.

Im Folgenden will ich in aller gebotenen Kürze das aktuell verfügbare Wissen um die Wirkungen und Auswirkungen von Hilfen zur Erziehung referieren und einordnen:

Die Leistungs- und Effekte-Studien aus den 1990er-Jahren

Die Studie „Leistungen und Grenzen von Heimerziehung“, abgekürzt JULE, von Thiersch, Baur, Finkel, Hamberger und Kühn, veröffentlicht 1998, wurde 1994 bis 1997 durchgeführt. Die andere große Wirkungsstudie der 1990er Jahre mit dem Titel: „Effekte erzieherischer Hilfen und ihre Hintergründe“ wurde von Schmidt, Schneider, Hohm, Macsenaere, Petermann, Flosdorf, Hölzl und Knab in den Jahren 1995 bis 2000 realisiert und 2002 veröffentlicht. Die erste Studie (JULE) wurde von der evangelischen Kirche bestellt, die zweite (JES) von den Katholiken; so bestellt sich jeder seine Studien, die das belegen, was er gern hätte, oder?

Die zentralen Befunde der **JULE-Studie** („Leistungen und Grenzen von Heimerziehung“) sind bereits 20 Jahre alt, aber die Erkenntnisse sind nach wie vor aktuell:

Untersucht werden Hilfeverläufe zu Beginn und am Ende, gefragt wird nach Verhalten in Schule- und Ausbildung, Legalverhalten, sozialen Beziehungen, Alltagsbewältigung, Persönlichkeitsentwicklung, familiärem Hintergrund und individuell zentraler Problemkonstellation. Ausgewertet werden insgesamt 197 Heimfälle, dies ist jeweils der vollständige Entlassungsjahrgang 1994 aus sechs Jugendämtern in drei Bundesländern. Folgende Befunde werden auf dieser Basis herausgearbeitet:

- für 53 Prozent positiv, für 17 Prozent in Ansätzen positiv, für 18 Prozent negative Entwicklung.
- Chancen effektiver Hilfen sind sechsmal höher, wenn fachliche Standards nach 8. Jugendbericht eingehalten werden.
- Die Hilfeplanung der Jugendämter ist der kritische Faktor, sie nahm im Verlauf der Hilfen deutlich ab.
- Stationäre Hilfen sind erfolgreicher, wenn sie länger dauern.

Interessant ist, dass auch diese Studie zu einer zusammenfassenden Erfolgsquote zwischen 55 und 60 Prozent für positive Verläufe von Heimerziehung kommt und damit exakt im historischen Mittel solcher Bewährungs- und Wirkungsstudien seit inzwischen gut 100 Jahren liegt¹; schon erstaunlich angesichts der vermeintlich großen Veränderungen der Heimerziehung in dieser Zeit. Thomas Gabriel schreibt zu JULE in seiner Meta-Studie für das Bundesmodellprojekt *Wirkungsorientierte Jugendhilfe*: „statistische Befunde belegen Leistungen, bleiben jedoch in der bedeutungsvollen Leere des Allgemeinen.“²

Die zentralen Befunde der bis heute einflussreichen **JES-Studie** („Effekte erzieherischer Hilfen“) sind durchaus ähnlich. In einer prospektiven Längsschnittstudie – 205 Fälle, 113 Katamnesen – und auf der Basis einer Definition von Effekt und Qualität, der psychopathologische Parameter von sozialer Auffälligkeit zugrunde liegen (MAS und ICD-10), werden Wirkungen einerseits als Reduktion von Auffälligkeit und andererseits als eine

¹ vgl.: Chr. Schrapper: Wie wirkt Heimerziehung? In: DIFU (Hrsg.): Wann ist Heimerziehung für Kinder erfolgreich? Dokumentation Nr. 81, Berlin 2011, S. 15-32.

² vgl.: Gabriel, Th.; Keller, S.; Struder, T.: Wirkungen erzieherischer Hilfen, Metaanalysen ausgewählter (quantitativer) Studien, Münster 2007, S. 6. (immer noch verfügbar unter: www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/seiten/download.html)

Verbesserung des Funktionsniveaus operationalisiert – eine bedeutsame Verkürzung auf wenige, psychodiagnostisch messbare Wirkungsaspekte.

Die Befunde können dann auch wenig erstaunen:

- Für die Heimerziehung eine Reduzierung der Gesamtauffälligkeit des Kindes um 46 Prozent im Vergleich zur SPFH mit 49 und Erziehungsbeistandschaften mit 15 Prozent,
- eine Steigerung des psychosozialen Funktionsniveaus durch Heimerziehung um 38 Prozent, in der Tagesgruppe um 36 Prozent.
- In Heimen sind durchweg junge Menschen mit größter Auffälligkeit, geringster Funktionsfähigkeit und größten familiären Belastungen untergebracht.
- Eine längere Hilfedauer (mindestens 1 Jahr) im Heim begünstigt die positiven Wirkungen.
- Eine deutlich klinische Ausrichtung der Institutionen zeigt bessere Effekte bei der Reduktion der Symptomaten der jungen Menschen.

Hierzu schreibt Thomas Gabriel: *„Das Ergebnis (...), dass eine klinische Orientierung von Hilfemaßnahmen zu besseren Ergebnissen führt, muss vor dem Hintergrund der Operationalisierung von individueller Auffälligkeit als psychopathologisches Konstrukt betrachtet werden.“*³

Aktuelle Metaanalysen zu Wirkungen erzieherischer Hilfen

Beide Kommentare zu den Effekte-Studien der 1990er-Jahre stammen aus einer von zwei Metaanalysen, also vergleichenden Untersuchungen vorliegender Studien, die einen guten Überblick zur Forschungslage eröffnen. Thomas Gabriel und Mitarbeiter/innen haben insgesamt 11 Forschungsarbeiten mit quantitativem Datenzugang untersucht. Sie können als „wirkmächtige Variablen“, die Effekte der Hilfen zur Erziehung beeinflussen, übergreifend herausarbeiten:

- Qualität der Hilfeplanung,
- Dauer der Hilfestellung,
- Kontinuität sozialer Bezüge,
- Grad der Partizipation junger Menschen und ihrer Eltern,
- therapeutische und klinische Professionalität,
- Qualität und Kontinuität der Betreuung,
- Öffnung der Einrichtungen zum sozialen Umfeld.

³ Gabriel u.a., 2007, S. 10

Negativ wirksam werden vor allem:

- Mangel an Stabilität der Platzierung und Qualität sozialer Netzwerke in stationären Hilfen,
- Mangel an Elternarbeit,
- schulische und berufliche Benachteiligung junger Menschen in HzE.

„Insgesamt weisen die Studien keine überraschend neuen Einsichten auf. Dies liegt auch an der starken Dominanz einer expertenbezogenen Perspektive und einer eher geringen Beachtung der Klientenperspektive. ... Problematisch bleibt, dass die Experten bei der Einschätzung der Effekte ihrer eigenen Tätigkeiten zu weitaus besseren Ergebnissen kommen, als dies bei Messungen der Fall ist.“⁴

Klaus Wolf untersuchte in der anderen „Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich Wirkungen und ‚wirkmächtigen‘ Faktoren aus Nutzersicht“⁵ insgesamt 11 Studien mit qualitativen Zugänge. Er zeigt, welche Wirkungsdimensionen diese Arbeiten jeweils betrachten und stellt in übersichtlichen Tabellen gefundene Erfolgs- und Misserfolgswirkungen gegenüber. Als Wirk-Faktoren für gelingende Hilfeprozesse arbeitet Klaus Wolf heraus:

- Passung des Hilfearrangements,
- Partizipation von Jugendlichen und Eltern an den für sie wichtigen Entscheidungen,
- Qualität der Beziehung Pädagogin/Pädagoge – Jugendliche(r),
- klare, Orientierung gebende Strukturen und Regeln,
- Respekt vor den bisherigen Lebenserfahrungen und den dort entstandenen Strategien und Deutungsmuster,
- Weiterentwicklung der Beziehung Jugendlicher – Eltern,
- realistische Betreuungs- und Erziehungsziele,
- Netzwerkleistungen von Personen außerhalb des Settings (ohne Eltern),
- Lebensqualität in der Einrichtung.

Bedeutsam ist auch das abschließende Fazit:

„Es sind nicht einzelne Interventionsformen und Organisationsstrukturen, die generell eine spezifische Wirkung entfalten, sondern eine zentrale Qualitätsdimension ist, ob die Strukturen für diesen Jugendlichen/diese Familie geeignet sind. Je leistungsfähiger die Fachkräfte (Jugendamt, HzE-Einrichtung) darin sind, diese Passung herzustellen, umso wahrscheinlicher werden günstige, intendierte Wirkungen.“⁶

⁴ Gabriel u.a., 2007, S. 33

⁵ auch Münster 2007 und auch immer noch verfügbar unter: www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/seiten/download.html

⁶ Wolf, 2007, S. 39

Insgesamt drängt sich die Erkenntnis auf:

Wie Hilfen zur Erziehung und vor allem Heimerziehung gut gemacht werden kann, füllt Bücherschränke ...



Abbildung 1

© Prof. Dr. Christian Schrapper

Zusammenfassend sollen nochmals

Fünf Faktoren wirksamer Heimerziehung⁷ aufgeführt werden:

Heimerziehung hat dann eine Chance, erfolgreich auf die Lebensprozesse junger Menschen einzuwirken,

- ... wenn Kinder die Chance und Unterstützung bekommen zu verstehen, was mit ihnen geschieht, gerade in den kritischen Phasen unvermeidbarer Trennung und Wechsel. – In vielen Befragungen wird dies immer wieder deutlich. Es ist auch die wesentliche Botschaft aus der größten Wirkungsanalysestudie, die wir in der Bundesrepublik haben, nämlich der Konfrontation mit ehemaligen Heimkindern. Wenn Kinder die Chance haben zu verstehen, was passiert, ist das die erste und unverzichtbare Voraussetzung dafür, dass überhaupt irgendeine Wirkung im Hinblick auf ihre Entwicklung ermöglicht wird;
- ... wenn in Krisen frühzeitig und ausreichend eingegriffen wird, aber Entscheidungen überprüft und Eingriffe transparent gemacht werden und eingeschlagene Wege reversibel bleiben;

⁷ Ader, S./Schrapper, Ch.: Entwicklungen in der Heimerziehung – Möglichkeiten und Chancen neuer Präventivkonzepte. Expertise für den Siebenten Jugendbericht der Landesregierung NRW, Münster 1998

- ... wenn Hilfesysteme – gemeint sind die Helfer/innen und ihre Organisationen – ausreichend stabil sind, die Dynamiken familiärer Krisen und kindlicher Enttäuschungen auszuhalten. Der „Verschiebebahnhof der Jugendhilfe“ ist nach wie vor ein ausgesprochen wunder Punkt, der auch von Werner Freigang in einer Studie Anfang der 1990er-Jahre aufgegriffen wurde. Jemand passt nicht in die Gruppe und wird in eine andere geschoben. Dass damit die Kette negativer Erfahrungen immer weiter fortgesetzt und vertieft wird, gerät dabei aus dem Blick;
- ... wenn Hilfesysteme Kinder zuverlässig schützen und fördern können, ohne die Potenziale und Ressourcen ihrer Herkunftsmilieus abwerten und negieren zu müssen;
- ... wenn Helfer/innen, vor allem aber ihre Organisationen, mehr kooperieren können als konkurrieren müssen.

Die schon jetzt beeindruckende Liste wissenschaftlicher Erkenntnisse über Voraussetzungen und Faktoren wirksamer Hilfen zur Erziehung ist aber noch lange nicht zu Ende. Aus dem schon erwähnten Bundesmodellprojekt „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“ sind zwischen 2006 und 2009 in einem aufwändigen Design an 11 Standorten in der gesamten Republik „Strategien und Erfolge einer wirkungsorientierten Steuerung“ vor allem der Hilfen zur Erziehung entwickelt, erprobt und evaluiert worden:

„Soziale Dienstleistungen wie die Hilfen zur Erziehung legitimieren sich letztlich über die Wirkung, die sie bei dem/der Leistungsempfänger/in erzielen. Ziel des Modellprogramms ist deshalb die Verbesserung der Wirkung der erzieherischen Hilfen für junge Menschen, die als Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe auf Grundlage der §§ 27 ff. SGB VIII erbracht werden. Insofern richtet sich der Fokus dieses Modellvorhabens konsequent auf die Realisierung der intendierten Wirkung der Hilfe.“⁸

Aber was sind denn nun wirkmächtige Faktoren? Das Ergebnis wird Sie wenig überraschen, findet sich doch weitgehend Bekanntes:

Was sind „wirkmächtige“ Faktoren für Hilfen zur Erziehung?

In den Projekten und wissenschaftlichen Untersuchungen des Bundesmodellprojektes „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“ konnten die folgenden Wirkfaktoren identifiziert werden⁹:

- biografische Anschlussfähigkeit der Hilfe,
- Selbstwirksamkeitserleben der Betroffenen,
- reflektierte und möglichst geklärte Eltern-Kind-Beziehung,
- Qualität des Erziehungsprozesses,

⁸ Modellvorhaben Wirkungsorientierte Jugendhilfe, Münster 2007, S. 1; die insgesamt 10 Schriften sind als pdf immer noch verfügbar unter: www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/seiten/download.html

⁹ vgl.: Stefanie Albus, Heike Greschke, Birte Klingler, Heinz Messmer, Heinz-Günter Micheel, Hans-Uwe Otto, Andreas Polutta: Wirkungsorientierte Jugendhilfe. Abschlussbericht der Evaluation des Bundesmodellprogramms „Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung durch wirkungsorientierte Ausgestaltung der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsvereinbarungen nach §§ 78a ff SGB VIII“. Münster 2010. verfügbar unter: www.wirkungsorientierte-jugendhilfe.de/seiten/download.html

- für Kinder und Eltern erkennbarer Gebrauchsnutzen der Hilfeleistungen,
- Einbindung in soziale Netze,
- möglichst hohe Übereinstimmung der Sichtweisen der Beteiligten.

Soll darüber berichtet werden, was die Wissenschaft so alles festgestellt hat über die Wirkungen von Hilfen zur Erziehung, darf eine Studie nicht vergessen werden:

EVAS-Stichprobe

Von der EVAS-Studie hat man einen großen Erkenntniszuwachs erwartet (**Abbildung 2**):

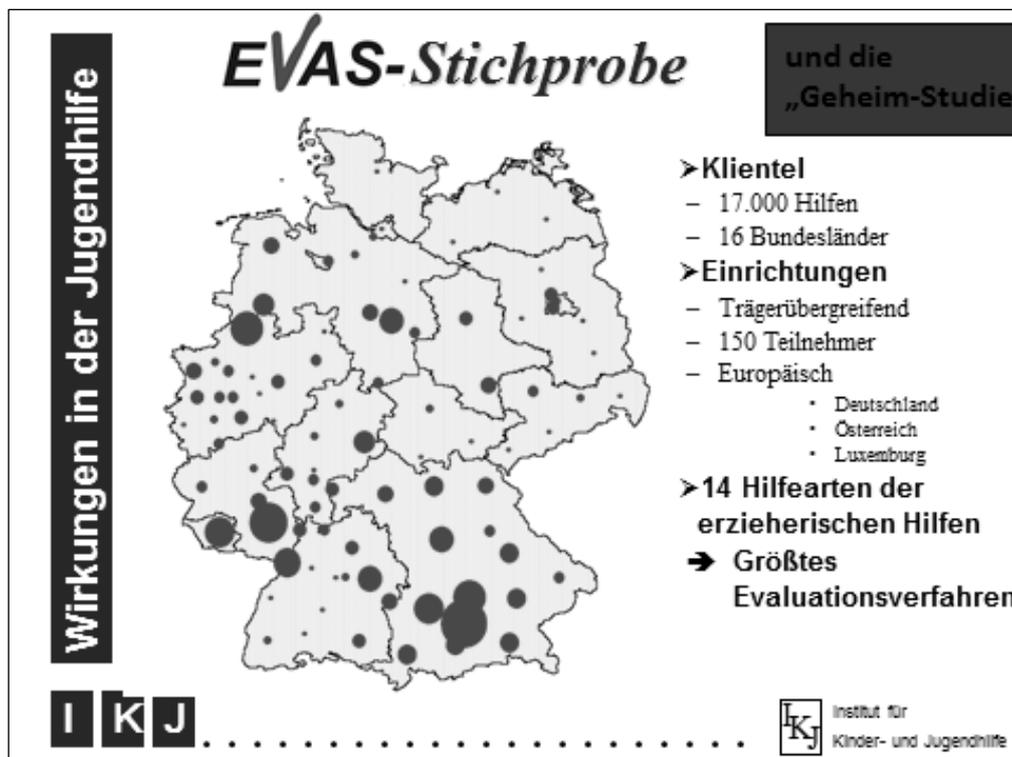


Abbildung 2

© Prof. Dr. Christian Schrapper

Ich sehe die Ergebnisse eher kritisch. Hier wird mit großem Aufwand viel Getöse veranstaltet. Ein Ärgernis ist die Tatsache, dass es eine „Geheimstudie“ ist. Das vor allem von katholischen Trägern und Verbänden getragene Institut für Kinder- und Jugendhilfe in Mainz lässt andere nicht in ihre Daten schauen, obwohl es doch die Voraussetzung für einen wissenschaftlichen Diskurs wäre, dass man seine Ergebnisse so präsentiert, dass sie überprüfbar werden. Diese große Evaluationsstudie mit den vielen Standorten mit beeindruckenden Zahlen bildet eine wesentliche Grundlage für das aktuell in zweiter Auflage angekündigte Buch von Klaus Esser und Michael Mascenaere: „Was wirkt in der Erziehungshilfe?“¹⁰. Sie kommen zu den ebenfalls nicht überraschenden Befunden:

¹⁰ Mascenaere, M. / Esser K. : Was wirkt in der Erziehungshilfe? Wirkfaktoren in Heimerziehung und anderen Hilfearten. München 2012; 2. Auflage 2015.

Heimerziehung wirkt durch ...

- ausreichende Hilfedauer,
- gute Beziehungsqualität,
- verlässliche Bindungspersonen,
- Persönlichkeit und Qualifikation der Professionellen,
- Berücksichtigung bisheriger Lebenserfahrungen,
- zugängliche und respektvolle Elternarbeit,
- an den Ressourcen orientierte Angebote,
- soziales Lernen und Bildung,
- Unterstützen von Lebensperspektiven und Berufsorientierung,
- Bearbeiten von Traumatisierung,
- Nachsorge und Nachhaltigkeit.

Diese Auflistung von Wirkfaktoren lassen die Wiederholung aus anderen Studien erkennen. Positiv bedeutet dies: Wir können viel darüber wissen, was Voraussetzungen und Gelingensfaktoren für wirksame Arbeit in den Hilfen zur Erziehung sind. Aber halten wir uns auch daran? Eine letzte, ganz aktuelle Studie beleuchtet die Wirksamkeit erzieherischer Hilfen aus einer anderen Perspektive, nämlich den Gründen für einen Abbruch:

„Abbrüche in den erzieherischen Hilfen (ABiE)“

Diese Studie zu den Abbrüchen von Harald Tornow, Holger Ziegler und Julia Sewing¹¹ ist eine Besonderheit. Mit der Umstellung der Bundesstatistik werden auch Abbrüche untersucht. Seit 2007 wird danach gefragt, ob Hilfeprozesse nach Hilfeplanziele zu Ende gehen oder nicht. Gehen die Hilfen nicht planmäßig zu Ende, kann dies als wirkungsloser Abbruch interpretiert werden.

Bisher war keine große Aufregung in der Szene wahrnehmbar, als die ersten Ergebnisse publiziert wurden, die uns zum Teil mit Abbruchquoten von über 50 Prozent konfrontieren, gerade im Bereich der stationären Hilfen zur Erziehung. In der Hälfte der Prozesse, die im Rahmen der Bundesstatistik in den Jugendämtern erhoben und dokumentiert werden, sagen die Beteiligten selbst, dass diese Hilfeprozesse nicht gemäß der in der Hilfeplanung verabredeten Ziele beendet werden. Das kann vielerlei bedeuten. Es muss nicht bedeuten, dass diese Hilfen wirkungslos, erfolglos oder schlecht waren, bietet aber einen Hinweis, dass den Ursachen nachgegangen werden muss.

In der sog. ABiE-Studie wurden auch Pfadanalysen durchgeführt. Das ist der Versuch, nicht nur einen Faktor mit einem anderen zu verbinden, sondern die Komplexität zu erfassen und abzubilden (**Abbildung 3**).

¹¹ Evangelischer Erziehungsverband e.V. (Hrsg.): Abbrüche in stationären Erziehungshilfen (ABiE). Praxisforschungs- und Praxisentwicklungsprojekt. Wirkfaktoren, Systemmodelle, Strategien. Hannover (2012); verfügbar unter: www.els-institut.de

weniger Abbrüche = wirksame Heimerziehung

Tornow/Ziegler/Sewing, 2012, S. 332

Abb. 2-1: Allgemeines hypothetisches Modell zur Verringerung der Abbruchwahrscheinlichkeit

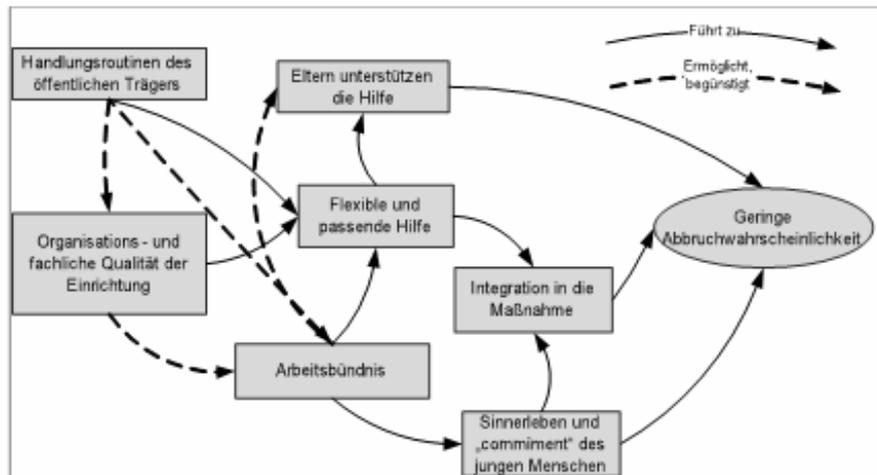


Abbildung 3

© Prof. Dr. Christian Schrapper

Verschiedenste Faktoren werden in Verbindung gebracht und es wird gefragt, was wie aufeinander einwirkt. Dabei wird der Frage nachgegangen, welche Faktoren für eine geringe Abbruchwahrscheinlichkeit sorgen. Die durchgezogenen Pfeile in dieser Grafik zeigen eine gute Wirkung an, die gestrichelten Linien weisen auf Abbrüche fördernde Einflüsse hin. Auch hier finden wir das wieder, was wir schon kennen: Passung, Arbeitsbündnisse, Organisationsqualität einerseits, persönliche Qualität andererseits. Entscheidend für das Vermeiden von Abbrüchen und damit für die Chance positiver Wirksamkeit in den Hilfen zur Erziehung sind Integration und vor allen Dingen das Sinnerleben, das Commitment – das hörten wir doch schon.

In der Abbildung des inneren Abbruchs (**Abbildung 4**) zeigen die gestrichelten Linien eine positive Wirkung an und die durchgezogenen weniger gute. Die Frage lautet hier: Was erhöht das Risiko eines inneren Abbruchs, das heißt, dass die Jugendlichen nicht unbedingt gehen, sich aber innerlich verabschieden?

Das Risiko wird durch Druck und Angst erhöht, Mitbestimmung und vor allem Nutzen und Sinnerleben hingegen verringern das Risiko. All dies scheinen starke Argumente dafür zu sein, dass ein hohes Ausmaß an erfahrener Demokratie sowie eine interessierte und engagierte, gleichwohl jedoch im Wesentlichen „liberale“ Form der Hilfeplangestaltung wesentliche Momente der Gestaltung von Hilfeprozessen sind, die von jungen Menschen angeeignet werden. Das bietet zumindest die Chance, dass die Hilfen wirksam werden können.

„innerer Abbruch“ = wirkungslose Heimerziehung ?!

Tornow/Ziegler/Sewing 2012, 82/83

Abb. 3-6: Erklärungsmodell für den »inneren Abbruch« aus dem Anfangserleben der jungen Menschen.

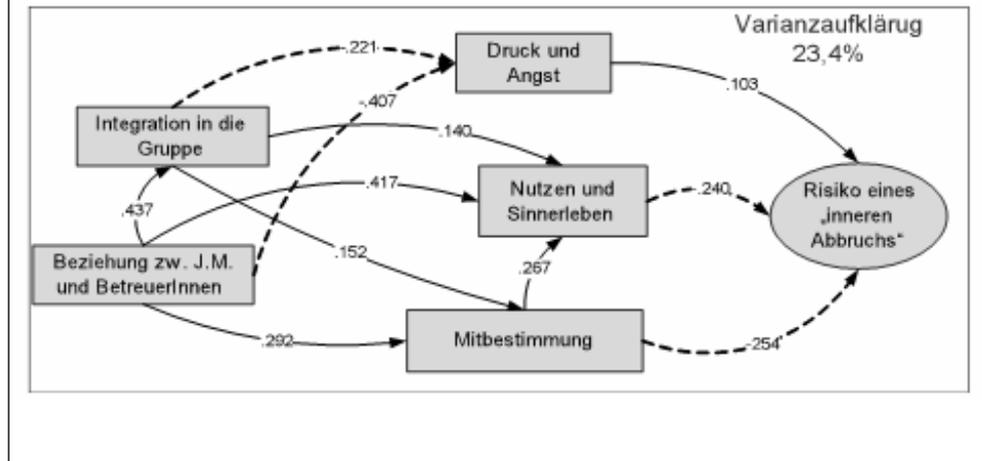


Abbildung 4

© Prof. Dr. Christian Schrapper

Fazit: Die Wissenschaft hat festgestellt: Was wir alles über Heimerziehung wissen ...

Zentrale Faktoren dessen, was wir seit gut 200 Jahren über wirksame (Heim-)Erziehung wissen und doch immer wieder neu erarbeiten und in moderne Sprache übersetzen müssen, sind **vier Balancen der Spannungen**:

1. Die grundlegende Spannung von in Anspruch genommener Lernzeit und verfügbarer Lebenszeit junger Menschen – einerseits braucht wirksame Erziehung Zeit und andererseits verbraucht sie damit die kostbarste Ressource junger Menschen.
2. Die für alles Soziale grundlegende Spannung von Autonomie und Bindung – Bindung zu finden, Zugehörigkeit zu erleben und gleichzeitig Selbstständigkeit und Selbstbestimmung konkret erfahren zu können, heißt die Herausforderung für wirksame Pädagogik.
3. Die immer wieder aufregende Spannung zwischen aufgeschichteter Erfahrung (was bringt der junge Mensch im fest angewachsenen Rucksack familien- und lebensgeschichtlicher Erfahrungen mit?) und den Möglichkeiten, wie neue Erfahrung aktiv angeeignet werden kann, die ihm/ihr hier und jetzt im pädagogischen Feld ermöglicht wird.
4. Das Verhältnis von Ort und Beziehung in aller professionellen Pädagogik betrifft die Frage, ob wir eher Beziehungspädagogik anbieten oder pädagogische Orte, die aber mehr sind als nur die Abhängigkeit von Beziehungen. Dass Ort oder Beziehung keine Alternativen sind, sondern als Spannungsfeld produktiv gestaltet werden wollen, will Pädagogik wirksam werden, darauf weisen alle genannten Praxisprojekte und wissenschaftlichen Studien eindrücklich hin.

Versucht Pädagogik diese Spannungsverhältnisse zur einen oder anderen Seite hin aufzulösen, droht Wirkungslosigkeit, auch dies wurde historisch vielfach erfahren und wissenschaftlich belegt. Wie aber die skizzierten Spannungen produktiv gestaltet werden können, dafür hat die (Sozial-)Pädagogik keinen zuverlässigen Erkenntnisfundus, sondern dieses Thema muss offenbar immer wieder neu erarbeitet, erprobt, evaluiert und vor allem kritisch diskutiert werden.

... was aber weder Heimträger noch Jugendämter wirklich interessiert, oder?

- Eine Abbruchquote von über 50 Prozent bei der Heimerziehung wirft viele Fragen auf, die Diskussion dazu ist allerdings sehr verhalten.
- Modellprojekte und Forschungsvorhaben sind immer noch eher Ausnahme als Regel und vor allem führen sie nur selten zu nachhaltigen Veränderungen der sog. Regelpraxis.
- Das Schicksal der „Qualitätsentwicklungsvereinbarungen“ als weitgehend bedeutungslose dritte Säule der §-78-Vereinbarungen neben den Leistungsbeschreibungen und Entgeltvereinbarungen spricht für sich. Es gibt inzwischen neue Diskussionen um die Heimaufsicht und die Veränderungen des § 45 SGB VIII und die Trägerqualität, dabei könnte alles längst geregelt sein.
- Warum dann diese vielen Tagungen über Wirkungen der Hilfen zur Erziehung?

Das ist bereits meine vierte Tagung alleine in diesem Jahr, auf der über Hilfen zur Erziehung, ihre Steuerung und Wirkung diskutiert wird. Natürlich ist es wichtig und hilfreich, darüber zu sprechen, aber etwas wirklich Neues kann zumindest ich Ihnen heute darüber nicht erzählen. Ist dies nicht ein Indiz dafür, dass Wirksamkeit einerseits ein wichtiges Thema ist, dass aber andererseits das, was es zu diesem Thema zu sagen gibt, nicht wirklich folgenreich haften bleibt?

Aus Sicht der jungen Menschen und ihrer Familien aber ist und bleibt ist die zentrale Frage an Erziehungsprofis, die sich so folgenreich in ihr Leben einmischen:

2. Wissen Sie, was Sie tun?

Als Fazit aller vorgestellten praktischen Erfahrungen, empirischen Prüfungen und theoretischen Überlegungen zur Erziehungstatsache kann festgehalten werden:

- Erziehung ist kein technischer Vorgang der Herstellung z. B. eines wohlherzogenen jungen Menschen, sondern immer ein Wagnis mit ungewissem Ausgang – und trotzdem unverzichtbar. Wir können, so wie wir uns als Menschen verstehen, nicht *nicht* erziehen. Ob wir das Sozialisation nennen oder Erziehung – alles, was wir im Kontakt mit jungen Menschen tun oder unterlassen, wirkt erzieherisch.
- Erziehung erfordert „Gelingens-Faktoren“, die durchaus differenziert, praktisch erprobt und theoretisch plausibel angegeben werden können, ...
- ... aber diese Gelingens-Faktoren bieten keine Wirkungsgarantie. Erziehung und auch die Hilfe bei der Erziehung bleibt eine koproduktive Leistung von „Zögling“ und „Erzieher“ mit höchst ungewissem Ausgang. Sämtliche Analysen und Studien

können wichtige Hinweise liefern, um empirisch informiert über Wirkungen zu sprechen, aber sie sind niemals ein empirischer Beleg dafür, wie eine Wirkung garantiert wird.

Diese Befunde verweisen auf ein komplexes Verhältnis von

Ursache und Wirkung:

Die Frage nach dem Verhältnis von Ursache und Wirkung zieht sich auch durch die (sozial-)pädagogischen Wirkungs-Diskussionen wie ein roter Faden. Wir sprechen über **Einwirkungen** und dabei spielen die Gelingensfaktoren eine große Rolle. Aber die Einwirkungen hängen mit den Auswirkungen nicht sicher planbar kausal zusammen¹². Plausibel sollten sie allerdings zusammenhängen. Wir müssen erklären und plausibel nachvollziehbar machen können, und zwar zuerst Kindern und Jugendlichen und ihren Eltern, dann uns selbst in der Fachszene, und nicht zuletzt denen, die die Hilfen finanzieren, wie das, was wir an Einwirkungen durch unsere Arbeit erzeugen, an Auswirkungen erkennbar wird. Wir müssen außerdem in Rechnung stellen, dass das Verhältnis von Einwirkungen und Auswirkungen zwar vielfach zufällig erscheint, aber nicht beliebig ist. Dieser Zufall ist kein Hinweis auf Mangel oder Defizit, sondern gehört zu den Wirklichkeiten des tatsächlichen Lebens.

Dimensionen pädagogischer Prozesse

Die komplexen Zusammenhänge finden sich in den verschiedenen Dimensionen pädagogischer Prozesse und Wirkungen (**Abbildung 5 und 6**). Wir können Handlungsdimensionen beobachten und schließen auf Verhaltensdimensionen zurück. Entwicklungsdimensionen können wir nur sehr mittelbar konstruieren. Erziehung und ihre Wirkung spielen sich in der reflexiven Dimension ab und darüber können wir überhaupt nichts unmittelbar wahrnehmen. Wir können nur von außen beobachten, aber wir können vor allem über die Selbstauskünfte unserer „Zöglinge“ etwas darüber erfahren, ob unser pädagogisches Handeln, unsere Konzeptionen und Kontexte wirklich die erhoffte Entwicklung ermöglichen.

¹² Dazu immer noch informativ: Schwabe, Mathias. Sozialpädagogische Prozesse in Erziehungshilfen zwischen Planbarkeit und Technologiedefizit. In: Fatke, E.; Hornstein, W.; Lüders, Ch.; Winkler, M. (Hrsg.): Erziehung und sozialer Wandel. Brennpunkte sozialpädagogischer Forschung, Theoriebildung und Praxis. Weinheim u.a.: Beltz 1999, S. 117-130. (Zeitschrift für Pädagogik, Beiheft. 39)

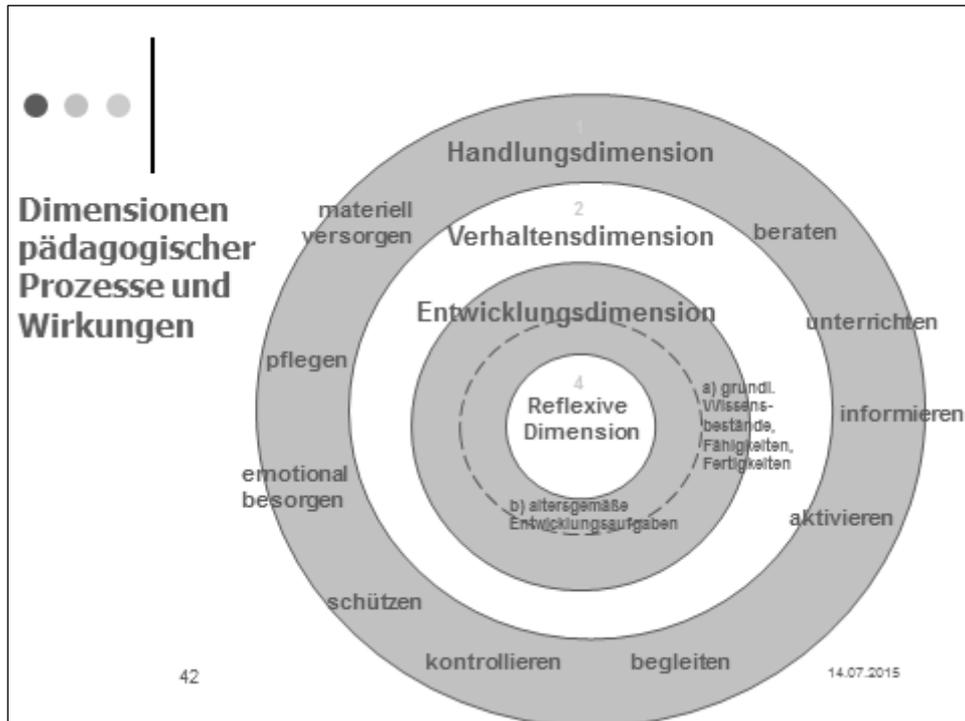


Abbildung 5

© Prof. Dr. Christian Schrappner

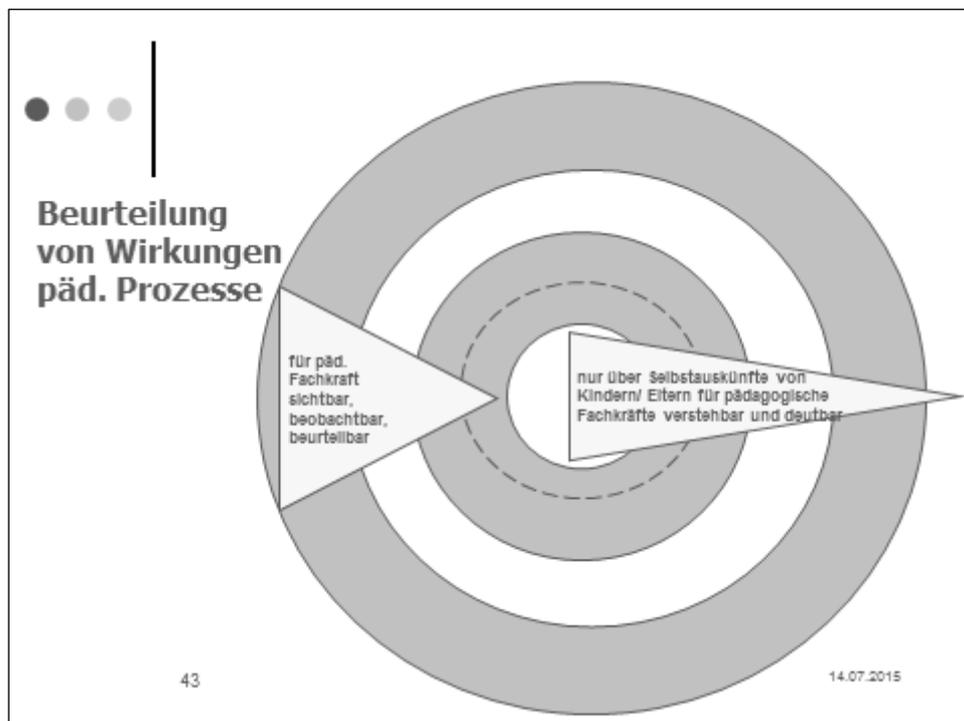


Abbildung 6

© Prof. Dr. Christian Schrappner

Daher zum Schluss nochmals meine Aufforderung:

Wir müssen wissen, was wir tun und das auch immer wieder kommunizieren und uns kritisch damit auseinandersetzen, aber nicht nur tun, was wir wissen!

- Erziehung ist immer riskant und gefährlich, sie muss daher immer wieder ausführlich geprüft und reflektiert werden, vor allem mit den „Zöglingen“.
Darauf geben auch die aktuell als Ausnahme in der Öffentlichkeit aufscheinenden Skandale um „Heime“ für besonders „schwierige Kinder“ einen deutlichen Hinweis. Denn diese Erfahrungen mit „schwarzer Pädagogik“ sind eben keine Ausnahme von der Regel, sondern ein heftig irritierender Hinweis darauf, dass das, was wir tun, ein hoch riskantes und gefährliches Geschäft ist – vor allen Dingen für die jungen Menschen. Das Thema „Macht und Missbrauch in Institutionen“ ist uns bis ins Gesetz aus den Runden Tischen Heimerziehung und Sexueller Missbrauch vorgeführt worden und hat seinen Niederschlag in den Veränderungen des § 45 SGB VIII zu Ombudschaft und Beschwerden gefunden. Zu Recht!
- Für die Chancen, dass Erziehung wirksam werden kann, muss immer wieder gekämpft werden, denn es geht um eine gerechte Verteilung knapper Güter – hier als Lebenschancen. Realistische Chancen für junge Menschen auf ein einigermaßen selbstbestimmtes Leben ergeben sich nicht automatisch aus guter, professioneller Arbeit – so viel dürfte deutlich geworden sein. Dass Kinder aus Armutsverhältnissen mit ihren Belastungen und Verletzungen, mit denen wir es in der Jugendhilfe und in der Heimerziehung im Besonderen zu tun haben, auch ein einigermaßen realistisches Recht auf ein „gutes Leben“ haben, fordert immer wieder einen Kampf, auch einen Kampf gegen Windmühlenflügel, gegen Bürokratie, gegen gesellschaftliche Vorurteile usw. Der ganz aktuelle Bezug zur Situation der Flüchtlingskinder, ob begleitet oder unbegleitet, zeigt dies überdeutlich und wird zu einer neuerlichen Bewährungsprobe auch der Jugendhilfe hergestellt. Erziehung ist auch eine Verteilung von knappen Gütern, von Gegenwartschancen und Zukunftsperspektiven. Wir sind ganz entscheidend daran beteiligt, diese Verteilung von knappen Gütern so zu gestalten, dass auch bei denjenigen etwas ankommt, die unsere Adressaten sind.
- Erziehung will Zukunft eröffnen, die keiner kennt!
Wir reden immer darüber, dass wir die jungen Menschen für die Zukunft ausrüsten sollen, aber niemand von uns kann sagen, wie diese Zukunft aussieht. Es ist daher eine große Vorschussleistung an Vertrauen, die Kinder immer wieder erbringen, wenn sie sich auf Erziehung einlassen – auch und gerade auf Hilfen zur Erziehung.

Umso wichtiger ist es, dass Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen, die solche Hilfen zur Erziehung wesentlich gestalten, wissen, was sie tun – und nicht nur tun, was sie sicher wissen. Denn die Unsicherheiten, wirksame Pädagogik richtig zu gestalten, und die Ungewissheiten, ob dies Mädchen und Jungen nützt, sind groß. Praxiserfahrung und Wissenschaft haben viel erprobt und herausbekommen, wie auch Hilfen zur Erziehung gelingen können, aber Wirkungsgarantien sind das alles nicht. Und doch ist für das (Über-)Leben von Kindern existenziell, dass Erwachsene trotz aller Unsicherheiten und Ungewissheiten das tun, was wir Erziehung nennen. Aber sie sollten wissen, was sie tun!

Vielen Dank.

Arbeitsgruppe „Wir waren Teil des Bundesmodellprojektes. Wir arbeiten immer noch so! Wirkungsorientierte Gestaltung der Hilfen zur Erziehung im Landkreis Böblingen“

WERNER GAUGEL

Jugendhilfeplaner, Jugendamt Landkreis Böblingen

JÖRG PAULY

Qualitätsmanager, Verein für Jugendhilfe im Landkreis Böblingen e. V.

1. Ausgangslage

Der Landkreis Böblingen liegt südwestlich von Stuttgart (**Abbildung 1**):

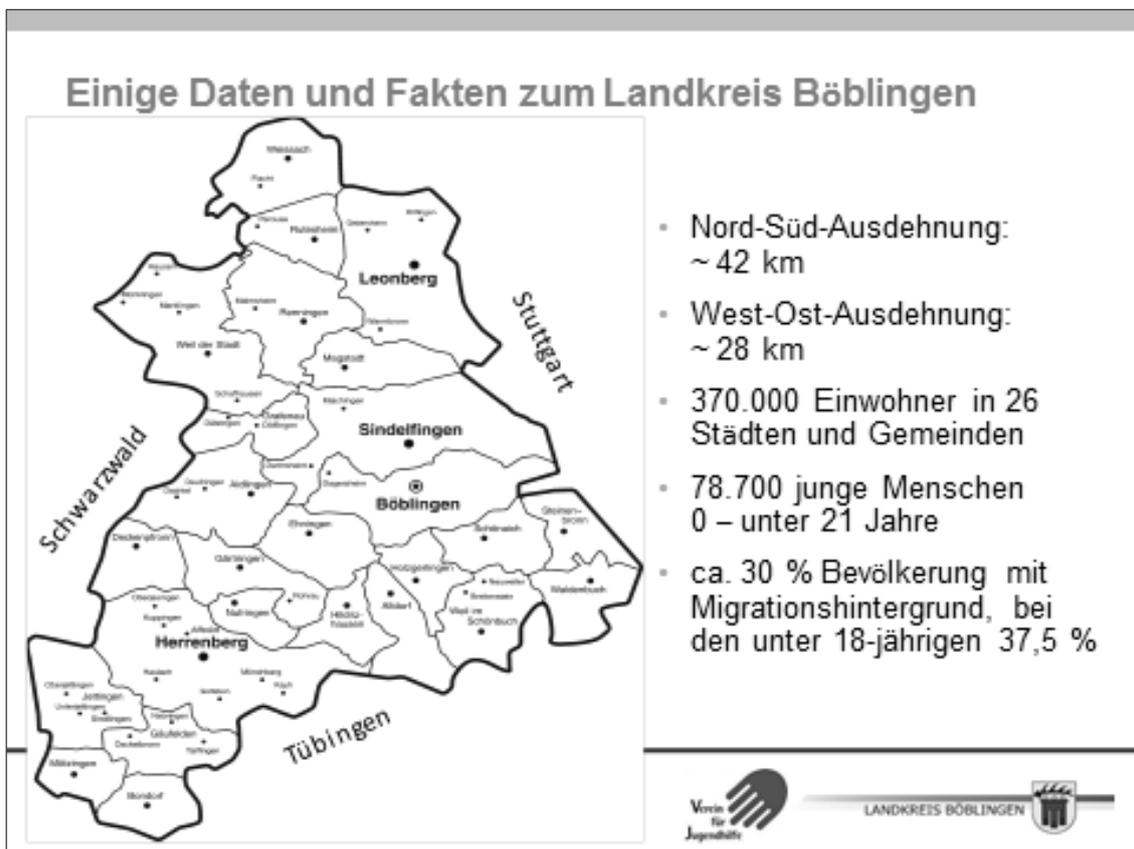


Abbildung 1

© Werner Gaugel, Jörg Pauly

Mit 370.000 Einwohnern ist der Landkreis Böblingen einer der größeren Landkreise in Baden-Württemberg. Der Migrantenanteil von ca. 30 Prozent ist für einen Landkreis relativ hoch. In den größeren Städten innerhalb unseres Landkreises liegt der Anteil bei den unter 18-jährigen deutlich über 50 Prozent. Der Landkreis ist durch die Unternehmen, die dort angesiedelt sind, vergleichsweise finanzstark. Er ist an das S-Bahn-Netz von Stuttgart angeschlossen, überwiegend städtisch geprägt – mit ländlichen Regionen vor allem im Süden und Westen.

Der Soziale Dienst des Jugendamtes hat vier Außenstellen in Böblingen, Sindelfingen, Herrenberg und Leonberg. Das Jugendamt arbeitet schwerpunktmäßig mit den Trägern zusammen, die als lokale Partner am Bundesmodellprogramm „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“ teilnahmen (**Abbildung 2**).

Akteure im Bundesmodellprogramm Wirkungsorientierte Jugendhilfe	
Lokale Partner: <ul style="list-style-type: none"> • Kreisjugendamt • Stiftung Jugendhilfe aktiv • Sozialtherapeutischer Verein • Verein für Jugendhilfe • Waldhaus • Zusätzlich seit 2011: Lernen Fördern Böblingen, Lernen Fördern Herrenberg, AWO 	Beratungsinstitution: Institut für Sozialpädagogische Forschung Mainz e.V. (ism)
Regiestelle: Institut für soziale Arbeit Münster (ISA)	Evaluation: Universität Bielefeld

ASPI, Berlin 11./12. Juni 2015 Werner Gaugel, Jörg Pauly
Seite 4

Abbildung 2

© Werner Gaugel, Jörg Pauly

Mit den vier in der Abbildung oben genannten Trägern ist das Jugendamt im Jahr 2006 zum Bundesmodellprogramm „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“ angetreten. Die Vorgabe lautete damals, dass das Jugendamt mit mindestens einem freien Träger zusammenarbeiten sollte, bei uns waren es gleich vier. Der Schwerpunkt lag auf den ambulanten und teilstationären Hilfen, die zu 95 Prozent aller Hilfen im Landkreis auch von den vier Trägern erbracht werden. Die Regie des Modellprogramms lag beim Institut für Soziale Arbeit (ISA) Münster, bei welchem auch ein Referent dieser Tagung (Dirk Nüsken) maßgeblich mitarbeitete. Jedes Tandem hatte die Möglichkeit, 26 kostenlose Beratungstage in Anspruch zu nehmen, und konnte ein Beratungsinstitut aus einem Pool auswählen. Wir hatten uns für das Institut für Sozialpädagogische Forschung Mainz (ism) entschieden. Die Programmevaluation für alle 11 bundesweiten Standorte übernahm die Universität Bielefeld.

2. Zentrale Bausteine unserer Vereinbarungen im Rahmen der Teilnahme Bundesmodellprogramm „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“

Durch die Teilnahme am Bundesmodellprogramm sollte Folgendes erreicht werden:

- 1) Verbesserung der Hilfeplanung als dem zentralen Steuerungsinstrument im Einzelfall, insbesondere: Evaluierung des Erfolgs in jedem Einzelfall,
- 2) Einführung eines Bonussystems zur Gratifizierung erfolgreicher Hilfeverläufe und Mitwirkung an kooperativer Qualitätsentwicklung,
- 3) Etablierung eines kooperativen Qualitätsmanagements zwischen Jugendamt und den HzE-Trägern, Abstimmung der Prozesse an den Schnittstellen.

Erster Baustein: Weiterentwicklung der Hilfeplanpraxis

Im Laufe des Prozesses wurden unter Beteiligung von Leitungskräften, aber auch der Basiskräfte, in mehreren Runden sämtliche Instrumente überarbeitet. Im Sinne einer stärkeren Partizipation von jungen Menschen und deren Eltern wurden die Dokumente so gestaltet, dass die unterschiedlichen Sichtweisen zu den verschiedenen Themen, zum Beispiel Vorgeschichte, aktuelle Situation, schulische Situation, angestrebte Ziele, separat erkennbar sind. Alle Beteiligten finden im Dokument ihre Sichtweisen wieder. Im gesamten Hilfeprozess werden die einzelnen Sichtweisen sowohl beim freien Träger (Vorab-Info zum eigentlichen Hilfeplangespräch) als auch beim Jugendamt multi-perspektivisch erhoben und dokumentiert, für die konkreten Handlungsschritte werden sie gebündelt („kleinster gemeinsamer Nenner“) und erhalten Vertragscharakter. Die Dokumente wurden dahingehend vereinheitlicht, dass wir ein landkreisweites Hilfeplanverfahren eingeführt haben. Die Abläufe und alle Dokumente der freien Träger und des Jugendamtes sind aufeinander abgestimmt (Arbeiten „Hand in Hand“). Auch über den Landkreis hinaus finden die Dokumente bei anderen Trägern, mit denen das Jugendamt zum Beispiel im stationären Bereich zu tun hat, Anwendung.

Es erfolgt eine Evaluation jedes Einzelfalls an den Erfolgsindikatoren „Grad der Zielerreichung“ im Hilfeprozess, gemessen am Hilfeende im Hilfeplanabschlussgespräch, und „Kundenzufriedenheit“, feststellbar anhand eines Fragebogens, der am Hilfeende an junge Menschen und die Eltern ausgegeben wird. Sie haben mit diesem Fragebogen die Möglichkeit, sich zur Zufriedenheit mit der Arbeit des Jugendamts, des freien Trägers und zur Hilfe insgesamt zu äußern.

Aufgrund unserer Erfahrungen führten wir als Nebenprodukt Beratungsgutscheine nach Hilfebeendigung ein. Häufig war es am Hilfeende etwas schwierig, z. B. in der Sozialpädagogischen Familienhilfe einzuschätzen, ob die im Rahmen von Fachleistungsstunden geleistete Hilfe reduziert werden soll, weil man nicht so genau wusste, ob die Familie noch Hilfe braucht – und wenn ja, in welchem Umfang. Daher vereinbarten wir im Rahmen des Prozesses, dass in solchen unklaren Situationen Beratungsgutscheine an die Klienten ausgegeben werden können. Bis zu fünf Gutscheine können sie bei Bedarf beim freien Träger einlösen. Der Träger schickt ein entsprechendes Formular zum Jugendamt und bekommt die Fachleistungsstunde vergütet. Zeigt sich, dass die Beratungsgutscheine nicht ausreichen, ist aber auch eine Verlängerung der Hilfe möglich oder ein Neubeginn

zu einem späteren Zeitpunkt. Für die Familien stellen diese Beratungsgutscheine eine Art „Rettungsanker“ beim erneuten Auftauchen von Fragen oder Problemen dar, sie passen nach unseren Erfahrungen aber auch gut ins Konzept einer partizipativen Hilfestellung.

Zweiter Baustein: Das Bonussystem

Das Bonussystem soll:

- auf die Ergebnisse der einzelnen Hilfeverläufe Bezug nehmen,
- die Teilnahme am Qualitätsentwicklungsverfahren honorieren,
- sowohl die freien Träger als auch das Jugendamt in den Blick nehmen, da nach unserem Verständnis gelingende oder auch nicht gelingende Hilfen stets Ko-Produktionen zwischen den Beteiligten, aber auch abhängig von der Mitwirkung der jungen Menschen und der Familien sowie von der Qualität der Hilfevorbereitung und Steuerung durch das Jugendamt und der eigentlichen Hilfebringung des freien Trägers sind,
- in einem kommunikativen Bewertungsprozess integriert sein,
- die Adressat/innenperspektive im gesamten Hilfeprozess stärken,
- einen fachlichen Qualitätswettbewerb befördern.

Das Bonussystem richtet sich in erster Linie an die freien Träger, aber auch an das Jugendamt bzw. die vier Außenstellen des ASD.

Dritter Baustein: Kooperative Qualitätsentwicklung – Wechselseitige Qualitätsentwicklungsbegehungen

Wir überprüfen uns regelmäßig – anfangs jährlich, inzwischen alle zwei Jahre – gegenseitig und kriteriengeleitet im Hinblick auf Struktur- und Prozessqualitätsmerkmale in den einzelnen Einrichtungen bzw. Außenstellen des Jugendamtes. Gegenstand diese Überprüfung sind z. B. vereinbarte Standards im Hilfeplanverfahren. Damit wird die Herstellung von Transparenz befördert und der Dialog zwischen öffentlichem Träger und freien Trägern qualifiziert. Außerdem dienen die wechselseitigen Qualitätsentwicklungsbegehungen der Identifizierung von Transferpotenzialen und Entwicklungsaufgaben und deren Bearbeitung.

Im Rahmen des Modellprogramms nahmen alle Außenstellen des Jugendamts, die Jugendgerichtshilfe und die vier am Modellprogramm beteiligten freien Träger teil. Inzwischen sind alle in Abbildung 2 genannten freien Träger integriert. Leitung und Mitarbeiter werden dabei getrennt nach einem gemeinsam erstellten Leitfragenkatalog befragt. Die Ergebnisse werden in der Steuerungsgruppe analysiert und diskutiert und im Jugendhilfeausschuss vorgestellt. Die Begehenden bilden ein Tandem aus je einer Leitungskraft des Jugendamtes und eines freien Trägers. Die Zusammenstellung wechselt alle zwei Jahre.

Eine Begehung dauert etwa viereinhalb Stunden und wird extern von unserem damaligen Beratungsinstitut ism begleitet und moderiert. Die Kosten trägt jeweils die begangene Institution.

3. Erfahrungen und Ergebnisse

Unsere **Evaluation** bezieht sich auf:

- laufende Auswertung aller beendeten Hilfen pro Jahr seit 2007,
- die Zielerreichung, die multiperspektivisch im Hilfeplanabschlussgespräch erhoben wird,
- die mit dem Fragebogen ermittelte Zufriedenheit mit der erhaltenen Hilfeleistung aus Sicht junger Menschen und ihrer Erziehungsberechtigten,
- nicht regelmäßig, aber punktuell auf die Erhebung der Anzahl der in Anspruch genommenen „Beratungsgutscheine“, die am Ende einer jeden Hilfe nach Absprache verteilt werden (können). Die summarische Auswertung kann Hinweise darauf ergeben, ob die Hilfen vielleicht zu früh beendet werden (bei Einlösung aller ausgebenen Gutscheine),
- die Auswertung der „ausgesteuerten Hilfen“ (Abbruch) und Kategorisierung (Gründe für den Abbruch, wie mangelnde Hilfeakzeptanz, schlechte Hilfeeignung, Inhaftierung, Wegzug der Familie, Beendigung auf Wunsch der Familie oder des jungen Menschen usw.),
- die Auswertung der Qualitätsentwicklungsbegehungen durch die Projektleitung.

Ergebnisse

Insgesamt werteten wir von 2007 bis 2013 über 1.600 auswertbare Zielerreichungsbögen, etwa 570 Einschätzungsbögen von jungen Menschen sowie 870 Einschätzungsbögen der Erziehungsberechtigten aus (**Abbildung 3**). Die niedrige Zahl für 2007 erklärt sich daraus, dass wir erst im April 2007 mit dem Modell begonnen hatten.

Erfasste WOJ-relevante Bögen (Zielerreichung + Adressat/innenbefragung)							
	2007	2008	2009	2010	2011	2012	2013
Zielerreichungsbögen	82	226	203	249	274	357	294
Einschätzungsbögen junge Menschen	20	92	72	95	74	109	106
Einschätzungsbögen Eltern/Erz.berechtigte	38	132	108	146	116	179	150

ADP, Berlin 11./12. Juni 2015 Werner Gaugel, Jörg Pauly Seite 10

Abbildung 3

© Werner Gaugel, Jörg Pauly

Die Zielerreichungsbögen beziehen sich auf alle regulär mit einem Abschluss-Hilfeplan-gespräch beendeten Fälle. Das sind vor allem ambulante und teilstationäre Hilfen bei den entsprechenden Trägern. Stationäre Hilfen werden zu einem großen Teil auch außerhalb des Landkreises erbracht und sind somit in obiger Abbildung nur zu einem kleineren Teil enthalten. Bei den Einschätzungsbögen der jungen Menschen und der Erziehungsberechtigten sind die Zahlen etwas geringer. Diese Bögen werden vom Jugendamt am Hilfeende an junge Menschen und Erziehungsberechtigte ausgegeben. Sie können direkt im Anschluss an das Hilfeplanabschlussgespräch anonym ausgefüllt oder mit nach Hause genommen und dann mit einem Freiumschlag an das Jugendamt gesandt werden. Die Fachkräfte sind angehalten, für das Ausfüllen zu werben, um einen hohen Rücklauf zu erreichen.

Die Zielerreichung wird aus der Perspektive des jungen Menschen, des/der Erziehungsberechtigten und aus Fachkraftperspektive (des Mitarbeiters des freien Trägers, der die Hilfe ausgeführt hat, und der zuständigen Fachkraft des Jugendamtes) bewertet. Die Zielerreichung wird anhand von Schulnoten (1 bis 6) abgefragt (**Abbildung 4**).

Zielerreichung				
WOJ-relevante Fälle, durchschnittliche Bewertungen in Schulnoten				
	Eltern	Junge Menschen	Jugendamt	Leistungserbringer
2007	1,80 (n= 80)	1,96 (n= 55)	1,97 (n= 82)	1,96 (n= 82)
2008	1,81 (n= 217)	1,86 (n= 141)	1,79 (n= 224)	1,66 (n= 226)
2009	1,78 (n= 187)	1,88 (n= 128)	1,72 (n= 199)	1,70 (n= 201)
2010	1,75 (n= 234)	1,84 (n= 149)	1,64 (n= 248)	1,61 (n= 247)
2011	1,84 (n= 256)	1,95 (n= 169)	1,81 (n= 272)	1,75 (n= 272)
2012	1,83 (n= 328)	1,88 (n= 227)	1,71 (n= 356)	1,65 (n= 355)
2013	1,84 (n= 273)	2,00 (n=164)	1,71 (n= 292)	1,67 (n= 292)

ADP, Berlin 11./12. Juni 2015 Werner Gaugel, Jörg Pauly

Seite 11

Verein für Jugendhilfe

LANDKREIS BÖBLINGEN

Abbildung 4

© Werner Gaugel, Jörg Pauly

Die Noten beziehen sich schwerpunktmäßig auf die ambulanten und teilstationären Hilfen im Landkreis, zu einem geringeren Teil auf beendete stationäre Hilfen von Trägern im Landkreis. Die Eltern haben beispielsweise die Summe aller Fälle im Jahr 2007 durchschnittlich mit 1,8 bewertet. Im Jahr 2009 gab es 128 Bewertungen von Kindern und Jugendlichen, die ein Ergebnis im Durchschnitt von 1,88 ergaben. Bei den jungen Menschen sind die Zahlen der Bewertungen etwas niedriger, weil die Kinder mitunter noch zu klein sind, um solche Bewertungen abzugeben. Im Jahr 2010 ergaben 149 Rückmeldungen von den jungen Menschen einen durchschnittlichen Wert von 1,84 (Schulnote 2+). Die negativen und die positiven Spitzenwerte wurden dabei mit aufgenommen.

Grundsätzlich unterscheiden sich über die Jahre hinweg die Bewertungen des Jugendamtes und des Leistungserbringers nicht wesentlich von denen der Eltern und der jungen Menschen. Wäre dies anders, hätten wir uns über die Systematik generell noch einmal Gedanken machen und fragen müssen, ob evtl. unerwünschte Nebenwirkungen der Systematik eingetreten sind.

Interessant wird es, wenn man sich die anonyme Bewertung der Hilfen durch die Erziehungsberechtigten und die jungen Menschen ansieht (**Abbildung 5**):

AdressatInnenbefragung				
WOJ-relevante Fälle, durchschnittliche Bewertungen in Schulnoten				
	Jahr	Aussagen zum JA	Aussagen zum Leistungserbringer	Aussagen zur Hilfe insgesamt
Einschätzungsbögen Junge Menschen	2007	1,86	1,66	2,30
	2008	1,89	1,57	2,12
	2009	1,69	1,58	1,98
	2010	1,68	1,51	1,86
	2011	1,83	1,72	2,00
	2012	1,63	1,58	1,77
	2013	1,75	1,64	2,14
Einschätzungsbögen Eltern/ Erziehungsberechtigte	2007	1,70	1,73	1,96
	2008	1,73	1,51	1,81
	2009	1,58	1,40	1,60
	2010	1,77	1,51	1,74
	2011	1,85	1,79	1,95
	2012	1,66	1,53	1,70
	2013	1,77	1,73	1,90

Abbildung 5

© Werner Gaugel, Jörg Pauly

Wir waren sehr gespannt darauf, ob sich das Ergebnis von der vorherigen Bewertung stark unterscheidet oder ob die Klienten auch bei einer anonymen Befragung bei ihrer Einschätzung bleiben. Auch hier sind die Spitzen nicht herausgefiltert. Die Werte der Adressatenbefragung fallen nur ein wenig schlechter aus als bei der Erhebung der Zielerreichung, bei der alle Beteiligten zusammensitzen.

Die Befragungsbögen für die jungen Menschen enthalten Angaben zum zuständigen Jugendamt bzw. zur zuständigen Außenstelle, zum Erziehungshilfeträger, zum Hilfetypus und zur Hilfeart (**Abbildung 6**):



EINSCHÄTZUNGSBOGEN FÜR JUNGE MENSCHEN

Hilfeende Jahr: **2011**

Jugendamt

- Außenstelle Böblingen
- Außenstelle Herrenberg
- Außenstelle Leonberg
- Außenstelle Sindelfingen
- Jugendgerichtshilfe

Leistungserbringer

- Sozialtherapeutischer Verein
- Stiftung Jugendhilfe aktiv
- Verein für Jugendhilfe
- Waldhaus
- andere Träger bitte einfügen

Hilfetypus

- § 27
- § 35 a
- § 41

Hilfeart

- § 27, 2
- § 29
- § 31
- § 32
- § 34
- § 34 BJW
- § 35

n = 74

Hier ein paar Tipps:

Kreuze die 1 an, wenn Du findest, dass die Aussage „voll und ganz zutrifft“, kreuze die 6 an, wenn die Aussage „überhaupt nicht zutrifft“. Beim Ankreuzen kannst Du auch an Schulnoten denken. Bitte kreuze die Ziffern deutlich an.

		Trifft voll und ganz zu	1	2	3	4	5	6	Trifft überhaupt nicht zu
AUSSAGEN ZUM JUGENDAMT									
1.	Die MitarbeiterInnen des Jugendamtes haben sich gut um mich gekümmert.	1,79							
2.	Bei den Gesprächen mit dem Jugendamt konnte ich sagen, was mir wichtig war.	1,87							
3.	Auf die MitarbeiterInnen des Jugendamtes konnte ich mich verlassen.	1,95							
4.	Die MitarbeiterInnen des Jugendamtes haben mich ernst genommen.	1,77							
AUSSAGEN ZUM FREIEN TRÄGER									
5.	Meine BetreuerInnen haben sich gut um mich gekümmert.	1,74							
6.	Ich wusste, an wen ich mich mit meinen Fragen wenden konnte.	1,74							
7.	Auf die BetreuerInnen konnte ich mich verlassen.	1,75							
8.	Von den BetreuerInnen wurde ich ernst genommen.	1,67							
AUSSAGEN ZUR HILFE INSGESAMT (JUGENDAMT UND FREIER TRÄGER)									
9.	Die Hilfe hat mir etwas gebracht.	1,85							
10.	Die Hilfe hat auch meiner Familie etwas gebracht.	2,03							
11.	Die Hilfe war insgesamt klasse.	2,09							

MÖCHTEST DU NOCH WAS AUFSCHREIBEN? (Du kannst das auch auf der Rückseite tun.)

Abbildung 6

© Werner Gaugel, Jörg Pauly

In verschiedenen Blöcken werden Aussagen zum Jugendamt und zum freien Träger sowie zur Hilfe insgesamt abgefragt. Wir haben uns bemüht, die Aussagen und Fragen einfach und verständlich zu formulieren. Dazu, ob uns das gelungen ist und ob wir die richtigen Fragen stellen, bekommen wir keine Rückmeldung. Uns geht es u. a. darum zu erfahren, ob man sich um die Person gut gekümmert und ernst genommen hat, ob sie verlässlich betreut wurde und ob z. B. Beteiligungsstandards eingehalten wurden. Die jungen Menschen können dazu eine Note ankreuzen. „Trifft voll und ganz zu“ bedeutet die Note 1, „trifft überhaupt nicht zu“ die Note 6.

Bei den Bögen für die Erziehungsberechtigten gilt dasselbe Prinzip, allerdings mit etwas anderen Fragen, zum Beispiel zum Thema „Wunsch- und Wahlrecht“ und die Bewertung der Aussage „Vom Jugendamt wurde ich gut über andere Hilfeformen informiert“ (Abbildung 7).



LANDKREIS BÖBLINGEN

EINSCHÄTZUNGSBOGEN ELTERN / ERZIEHUNGSBERECHTIGTE Hilfeende Jahr: **2011**

Jugendamt <input type="checkbox"/> Außenstelle Böblingen <input type="checkbox"/> Außenstelle Herrenberg <input type="checkbox"/> Außenstelle Leonberg <input type="checkbox"/> Außenstelle Sindelfingen <input type="checkbox"/> Jugendgerichtshilfe	Leistungserbringer <input type="checkbox"/> Sozialtherapeutischer Verein <input type="checkbox"/> Stiftung Jugendhilfe aktiv <input type="checkbox"/> Verein für Jugendhilfe <input type="checkbox"/> Waldhaus <input type="checkbox"/> andere Träger bitte einfügen	Hilfetypus <input type="checkbox"/> § 27 <input type="checkbox"/> § 35 a <input type="checkbox"/> § 41	Hilfeart <input type="checkbox"/> § 27, 2 <input type="checkbox"/> § 29 <input type="checkbox"/> § 31 <input type="checkbox"/> § 32 <input type="checkbox"/> § 34 <input type="checkbox"/> § 34 BJW <input type="checkbox"/> § 35
---	--	--	---

h = 116

Wie nehmen Sie die Einschätzungen zu den einzelnen Aussagen vor?
 Kreuzen Sie die 1 an, wenn Sie finden, dass die Aussage „voll und ganz zutrifft“, kreuzen Sie die 6 an, wenn sie „überhaupt nicht zutrifft“. Für die Bewertungen dazwischen können Sie sich gedanklich an den Schulnoten orientieren. Bitte kreuzen Sie die entsprechenden Ziffern deutlich an.

		Trifft voll und ganz zu					Trifft überhaupt nicht zu
▲ AUSSAGEN ZUM JUGENDAMT							
1. Die Gespräche mit den MitarbeiterInnen waren hilfreich.	<i>1,88</i>	1	2	3	4	5	6
2. Meine Wünsche und Anliegen wurden aufgegriffen und berücksichtigt.	<i>1,95</i>	1	2	3	4	5	6
3. Vereinbarungen und Absprachen mit den MitarbeiterInnen des Jugendamtes wurden verlässlich eingehalten.	<i>1,64</i>	1	2	3	4	5	6
4. Vom Jugendamt wurde ich gut über mögliche andere Hilfen informiert.	<i>1,80</i>	1	2	3	4	5	6
▲ AUSSAGEN ZUM FREIEN TRÄGER							
5. Die Gespräche mit den MitarbeiterInnen waren hilfreich.	<i>1,70</i>	1	2	3	4	5	6
6. Meine Wünsche und Anliegen wurden aufgegriffen und berücksichtigt.	<i>1,86</i>	1	2	3	4	5	6
7. Vereinbarungen und Absprachen mit den MitarbeiterInnen des freien Trägers wurden verlässlich eingehalten.	<i>1,72</i>	1	2	3	4	5	6
▲ AUSSAGEN ZUR HILFE INSGESAMT (JUGENDAMT UND FREIER TRÄGER)							
8. Die Hilfe orientierte sich an den von mir verfolgten Zielen und Vorstellungen.	<i>1,92</i>	1	2	3	4	5	6
9. Durch die Hilfe ist es zu positiven Veränderungen im Leben meiner Familie gekommen.	<i>2,01</i>	1	2	3	4	5	6
10. Durch die Hilfe ist es zu positiven Veränderungen für mein Kind/meine Kinder gekommen.	<i>1,99</i>	1	2	3	4	5	6
11. Ich würde die Hilfe noch einmal wählen.	<i>1,72</i>	1	2	3	4	5	6

MÖCHTEN SIE WEITERE ANMERKUNGEN ZUR HILFE MACHEN? (Sie können gerne auch die Rückseite nutzen.)

Abbildung 7

© Werner Gaugel, Jörg Pauly

Wir erkennen verschiedene Tendenzen in unterschiedlichen Hilfearten. Die Tagesgruppenhilfen werden durch die Entlastung der Eltern etwas besser bewertet als eine stationäre Hilfe für ältere Kinder, die kritischer gesehen wird. Generell sind alle Hilfen, unabhängig von ihrem „Schweregrad“ oder dem Vorhandensein eines Schutzauftrages, in diesen Einschätzungen enthalten.

Nicht enthalten sind Hilfen, die man nicht auswerten konnte, weil kein Abschlussgespräch stattfand. Die Zielerreichung wird dagegen im Abschlussgespräch erhoben, bei dem alle Beteiligten an einem Tisch sitzen. Der Rücklauf der Adressat/innen-Befragungsbögen ist eine andere Frage. Unsere Mitarbeiter/innen sind gehalten, die Adressat/innen ausführlich darüber zu informieren und zu motivieren, die Bögen auszufüllen. Außerdem wurde ein Begleitschreiben erstellt, in dem darauf hingewiesen wird, dass die Rückmeldungen für die Qualitätsentwicklung des freien Trägers und des Jugendamts wichtig sind.

Für uns können wir die in den bisherigen Vorträgen auf dieser Tagung genannten Zahlen der abgebrochenen bzw. ausgesteuerten Hilfen nicht bestätigen. Bei uns sind es um die 20 Prozent. Natürlich stellt sich immer die Frage, was tatsächlich als Abbruch definiert wird. Nicht alle Hilfen ohne ein Abschluss-Hilfeplangespräch kann man als gescheitert oder abgebrochen bezeichnen. Es gibt verschiedene Gründe dafür, warum ein Abschlussgespräch nicht möglich ist. Hinter einer mit einem Abschlussgespräch beendeten Hilfe, kann bspw. eine Familie stecken, die die Hilfe von sich aus wegen massiver Unzufriedenheit beenden wollte, aber dennoch zu einem abschließenden Gespräch sowie zur Auswertung bereit ist. Dies ist nach unserer Einschätzung dennoch keine regulär beendete Hilfe.

Bonus-/Malussystem

Um einen Bonus zu erhalten, muss man in den Kategorien „Zielerreichung“ und „Kundenzufriedenheit“ einen Noten-Wert von 2,5 oder besser erreichen. In den ersten Jahren bemaß sich die Bonuszahlung noch am Fachleistungsstundensatz. Diesen reduzierten wir zunächst um zwei Prozent. Durch die Beteiligung an der Qualitätsentwicklung und gute Ergebnisse bei den Kategorien „Zielerreichung“ und „Kundenzufriedenheit“ konnte je ein einprozentiger Bonus erreicht werden, so dass insgesamt 101 Prozent des ursprünglichen Fachleistungsstundensatzes für die freien Träger erzielt werden konnten. Das hört sich zunächst wenig an, aber es sind trotzdem fünfstellige Summen gezahlt worden (**Abbildung 8**):

Bonuszahlungen 2007 – 2010 in €			
Jahr	an Leistungserbringer	an JA- Außenstellen	Aufwendungen gesamt
2007	28.057,24	3.625,00	31.682,24
2008	40.374,76	4.350,00	44.724,76
2009	43.159,96	4.350,00	47.509,96
2010	46.214,08	4.350,00	50.564,08

- **Seit 2011:** Deckelung des Bonusbudgets auf jährlich insgesamt 45.000.-€ (incl. JA-Außenstellen) bei gleichzeitiger Einbeziehung neuer Hilfearten in die Vereinbarungen und der Beteiligung von vier weiteren freien Trägern.
- **Berechnungsgrundlage seit 2011:** Bonustopf bleibt gedrittelt (Zielerreichung, Adressatenbefragung, QE), Anteile der einzelnen Träger werden ermittelt anhand der Anzahl beendeter Hilfen und der dahinterliegenden Personalkosten. Bonusauslösende Level bleiben wie bisher beim Schulnotenwert besser/ gleich 2,5.

ADM, Seite 11/12, Juni 2015 Werner Gaugel, Jörg Pauly
Seite 15

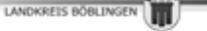


Abbildung 8

© Werner Gaugel, Jörg Pauly

Im Jahr 2011 erfolgte die Deckelung, weil weitere freie Träger unseres Landkreises hinzukamen und weitere Hilfearten, vor allem die Heimerziehung in das System integriert wurden. Die Jugendamtsaußenstellen bekommen jeweils einen Team-Entwicklungs-Bonus, wenn die Bewertung besser als 2,5 ausfällt, er beträgt je Vollzeitstelle und Jahr 100 Euro. Er kann nicht persönlich ausgezahlt, aber für Fortbildungen, Fachliteratur, Teamevents, Anschaffungen für die Außenstelle o. ä. verwendet werden.

Ergebnisse der Qualitätsentwicklungsbegehungen – Entwicklungsaufgaben (Beispiele)

Die Qualitätsentwicklungsbegehungen (QEB) haben ganz gezielte Ausrichtungen. Es soll herausgearbeitet werden, wo einerseits noch Entwicklungsbedarf in der Einrichtung oder in der Außenstelle des Jugendamtes und andererseits Transferpotenzial besteht, das heißt, was eine Außenstelle oder ein freier Träger für besondere Instrumente, Methoden und Möglichkeiten hat, die auch anderen zur Verfügung gestellt werden könnten. An Entwicklungsaufgaben für den einen oder anderen freien Träger oder die eine oder andere Außenstelle wurden zum Beispiel identifiziert:

- Verbesserung der Zusammenarbeit mit Schulen und Kitas im Kontext „Kinderschutz“,
- „smarte“ Zielformulierung auch bei „kleinen Zielen“ (Zwischenschritte),
- Qualifizierung der Erziehungskonferenzen durch Beteiligung freier Träger und Einsatz neuer Methoden,
- Weiterentwicklung einer Ressourcendatenbank, bezogen auf den jeweiligen Sozialraum,

- Entwicklung und Einsatz von Diagnoseinstrumenten,
- Austausch über arbeitsalltagsrelevante Fortbildungsbedarfe im Kontext der Teamentwicklung,
- Entwicklung eines Einarbeitungskonzepts für neue Kolleg/innen,
- Erstellung eines Wissens-/Methodenordners zu zentralen Einzelthematiken (z. B. Gestaltung Erstkontakt, Stellungnahmen ans Gericht...),
- Teamentwicklung fördern (Informationsfluss, Vertretungen, Konfliktlösungen), hierzu soll ein extern moderierter Fachtag stattfinden.

Ergebnisse der QEB – Transferpotenziale (Beispiele)

- Entwickelte Vordrucke, aber auch gesamte (erprobte) Arbeitsabläufe zur Betreuungsarbeit werden interessierten freien Trägern zur Verfügung gestellt.
- Vielfältiges Methodenrepertoire der Kolleg/innen einer Außenstelle wird im Rahmen einer Veranstaltung interessierten Kolleg/innen vorgestellt.
- Jugendliche formulieren und schreiben ihre Ziele im Hilfeplan selbstständig auf (führt zu höherer Verbindlichkeit).
- Pressearbeit: Themenreihe zu Aufgabenfeldern des Jugendamtes.
- Kontakthalteprogramm für Mitarbeiter/innen, die sich z. B. in Elternzeit befinden.
- Eine Ressourcendatenbank ist nutzbar und unterstützt die sozialräumliche Arbeit der Einrichtung als „gelebtes Modell“ im Sinne eines „good-practice-Beispiels“. Hier erfolgt eine Weiterentwicklung und Veröffentlichung.

Erfahrungen in Bezug auf die Leistungsempfänger

- Die Beteiligung der Adressat/innen im gesamten Hilfeprozess wurde gestärkt, besonders im Hinblick auf die Zielplanungen (individuelle Aushandlung, keine Vorgabe von Standardzielen) und die Einbeziehung in die Hilfeplangespräche (Vorab-Info).
- Die von uns am Hilfeende evaluierten Indikatoren (Zielerreichung und „Adressatenzufriedenheit“) zeigen gute Ergebnisse, die nachhaltige Wirkung der Hilfen messen wir derzeit allerdings nicht. Das Thema der Nachbefragung nach 12 oder 36 Monaten steht gedanklich auf unserer Agenda, aber wir haben bisher keine Idee, wie wir das mit relativ vertretbarem Arbeitsaufwand und mit unseren Kapazitäten umsetzen könnten.

Erfahrungen in Bezug auf die Kooperation Jugendamt – Leistungserbringer

- Die Teilnahme am Bundesmodellprogramm führte zu einer intensiven Diskussion um die „Regeln der Kunst“ für gelingende erzieherische Hilfen und um die Hilfeplanung.
- Die gemeinsam entwickelte und mehrfach überarbeitete Hilfeplanung wird von beiden Seiten mitgetragen. Das ist und bleibt ein Entwicklungsprozess.

- Durch die Verknüpfung des Zielerreichungsgrades mit einem kleinen Teil des Entgelts wird der Hilfeplanungsprozess in Bezug auf seine Verbindlichkeit und Konkretheit positiv beeinflusst, allerdings gibt es auch nicht-intendierte Nebeneffekte.
- Die Qualitätsentwicklungsbegehungen bringen einen relativ hohen zeitlichen Aufwand mit sich, sie sind jedoch fruchtbar und bieten einen verbindlichen Rahmen für die Bearbeitung wichtiger Aufgaben. Transferpotenziale werden noch zu wenig genutzt, aber aus den QEB sind Ideen für gemeinsame Veranstaltungen und Schulungen entstanden.
- Gemeinsame Veranstaltungen und Schulungen haben sich bewährt und werden fortlaufend geplant/praktiziert.
- Das bislang gute Feedback der Adressat/innen zu den einzelnen Hilfen wirkt sich auf die Mitarbeiter/innen motivierend aus.
- Die Praxis der Ausgabe von Beratungsgutscheinen nach Hilfeende hat sich sehr bewährt und wurde inzwischen auf alle Hilfearten und Leistungserbringer ausgeweitet. Diese fand auch von Anfang an bei allen Beteiligten Zustimmung. Ansonsten wurde über die Hilfeplanung, vor allem zu Beginn des Prozesses, sehr kontrovers diskutiert.

Erfahrungen in Bezug auf die fachpolitische Diskussion vor Ort

- Selbstkritische Inblicknahme der Arbeit der lokalen Akteure wird vom Jugendhilfeausschuss begrüßt.
- Der aus der Teilnahme am Bundesmodellprogramm resultierende Qualitätsdialog zwischen Jugendamt und Leistungserbringern wird vom Jugendhilfeausschuss befürwortet.
- Wichtige Kennzahlen bezüglich der Wirksamkeit erzieherischer Hilfen können (zumindest für wichtige Teilbereiche) geliefert werden.
- Die Evaluation durch die Uni Bielefeld zeigt, dass die im Landkreis getroffenen Vereinbarungen wirksam sind (es wurde an den als besonders wirkmächtig identifizierten Elementen gearbeitet).
- Vereinbarungen werden – trotz zusätzlicher Aufwendungen für Boni und insgesamt hohen Pro-Kopf-Ausgaben im Kreis – landkreispolitisch mitgetragen.

Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsentwicklungsvereinbarung (LEQV)

Die Teilnahme am Bundesmodellprojekt wurde mit der LEQV auf eine vertragliche Basis gestellt. Die zeitliche Entwicklung seit 2006 ist im Folgenden zusammengefasst und in **Abbildung 9** ausführlicher beschrieben:

- Start Bundesmodellprojekt 03/2006,
- Erarbeitung einer LEQV bis 04/2007,
- Start des Modellstandortes Böblingen mit den getroffenen Vereinbarungen,
- Überarbeitung der LEQV in 2010 (Aufnahme weiterer Träger in die Vereinbarung, Änderung der Bonus-Malus-Systematik),
- weitere Überarbeitung der LEQV in 04/2013.

Im Jahr 2006 sind wir mit den Hilfen nach Fachleistungsstundensatz gestartet. 2007 wurde eine Überarbeitung der Hilfeplandokumente vorgenommen. Mitte 2008 bis 2009 erfolgte die Einführung und Entwicklung der Auswertungsbögen für nicht evaluierbare, d. h. die bereits angesprochenen ausgesteuerten Fälle. Mitte 2009 wurden die Hilfeplandokumente einer zweiten Überarbeitung unterzogen. 2011 kamen weitere Hilfen in die Auswertung hinzu.

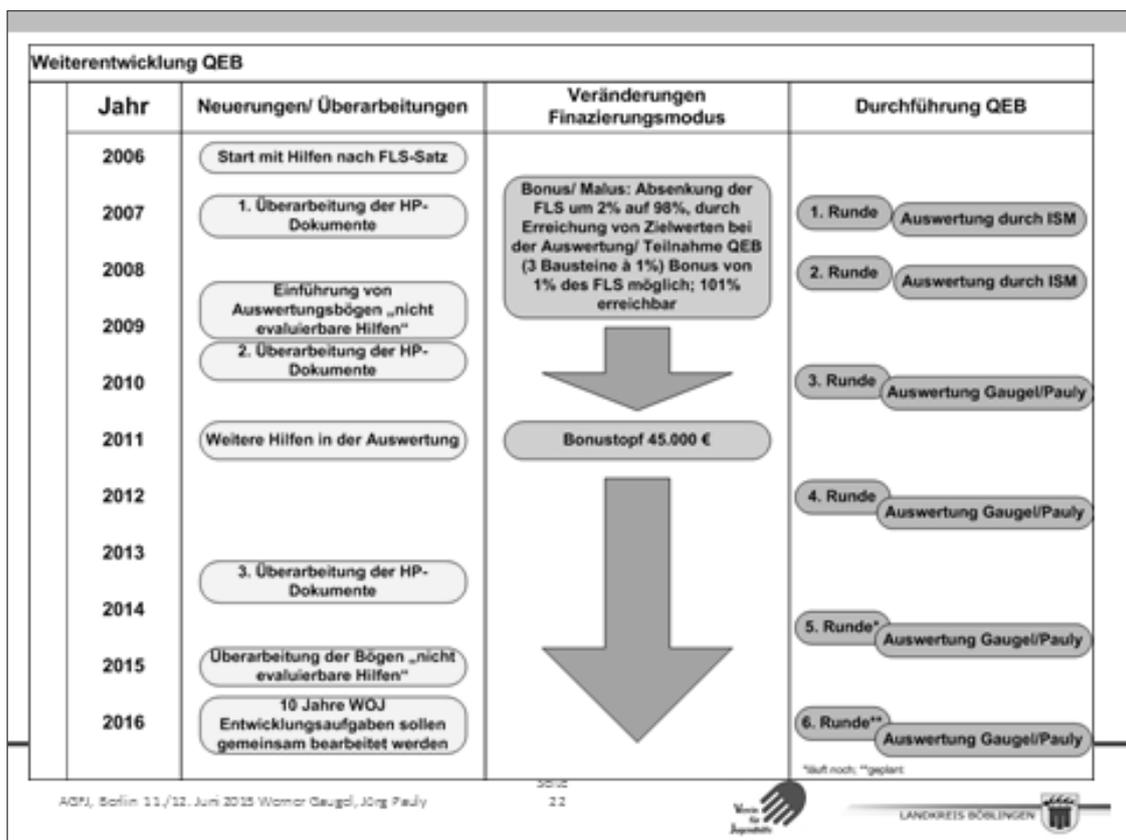


Abbildung 9

© Werner Gaugel, Jörg Pauly

2013/14 nahmen wir eine weitere Aktualisierung der Hilfeplandokumente vor, wie stets unter Beteiligung von Mitarbeiter/innen. Zurzeit findet eine Überarbeitung der Bögen für nicht evaluierbare Hilfen statt, weil wir damit noch nicht zufrieden sind. Wir müssen aus diesen Hilfen lernen und wissen noch nicht im Detail, wie das geschehen kann. Dazu werden wir uns externe Unterstützung holen und einen Workshop durchführen, zu dem wir Mitarbeiter/innen aller Träger einladen. Es ist erforderlich, die Gründe für nicht-geplant beendete Hilfen besser zu erfassen und auch kategorisieren zu können. Eine wichtige Rolle spielt zum Beispiel die fehlende Akzeptanz von Hilfen, die häufig als „Abbruchgrund“ genannt wird. Hier wäre es interessant, genauer zu erfahren, wo im Hilfeprozess oder in der Vorbereitung Verbesserungen möglich sind.

Im nächsten Jahr arbeiten wir bereits zehn Jahre mit dem Programm „Wirkungsorientierte Jugendhilfe“. Durch die Auswertung der QEB haben wir festgestellt, dass viele Themen bei dem einen Träger an einem Ende des Landkreises und bei einem anderen am anderen Ende wichtig sind. Daher halten wir eine gemeinsame Bearbeitung für gewinnbringender als die Bearbeitung der Themen in jeder einzelnen Einrichtung. Wir erstellen ein Tableau der Aufgaben aus den Auswertungen der QEB und haben künftig die Möglichkeit, die Bearbeitung gemeinsam mit z. B. drei oder vier anderen Trägern gemeinsam anzugehen.

Die Veränderungen im Finanzierungsmodus wurden bereits erläutert. Die Durchführung der Qualitätsentwicklungsbegehungen begann im Jahr 2007. Wir stellten fest, dass diese QEB viele personelle und zeitliche Ressourcen binden. Daher sind wir von einem Jahresauf einen Zweijahresrhythmus umgestiegen. Bis 2009 erfolgte die Auswertung durch das ISM. Danach übernahmen wir die Auswertung selbst. Diese wird einer Steuerungsgruppe der Leitungskräfte und periodisch auch dem Jugendhilfeausschuss vorgestellt.

4. Wie geht es weiter?

Aktuelle Diskussionspunkte sind bei uns:

- Diskussion Einschätzung Zielerreichung – Beachtung möglicher Nebenwirkung. Dabei geht es um die Fragen, was die jungen Menschen und die Eltern überhaupt einschätzen können (Bewerten sie letztlich den Betreuer/die Betreuerin und nicht die Ziele? Sind sie dazu fähig?) und ob die Sprache, wie die Adressat/innen angesprochen werden, dazu geeignet ist (Verstehen die Adressat/innen die Bewertungskriterien richtig? Inwieweit sind wir in der Lage, unser Anliegen so rüberzubringen, dass es richtig verstanden wird?). Außerdem werden wir mit der Frage von Mitarbeiter/innen konfrontiert, welchen Gewinn es uns bringt, wenn wir bspw. weitere zehn Jahre mit dieser Form der Einschätzung arbeiten, solange wir keine Rückschlüsse daraus ziehen können, warum Hilfen gut oder auch weniger gut laufen.
- Auch die Frage, wie anspruchsvoll Entwicklungsaufgaben sein müssen, steht auf der Agenda.
- Schärfung der Kriterien für „nicht-evaluierbare“ Hilfen, da die Auswertung dieser Fälle gute Chancen bietet, voneinander und miteinander zu lernen. In den Fällen, in denen kein Abschlussgespräch stattfand, könnten sich künftig das Jugendamt und

der entsprechende freie Träger zusammensetzen, um die Gründe für den Abbruch zu erarbeiten. Gerade diese Hilfen bieten nach unserer Einschätzung Lernchancen.

- Beteiligung von Eltern und Kindern im Hilfeplan-Prozess – Verbesserungspotenzial finden, dabei sind wir auf die Rückmeldungen von Fachkräften angewiesen.
- Rollenklarheit Jugendamt/freie Träger.
- Verbesserung der Kooperation Jugendamt/freie Träger beim Schutzauftrag gemäß § 8a SGB VIII.
- Schärfung der Rolle der pädagogischen Fachkraft in Bezug auf die Selbstwirksamkeit; Aktivierung der Klient/innen mit dem Ziel nachhaltiger Hilfen.
- Fachtage/Methodenworkshops.

Mit diesen Aufgaben haben wir uns auf den Weg begeben, sind aber noch lange nicht am Ziel. Es geht dabei auch immer wieder um die Frage, wie umfangreich wir mit den uns zur Verfügung stehenden Ressourcen diese Entwicklungsprozesse befördern können.

Vielen Dank!.

Arbeitsgruppe „Wirksamkeit teilstationärer Hilfen zur Erziehung am Beispiel eines freien Trägers“

DR. STEFAN RÜCKER

Dipl.-Psychologe, Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Forschungsgruppe PETRA, Schlüchtern

Das Projekt PETRA hat einen Kontrakt mit Familien dahingehend, dass sie uns ausführlich Auskunft über sich geben. Die Befragung führen wir u. a. qualitativ durch, um zunächst festzustellen, wo der Bedarf liegt und was sich die Familien und die jungen Menschen wünschen.

Einige stehen der Maßnahme zu Beginn der Hilfe ablehnend gegenüber. Man kann allerdings mit verschiedenen Möglichkeiten die Betreuungsmotivation erhöhen, z. B. durch „Motivational Interviewing“. Das ist eine Gesprächstechnik, mit der man Veränderungsbereitschaft erzeugen kann. Das gelingt meist recht gut, sodass wir bereits am Beginn Wert darauf legen, die Menschen Schritt für Schritt ins Boot zu holen und die Hilfe zu einer gemeinsamen Sache zu machen. Das gelingt durch Gesprächstechniken, indem man nonkonfrontativ, aber direktiv den Kindern und Jugendlichen zeigen kann, dass es Probleme gibt, die nicht gut für sie sind und für die wir mögliche Lösungsangebote haben. Es gibt Schnuppertage, an denen die Kinder und Jugendlichen die teilstationäre Einrichtung besuchen. Dann ist Beziehungsaufbau natürlich das Wichtigste. Wenn die „Chemie“ zwischen Kind/Jugendlichem und Bezugsbetreuer stimmt, ist die Frage geklärt. Ist das nicht der Fall, kann man noch einige Tage Zeit geben, bis wir alle sicher sind, dass der Jugendliche/das Kind zur Hilfe bereit ist. Manchmal erreicht man das leider nicht. Es gibt nun einmal kein Allheilmittel, wie Sie wissen.

Im Projekt PETRA bieten wir zwei unterschiedliche teilstationäre Settings. Das eine ist die **Tagesgruppe**, so wie sie allgemein bekannt ist:

- Pädagogisches Setting,
- Hausaufgabenbetreuung,
- Soziales Lernen in der Gruppe,
- Elternarbeit, aber Fokus liegt primär auf dem Kind,
- Sukzessive Rückführung in Familie.

Kein Problem ist bei uns so ausgeprägt wie Lern- und Leistungsschwierigkeiten. Nur sehr wenige Kinder und Jugendliche kommen ohne diese Probleme zu uns. Dies ist aber auch der Problembereich, bei dem wir die Kinder und Jugendlichen am besten fördern können. Es findet eine Hausaufgabenbetreuung mit dem softwaregestützten System SILENTIUM statt. Die Kinder und Jugendlichen sitzen dabei in einer reizarmen Umgebung. Wir können mit der Software Defizite punktuell aufspüren, aber auch punktuell fördern. Dieses Verfahren hat sich seit vielen Jahren bewährt. Auch in einigen Evaluationen zeigt sich schon eine hohe Effektivität und nicht zuletzt glaube ich, dass das hohe Maß an Schulabschlüssen auch diesem nachschulischem Hausaufgaben-setting geschuldet ist. Dieses Setting richtet sich an alle Kinder und Jugendliche bis zum Alter von 14 Jahren. Danach verlassen sie die Gruppe, können aber eigenständig mit dem System Hausaufgaben anfertigen.

gen, Klassenarbeiten vorbereiten usw. Die Software ist inzwischen etwas modernisiert worden. Neun von zehn ehemals betreuten Kindern und Jugendlichen erreichen den Schulabschluss und meiner Ansicht nach trägt SILENTIUM ein großes Stück dazu bei. Die Kinder werden motiviert und bekommen jeden Tag eine Rückmeldung über ihren Lernerfolg. Damit verbessern sie sich auch im kognitiven Bereich. Das wird durch SILENTIUM abgebildet und zeigt sich außerdem in den Zeugnisnoten.

In der Tagesgruppe werden Kinder mit Schul- und Leistungsproblemen, mit Konflikten im Elternhaus, Auffälligkeiten im Sozialverhalten oder emotionalen Problemen betreut. Daher geht es in der Tagesgruppe in erster Linie darum, Sozialkompetenzen zu verbessern, soziales Verhalten zu trainieren, Selbstwirksamkeit zu erfahren, Autonomie zu entwickeln usw. Das pädagogische Setting in der Tagesgruppe ist gekennzeichnet durch eine Betreuung überwiegend durch Erzieher und Sozialpädagogen im Verhältnis 1:3 bzw. 1:4. Im Tagesgruppensetting haben wir es leider nicht mit motivierten Eltern zu tun. Bei der täglichen Übergabe der Kinder an die Eltern werden Kurzgespräche geführt, ausführlichere Gespräche hingegen im dreiwöchigen Rhythmus. Die Familien verfügen meist nicht über die Ressourcen, ein intensiveres Elterntaining mitzugehen. Die Eltern der Kinder in den Tagesgruppen entwickeln sich zwar weiter, aber nicht in dem Maße, wie wir uns das wünschen.

Das andere teilstationäre Setting ist die **Psychologische Praxis PETRA** – ein pädagogisch-therapeutisches Setting. Im Prinzip gleicht es dem Angebot der Tagesgruppe (mit der Hausaufgabenbetreuung), jedoch werden die Kinder und Jugendlichen hier zusätzlich therapeutisch versorgt, entweder individuell oder in der Gruppe. Es folgt dem Anspruch: Verbleib des Kindes in der Familie und Vermeidung stationärer Aufnahme.

Die Arbeit erfolgt nach einem gestuften Phasenmodell:

1. Arbeit zunächst primär mit Kind,
2. Eltern werden sukzessive intensiv eingebunden,
3. Ambulante Phase/Rückführung,
4. Nachbetreuung ambulant.

Psychologen und Pädagogen betreuen im Verhältnis 1:2. Unterscheidungskriterium für Gewährung der Praxis-Maßnahme ist Kooperationsbereitschaft bzw. Motivation der Eltern. Ohne die Eltern funktioniert es überhaupt nicht, weil sie in ein relativ enges Setting über einen Zeitraum von etwa zwei, mitunter sogar drei Jahren eingebunden sind.

Die Betreuung wird mit Verfahren der Kinder- und Jugendlichentherapie verknüpft: Auf Seiten der Kinder kommen kognitiv-behaviorale Interventionen, wie beispielsweise das Training mit aggressiven Kindern, zum Einsatz. Die Intensität der Therapieeinheiten wird dem jeweiligen Bedarf angepasst und umfasst teilweise zwei bis drei einzel- oder gruppentherapeutische Sitzungen pro Woche. In Abhängigkeit von der Entwicklung des Kindes erfolgt die Behandlung temporär oder kontinuierlich über die gesamte Hilfedauer. Jedem Behandlungsplan geht eine ausführliche Diagnostik (z. B. Anamnesegespräche, Verhaltensbeobachtungen) voraus.

Das Elterntaining ist durch eine fortlaufende Zusammenarbeit zwischen der Einrichtung und den Eltern charakterisiert. Um familiäre Konflikte abzubauen und die Erziehungskompetenz zu verbessern, wird ein abgestuftes Vorgehen realisiert. In der ersten Phase findet Modelllernen statt. Dabei hospitieren Eltern einmal pro Woche in der Praxis. Eine Videokamera überträgt den Umgang der Betreuer mit dem Kind, während die Eltern die Szenen in einem anderen Raum am Bildschirm anschauen. Die Sequenzen werden im Anschluss ausführlich mit den Eltern besprochen.

In einem weiteren Schritt erfolgt ein Rollentausch. Dabei betreuen Eltern ihre Kinder in der Praxis, während die Betreuer vor einem Bildschirm die Interaktionen beobachten. Auch hier folgt den kurzen Sequenzen ausführliches Feedback.

Treten Kompetenzzuwächse und Entlastungen im Familiensystem ein, erfolgen sukzessiv Rückführungstage des Kindes in die Familie. Dabei halten sich zunächst Betreuer in der Familie auf, während Eltern-Kind-Interaktionen von einer Kamera aufgezeichnet werden; ein Videofeedback erfolgt zeitnah. Bei erfolgreichem Verlauf wird schließlich auch diese Maßnahme reduziert. Im Monatsrhythmus etwa werden weitere Rückführungstage gewährt und punktuell Videoerhebungen installiert. Videoanalysen mit kritischer Reflexion finden dann nur 14-tägig im Rahmen der Elterngespräche statt. Wird das Kind aus der Praxis verabschiedet, setzt eine vier- bis achtmonatige Nachbetreuungsphase ein. In dieser Zeit können die Familien im Bedarfsfall weiterhin Hilfestellungen aus der Praxis anfordern. Hierfür steht ein Kontingent von monatlich etwa acht Stunden zur Verfügung. Das ist ein guter Zeitraum, um Effekte zu stabilisieren und zu zementieren.

Dieses Setting mit der engen Einbindung der Eltern erweist sich als sehr erfolgreich. Die Rückfallquote liegt lediglich bei 15 Prozent – und das nicht, weil die Familien nach dieser relativ teuren Hilfe keine weitere Maßnahme bewilligt bekommen, sondern weil die Familien keinen Bedarf haben. Das erfahren wir in der Evaluation. Wir fragen telefonisch nach einem Gesprächstermin, in der Regel darf ich die Familien aufsuchen und sie fragen, wie es nach der Hilfe weitergegangen ist. In der Regel bestätigt sich die Annahme, dass tatsächlich kein Hilfebedarf besteht. Bei 15 Prozent kam es mitunter doch zu einer Aufnahme in der Kinder- und Jugendpsychiatrie oder Heimaufnahme. Diese Zahl ist im Vergleich zum bundesweiten Durchschnitt mit 60 Prozent sehr niedrig. Aus diesem Grund kann ich aus der Erfahrung und der Empirie heraus konstatieren: Die interdisziplinäre Vorgehensweise in der Verknüpfung von Jugendhilfe, Kinder- und Jugendpsychotherapie und einem hochstrukturierten Elterntaining ist ein sehr wesentlicher Erfolgsfaktor.

Daneben ist eine sorgfältige Datenerfassung erforderlich, vor allem am Beginn der Hilfe. Es werden qualitative und quantitative Informationen benötigt, und zwar sowohl durch Gespräche als auch durch Erfassung in Fragebögen. Wenn ich lediglich face-to-face explore, bekomme ich nur vage Auskünfte über Art und Ausmaß einer Belastung. Eine Online-Erfassung über Facebook kann man über die Software UNIPARK so regeln, dass man nicht in Konflikt mit Datenschützern gerät. Diese Befragung hat gezeigt, dass die jungen Menschen, die in einer Inobhutnahme waren und gegen ihren Wunsch in das Elternhaus zurückgeführt wurden, extreme körperliche Misshandlungen erlitten haben. Hätte das Jugendamt von dem Ausmaß und der Intensität der Misshandlung Kenntnis gehabt, wären sie ganz sicher nicht zurückgeführt worden. In den meisten Fällen haben

jedoch weder die Einrichtungen der Inobhutnahme noch die Jugendämter standardisierte Fragebogen-Erhebungen durchgeführt.

Wir haben einen Bogen zu diesem Thema erarbeitet, der auch traumatische Belastungen erfasst. Die Auswertung dieser Bögen hat uns in einigen Fällen gezeigt, dass in Obhut genommene Kinder mit einer derart hohen Intensität und einem hohen Ausmaß geschlagen worden sind, dass sich eine Rückführung gänzlich verbietet, weil sonst eine fortgesetzte Traumatisierung droht. Doch dieses Erkenntnis muss man zunächst gewinnen und das gelingt face-to-face nicht immer gut. Aus diesem Grund braucht man eine sorgfältige Datenerhebung, standardisierte Diagnostik oder zumindest Fragebögen. Das ist kein „Hexenwerk“, wie mancher glauben machen möchte. Man kann die Fachkräfte darin schulen, diese Bögen so einzusetzen, dass keine Verzerrungseffekte entstehen.

Der Knackpunkt liegt in der Auswertung. Inferenzstatistik muss man einüben oder delegieren, wenn eine Einrichtung sich das nicht zutraut. Aber solche Bögen wären mein Vorschlag an Sie, denn damit erhalten Sie verlässliche Daten. Wenn Sie große Stichproben haben, vielleicht 30 bis 40 Fälle, sieht man neben den qualitativen Daten, die Sie durch die Befragung bekommen, noch eine ganze Menge mehr. Man kann damit auch Gruppenkontraste vornehmen, was sich als wertvoll erweist. In großen Gruppen sieht man Gemeinsamkeiten und Unterschiede, zum Beispiel zwischen Ein-Eltern-Familien oder Vater-Mutter-Kind-Familien. Hierbei geht man nicht einzelfallbezogen vor, denn wenn ich eine Ein-Eltern-Familie anschau, die die Hilfe bis zum geplanten Abschluss durchzieht, habe ich keine Implikation für die Praxis und erkenne nicht, dass der größte Teil der Ein-Eltern-Familien die Hilfen abbricht. Das ist für uns ganz klar ein Wirkfaktor, gepaart mit der Verknüpfung verschiedener Disziplinen. Das brauchen wir dringend, um auch langfristig zu einem Erfolg zu kommen, zumindest im teilstationären Bereich.

Die Finanzierung und die oft damit verbundene Deckelung sind meist hochgradig problematisch. Die Zeitbegrenzung ist eine um sich greifende Krankheit. Wie und wie schnell sich Menschen entwickeln, kann man fiskalisch einfach nicht vorausplanen. Wir von PETRA haben den Luxus, dass wir in der Umgebung mit innovativen Jugendämtern zu tun haben, zum Beispiel mit dem Jugendamt der Stadt und dem Landkreis Fulda, mit dem wir ein innovatives Entgeltmodell für die Tagesgruppen in Fulda vereinbart haben. Wir werden zunächst über 18 Monate finanziert und übernehmen dann Garantien. Wir erhalten 10 Prozent Bonus, wenn die Familie nicht ins Jugendamt zurückkommt und keine Anschlusshilfen benötigt, weil wir intensiv und sorgsam gearbeitet haben. Braucht die Familie eine Anschlusshilfe, ist das unser Problem. Das gilt für drei Jahre nach Abschluss der Hilfe. Solche Dinge kann man mit einzelnen öffentlichen Trägern austarieren. Das läuft bei uns seit drei Jahren und wir verfassen zurzeit unsere Erfahrungen aus verschiedenen Perspektiven – aus der des öffentlichen Trägers und aus unserer als freier Träger. Diese Erfahrungen möchten wir gern publizieren. Bei uns stellt sich das Finanzierungsmodell bisher als ein Null-Summen-Spiel heraus.

In vielen Fällen werden Hilfewechsel als „Abbruch“ bezeichnet, was aber absolut nicht stimmt. Wird zum Beispiel festgestellt, dass für ein Kind die stationäre Hilfe angezeigt ist, und die Familie stellt sich dagegen, kann die Tagesgruppe ein Türöffner für die Annahme von Hilfen sein. Wird nach einer Weile die stationäre Hilfe zur Erziehung von allen Seiten akzeptiert, ist der Übergang in diese nicht als Abbruch zu werten, was aber von au-

ßen so deklariert wird. Wir müssen daher mutiger für eine Flexibilisierung der Hilfen – je nach Bedarf, der im Laufe der Zeit auch wechseln kann – eintreten. Durchläuft ein Kind lange nach erfolgreichem Abschluss einer Hilfe bei uns durch den plötzlichen Tod der Mutter eine seelische Krise und benötigt eine Betreuung, liegt der Grund ja nicht darin, dass wir nicht sorgfältig gearbeitet haben.

Um herauszufinden, was die Familien 36 Monate danach über die Hilfe denken, besuche ich die Familien und schreibe zunächst die ersten Eindrücke auf. Es gab zu Beginn unserer Aktivitäten bei den öffentlichen Trägern eine gewisse Skepsis, weil sie glaubten, dass wir auf „Kundenfang“ aus sind und bei den Familien einen Hilfebedarf wecken wollen. Das ist jedoch nicht unser Anliegen, weil wir ein teilstationäres Setting anbieten und die Adressaten in den betreffenden Familien bereits 15 bis 17 Jahre alt sind und diese Hilfe für sie nicht mehr in Frage kommen würde. Allerdings haben auch manche junge Menschen das Gefühl, dass man sie zurückholen möchte, wenn man den Besuch nicht sorgfältig vorbereitet. Ein sehr kräftiger Junge beispielsweise, Maximilian, wusste nicht genau, warum ich in die Familie komme. Er hatte offensichtlich etwas missverstanden. Er bezeichnete das Projekt PETRA als Kinderknast, das man verbrennen müsste, und sagte zu mir: „Du kriegst mich nicht zurück!“ Als ich ging, kam Maximilian hinter mir her und fuchtelte mit einer Axt herum. Meiner Kollegin, die mich manchmal bei den Erhebungen vertritt, schärfte ich ein, sehr gut vorbereitet in die Gespräche zu gehen und von vornherein klarzustellen, was mit dem Gespräch bezweckt werden soll, damit nicht der Eindruck entsteht, man wolle die Kinder aus den Familien herausholen. Inzwischen konnten wir das Vertrauen der meisten Familien gewinnen.

Oft wissen die Jugendlichen auch nicht, wie sie zu gewissen Kompetenzen gelangt sind. Vielmehr setzt oft der Sleeper-Effekt ein: In den USA werden Soldaten nach der Kriegsmotivation befragt und man stellt fest, dass die meisten gar nicht in den Krieg wollen. Man zeigt ihnen verschiedene Motivations-Videos und wiederholt die Befragung einige Wochen später. Plötzlich ist die Kriegsmotivation erheblich gestiegen, ohne dass die jungen Männer wissen, warum das so ist. Der Absender der Botschaft wird ausgeblendet und vergessen, aber der Inhalt bleibt haften. Diesen Sleeper-Effekt habe ich in einer skurrilen Art und Weise bei einem ehemals betreuten jungen Mann erlebt: David, 19 Jahre alt. Meine Aufzeichnungen zu dem Gespräch sagen Folgendes aus:

„David hat klare, freundliche Augen. Höfliche Begrüßung von ihm und seiner Freundin. Die beiden sind seit etwa einem Jahr ein Paar und bewohnen einen kleinen, geordneten Haushalt. Sie bieten Getränke an, kochen Tee. David äußert sich gern pseudo-intellektuell, diskutiert und kritisiert sämtliche Fragen, die ich ihm stelle. Er belächelt häufig die Items in den Fragebögen, will überlegen wirken und stellt alles in Frage. Er brüstet sich damit, in seiner Zeit in der Tagesgruppenbetreuung fünf Betreuer ‚verarscht‘ zu haben. Später habe er sich angepasst, eine Rolle gespielt und seine Zeit dort abgesessen. Er habe außerdem andere Kinder manipuliert, so dass diese Streitigkeiten und Ärger bekamen, während er von den Betreuern als ‚guter Junge‘ angesehen wurde. Nach PETRA begann der Absturz von einem Extrem ins andere. Er berichtet von seiner Online-Sucht und seiner Heroin-Abhängigkeit. Eine Weile hing er nur noch im Netz und bastelte an seiner Cyber-Persönlichkeit – eine Persönlichkeit mit Macht, wahrscheinlich, um seine Ohnmacht zu kompensieren, die er während der Zeit in der Erziehungshilfe verspürte. Während dieser Zeit habe er vier Stunden am Tag geschlafen und ‚Teilchen geschmis-

sen', um wach und PC-Spiel-fähig zu bleiben. Zudem habe er Handel mit Substanzen betrieben, um seine Abhängigkeit zu finanzieren. Herausgeholfen habe ihm die Heroinhilfe Frankfurt. Bezogen auf den Aufenthalt bei PETRA wirkt er frustriert und unterschwellig wütend. Er habe große Erinnerungslücken an diese Zeit. Kinder wollen nicht gezwungen werden, ruhig zusammensitzen und ‚auf Familie zu machen‘. Die Unterschiede zwischen den jungen Menschen seien auch zu groß gewesen. Jeder habe andere Probleme gehabt. Die Gruppensituation habe für ihn keinen Sinn gemacht. Das Konzept der Kontrolle macht für ihn keinen Sinn. Das Kindlich-Rebellische wurde bei PETRA unterdrückt. Auf die Frage, was PETRA bei ihm anders, vielleicht auch besser hätte machen können, meinte er, er hätte mehr von jemandem lernen können, der ähnliche Probleme hat wie er, und daraus gestärkt hervorgehen können – sprich: jemand, der es geschafft hätte, aus den Problemen herauszukommen, wie ein ehemaliger Drogenabhängiger.“

Hier zeigt sich auch die interessante Kontroverse zwischen authentischer Betreuungsperson und Fachkraft. Wir haben oft das Problem, dass Systeme aufeinanderprallen und wir einer Familie nicht damit helfen, wenn wir Sozialpädagogen dorthin schicken.

„Gelernt habe David am meisten aus der Schule des Lebens. Mein Eindruck ist: Er ist ein höflicher, reflektierter junger Mensch, die Glaubhaftigkeit und Glaubwürdigkeit seiner Aussagen sind jedoch leicht eingeschränkt, narzisstisch und mir gegenüber gelegentlich etwas distanzlos. Seine Angaben in den Fragebögen wirken euphorisch und idealisierend. Hier fehlt es allerdings an Kongruenz im Zusammenhang zu seinen freien Schilderungen. Er sagt, er bereue nichts, auch nicht seine Drogenkarriere. Seine Zeit bei PETRA war verlorene Zeit. Erst danach habe er angefangen, die wirklich wichtigen Dinge für das Leben zu lernen. Er empfand auch plötzlich die Rolle seiner Eltern verändert. Er kannte sie teilweise nicht wieder. Sie hatten gemeinsam mit PETRA Front gegen ihn gemacht. Als ich ging, fiel mir sein Schreibtisch auf, der wie der Nachbau einer SILENTIUM-Kabine aussieht. Er wisse halt, wie man effektiv arbeitet, sagt er zu mir beim Hinausgehen. Zurzeit befinde er sich im zweiten Ausbildungsjahr zum Steuerfachangestellten. Nochmals beteuert er auf dem Absatz, dass PETRA keineswegs zu dieser positiven Entwicklung beigetragen habe. Das ist ihm wichtig.“

Später stellte ich anhand der Fallakte fest, dass PETRA ihn in der 10. Klasse monatelang intensiv dabei unterstützt hat, doch noch den begehrten Realschulabschluss zu erreichen. Am Abend befasste ich mich mit dem Berufsbild des Steuerfachangestellten und erfuhr etwas über die Ausbildungsvoraussetzungen: mindestens Realschulabschluss. Insofern finden wir hier den Sleeper-Effekt par excellence. Der Arbeitsplatz von David sah hundertprozentig so aus wie die Arbeitsplätze in der Einrichtung: reizarm und gut strukturiert. Diesen Arbeitsplatz hat er nachgebaut. Er hatte damals starke ADHS-Probleme gehabt und es war schwierig gewesen, ihn an längere Arbeitsphasen heranzuführen. Heute hat er völlig ausgeblendet, dass er die Kompetenz während der Erziehungshilfe erworben hatte.

Hier handelt es sich um eine ablehnende Rückmeldung. Uns begegnen vielfach völlig andere, auch ein hohes Maß an Dankbarkeit. Auch bei denen, die ablehnend sind, kann man durch Rückfragen nach der schulischen Entwicklung doch noch etwas Positives entlocken. Sehr oft hören wir, dass PETRA zum Erreichen des Schulabschlusses beigetragen hätte. Die Gruppenfreizeiten wären toll gewesen, auch das Kochen mit der Magda ... Kurz: So schlecht wäre es dann doch nicht gewesen. Ein großer Teil der Familien und

Jugendlichen ist durch die Motivation am Beginn für die Hilfe in Kongruenz mit sich und der Biografie. Sie sind der Meinung, dass die Hilfe doch etwas bewirkt hat, bei allen Nebenwirkungen wie Beziehungsabbrüche im Sozialraum. Teilstationäre Hilfe ist natürlich schwierig in Bezug auf die Aufrechterhaltung von sozialen Beziehungen. Solche Dinge sind zu berücksichtigen. Aber in der Summe stellen wir ein gewisses Reflexionsniveau und auch so etwas wie Dankbarkeit fest.

Diese Ergebnisse muss man zurückmelden, denn sie zeigen sich in den meisten Fällen nicht unmittelbar zum Zeitpunkt der Hilfebeendigung. Die Fachkräfte müssen das wissen, damit sie nicht ausbrennen und resignieren. Wir machen auch die Erfahrung, dass alles schlecht bewertet wird, wenn wir mit der Befragung gerade zu einem ungünstigen Zeitpunkt in die Familie kommen, wenn diese sich gerade in einer krisenhaften Situation befindet. Einige Wochen vorher oder auch ein halbes Jahr später sähe das völlig anders aus. Man weiß nicht genau, was man bewirkt. Auch den Kausalzusammenhang (Wir haben die Situation verbessert!) darf man nicht herstellen. Aber wir können m. E. mit einiger Berechtigung schließen, dass wir bei einigermaßen geglückten Biografien ein Stück dazu beigetragen haben, dass eine gelungene Entwicklung stattgefunden hat. Wir wissen einfach aus der internationalen Literatur und aus einer Studie, die wir gerade parallel realisieren, dass junge Menschen, die mit Belastungen umgehen müssen, häufig an alterstypischen Entwicklungsaufgaben scheitern. Da sind so normative Anforderungen wie der Schulabschluss gar nicht erreichbar.

Das Robert-Koch-Institut hat eine Befragung zur psychischen und körperlichen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland durchgeführt. Darin ist ein KiGGS-Modul BELLA enthalten, bei dem es um die seelische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen geht. Die Befragung dazu wird von Frau Prof. Ravens-Sieberer am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf durchgeführt. Ich hatte bereits das Problem der fehlenden Kontrollgruppe angesprochen. Es wäre für uns ethisch nicht zu vertreten, die Menschen sich selbst zu überlassen, um zu vergleichen, wie es bei ihnen ohne Hilfe weitergeht, damit wir mit Fug und Recht sagen können, dass wir nun einen wissenschaftlichen Beweis in der Hand halten, dass es ihnen besser geht, wenn wir sie versorgen. In der Befragung von Frau Ravens-Sieberer stehen wir nicht in dem ethischen Konflikt, weil diese nichts mit der Jugendhilfe zu tun hat, sondern eine bevölkerungsbezogene Befragung ist.

Hier gibt es eine kleine Gruppe von 17 bis 18 Prozent. Das ist wie die Prävalenz an psychischen Auffälligkeiten in der Allgemeinbevölkerung. In dieser Stichprobe von 3.000 oder 4.000 Kindern und Jugendlichen fand man einen Anteil von fast 20 Prozent mit Auffälligkeiten. Es gibt einen kleinen Teil in dieser Gruppe mit Auffälligkeiten, der keinen Zugang zu Versorgungsleistungen hat, keine Jugendhilfemaßnahme, keinen Ort, an dem das Kind vielleicht eine Stütze erfährt. Inzwischen läuft die dritte Erhebungswelle und wir können langfristig sehen, dass die Kinder an den Aufgaben in Schule, Peergroup, in der sozialen Integration, Teilhabe usw. scheitern, wenn sie keine Unterstützungsmöglichkeiten im emotionalen und sozialen Bereich bekommen. Es ist weder eine Reifung noch Entwicklung, ebenso wenig eine Spontanremission zu erwarten.

Das kann demnach auch eine Kontrollgruppe für uns sein, denn in unseren Hochrisikogruppen sehen wir eine positive Entwicklung, wenn unsere Hilfe angenommen wird. Sie stellt sicher einen systematischen Einfluss dar und ich denke, dass wir uns als Jugendhilfe

durchaus selbstbewusster geben dürfen. Aber wir müssen die Ergebnisse auch zeigen. Mit meinem Ansatz wollte ich vorstellen, wie es funktionieren kann. Ich mache jedoch die Erfahrung, dass die Ergebnisse in den Jugendämtern wohlwollend rezipiert werden, aber das von mir immer noch erhoffte Forschungsgeld, das im Tagesentgelt verankert werden sollte, um Probleme zu lösen, wird es wohl nicht geben. Wir wissen doch auch, was nicht funktioniert, welche Übergänge holprig werden oder warum Kinder beispielsweise stationär aufgenommen werden, nämlich wenn die Eltern massive Konflikte auf der Paarebene haben. So etwas müsste man durch die Entwicklung von Modulen auflösen, die man in der Praxis evaluiert und prüft. Vielleicht erhalten wir einmal das nötige Geld dafür.

Wir haben in den Hilfen zur Erziehung, zumindest in unseren Einrichtungen, einen niedrigen Migrationsanteil und wir haben uns lange gefragt, warum das so ist. Wenn wir mit Schulen sprechen, haben wir den Eindruck, dass durchaus Bedarfe vorhanden sind, gerade bei Kindern und Jugendlichen aus der Migrationspopulation. Sie kommen aber nicht an, zumindest nicht bei uns. Mit einem Blick auf die Zahlen vom Statistischen Bundesamt denke ich, dass der tatsächliche Bedarf nicht abgebildet wird. In einem Katamnese-Interview habe ich eine interessante Entdeckung gemacht, die mir die Augen über einen möglichen Grund geöffnet hat, warum insbesondere muslimisch geprägte Familien Vorbehalte und vielleicht auch Ängste haben, institutionelle Erziehung in Deutschland anzunehmen.

Es ging dabei um einen Jungen, 12 Jahre alt: „Sehr höflich, etwas unterwürfige Begrüßung. Er bemüht sich um einen freundlichen und kooperativen Eindruck.“

Das Problem war sein Sozialverhalten. Er war in hohem Maße aggressiv, das war auch der Grund für die Aufnahme. Er hatte auch Schulleistungsprobleme. Er war sozial gut integriert, hatte seine Peergroup, die aber aus „harten Jungs“ bestand. Von denen konnte er nichts lernen. Drei Jahre nach der Hilfe haben wir die Familie befragt, wie sich die Situation heute darstellt und ob sie so eine Hilfe wieder annehmen würde.

„Es gelingt dem Jungen, einen guten Eindruck zu machen. Seine Statur ist untersetzt, adipös, kräftig. Ich komme in einen sehr geordneten, sauberen, muslimisch geprägten Haushalt. Einzig die Luft wirkt austauschbedürftig. Die Schwester hält sich für mich unsichtbar in der Küche auf, bereitet den Kaffee zu und richtet Kekse an, die mir von der Mutter angeboten werden. Der Junge berichtet von seiner Zeit vor PETRA. Er sei sehr reizbar gewesen. Die Kinder hätten das auch gewusst und ihn häufig absichtlich angestachelt. Er reagierte meist prompt mit aggressivem Verhalten. In der Schule hätte sich das zunehmend auf seine Leistungen ausgewirkt. Die Bögen bearbeitet er ausdauernd und gewissenhaft. Versteht er etwas nicht, fragt er selbstbewusst von sich aus nach. Konträr hierzu errötet er sehr deutlich bei fast jedem Kurzgespräch mit mir. Sobald ein Bogen vollständig ausgefüllt ist, vernehme ich ein schnaubendes Geräusch – er macht auf sich aufmerksam –, mit dem er wohl andeuten möchte, dass er alles bearbeitet habe.“

Bei PETRA habe ihm die Hausaufgabenhilfe gut gefallen. Allerdings hatte er manchmal Angst, wenn ein bestimmter Betreuer ihn bei Problemen auch mal laut ansprach. Er sei aber nun besser in der Lage, mit Provokationen umzugehen. Die Rückmeldungen aus der Schule seien laut der Aussage seiner Mutter kaum noch negativ. Allerdings engagiere er

sich schulisch immer noch nicht ausreichend. Er spiele lieber mit der Playstation. Eine berufliche Perspektive, einen Berufswunsch kann der Junge auf Nachfrage nicht nennen. Dann äußert er doch noch, eventuell Mechaniker werden zu wollen. Auf meine Frage nach Anbindungen an einen Sportverein erfahre ich, dass er seit einiger Zeit zum Sport geht, wo er sich einmal in der Woche ca. 90 Minuten bewegt. Das Training werde von einer Frau geleitet, die in diesem Rahmen so etwas wie ein Aggressionstraining anbietet. Die Schüler/innen haben dabei Gelegenheit, Boxübungen durchzuführen.“

Mir ist es unbegreiflich, warum man mit aggressiven Menschen Boxtraining durchführt. Der Junge wurde hier systematisch zum Zuschlagen ausgebildet. Möglicherweise war das der Zugang, um ihn zum Sporttreiben zu bewegen.

„Die Mutter präsentiert sich authentisch, klar strukturiert und offen. Sie spricht hervorragend Deutsch und thematisiert uneingeschränkt den Konflikt zwischen Religion und Pädagogik, als ich frage, ob sie die Hilfe noch einmal annehmen würden. Der Koran schreibe vor, wie man die Kinder zu erziehen habe. Wenn man religiös lebe, falle es schwer, dem Koran nicht zu folgen. Sie habe es versucht, aber irgendetwas habe nicht funktioniert. Immer wieder kamen Meldungen aus der Schule und am Ende habe sie es satt gehabt, dass ihr Sohn immer der Täter sein sollte. So wurde sie auf die Erziehungshilfe aufmerksam. Das musste sein. Ihr Mann habe eine lockere Haltung zu den Dingen, so habe sie sich darum gekümmert, dass ihr Sohn Hilfe erhalte. Er war zuvor schon einmal teilstationär untergebracht. Sie würde heute aber keine Erziehungshilfe mehr in Anspruch nehmen, weil sie die Erfahrung gemacht hat, dass sie aus der türkischen community ausgeschlossen worden ist, weil sie diese deutsche Amtshilfe angenommen hatte.“

Das ist wohl für manche Familien, die in einem solchen Verbund leben und ihr muslimisch geprägtes soziales Netzwerk haben, ein schwieriger Konflikt, der sie daran hindert, eine Erziehungshilfe anzunehmen. Das ist zumindest mein Verdacht. Ich bin gespannt, ob Sie ähnliche Erfahrungen gemacht haben.

Vielen Dank.

Arbeitsgruppe „Biografieverläufe nach Beendigung stationärer Hilfen zur Erziehung“

CLAUS LIPPMANN

Leiter des Jugendamtes, Landeshauptstadt Dresden

In Dresden wurden zwei Biografie-Forschungsstudien erarbeitet: die „Haasenburg-Biografien“, eine eigene Untersuchung des Jugendamtes Dresden, sowie die Studie „Lebensbewältigung und -bewährung“, eine Gemeinschaftsarbeit des Instituts für Sozialpädagogik, Sozialarbeit und Wohlfahrtswissenschaften der TU Dresden unter der Leitung von Prof. Böhnisch, und dem Jugendamt Dresden.

1. Die „Haasenburg-Biografien“

Der Untersuchung zu den Haasenburg-Biografien lag ein Auftrag des Jugendhilfeausschusses Dresden, mit Bezug auf den Bericht des unabhängigen Untersuchungsausschusses zur Haasenburg, zugrunde. Auch wir hatten Kinder in dieser Einrichtung untergebracht, allerdings ist die letzte Hilfe für Dresdner Kinder dort im Jahr 2011 beendet worden. Der Jugendhilfeausschuss beauftragte uns mit der Untersuchung des Schicksals der 12 Jungen und neun Mädchen, die sich zwischen 2005 und 2011 in der Haasenburg befunden hatten.

Der betrachtete Zeitraum erstreckte sich von 2005 bis 2008. Die Aufnahme der betreffenden Klientinnen und Klienten erfolgte zwischen Dezember 2002 und November 2008, die Entlassung zwischen Juli 2006 und Mai 2011. Zur Zeit der Aufnahme waren die Kinder und Jugendlichen zwischen 12 und 17 Jahren alt (im Durchschnitt 14,5 Jahre), zur Zeit der Entlassung zwischen 16 und 20 Jahren (durchschnittlich 17,2 Jahre). Die Aufenthaltsdauer betrug 16 bis 44 Monate (im Durchschnitt 31,7 Monate).

Alle 21 Jugendlichen wurden angeschrieben, fünf Briefe kamen als nicht zustellbar zurück. Damit erreichte das Gesprächsangebot des Jugendamtes 16 junge Menschen. Allerdings waren lediglich vier – zwei junge Frauen im Alter von 24 und 25 Jahren und zwei 19-jährige Männer – zu einem Gespräch bereit.

Die Gespräche sollten dem Ziel der Aufarbeitung der eigenen biografischen Phase der jungen Menschen in einer geschlossenen Unterbringung im Rahmen der Jugendhilfe dienen und somit ein Gesprächsangebot zum Reflektieren sein. Aber selbstverständlich versprachen wir uns auch einen Erkenntnisgewinn für das Jugendamt dahingehend, wie wirksam die Hilfe war, wie junge Menschen mit einigen Jahren Abstand die Jugendhilfe empfinden und wie es ihnen jetzt (damit) geht.

Parallel zu den Gesprächen führten wir eine Aktenanalyse im Jugendamt durch. Ein Teil des Berichts wird darauf Bezug nehmen. Die Analyse der Akten und auch der Blick darauf, wie die Aktenführung zu dieser Zeit stattfand, sind hoch spannend und lassen Schlussfolgerungen für die Einrichtung und für das Jugendamt zu, insbesondere im Hinblick auf die Nachvollziehbarkeit der Prozesse, auch bei Beendigung der Hilfen, Hilfe-

weiterführung oder Anschlusshilfen. Dazu gab es aber auch in den Akten nicht mehr aufklärbare Lücken.

Die Gespräche gaben einen Einblick in die Vorgänge damals, sollten aber auch und vor allem ein Angebot an die jungen Menschen sein. Die Vorbereitung der Gespräche und die Gesprächsführung ist durch einen Psychologen und eine Kollegin, die gerade aus dem aktiven Dienst des Jugendamtes ausgeschieden war und das Jugendamt und die Vergabe von Hilfen sehr gut kennt, übernommen worden.

Während der Gespräche gab es sehr viel Raum für persönliche Äußerungen und für das, was im Moment zur Veröffentlichung zusammengeschrieben wird und Rückschlüsse für die Führung der Einrichtung zulässt. Die Lektüre des Berichts macht betroffen. Neben der Beschreibung des Biografie-Teils gibt es auch Informationen über weitere geschlossene Unterbringungen nach der Entlassung aus der Haasenburg, über die Fortführung anderer Hilfen zur Erziehung sowie über das Leben ohne Hilfen zur Erziehung bis zum Gesprächszeitpunkt.

Aufschlüsse und Hinweise gibt es zur damaligen sozialpädagogischen Diagnostik, zur vorhandenen Schnittstelle zur Psychiatrie sowie Hinweise/Indizien für die Problembearbeitung in „falscher Zuständigkeit“. Mitunter war die Jugendhilfe doch der falsche Ansatz. Es gibt Berichte über Beziehungsabbrüche vor und nach der Unterbringung in der Haasenburg durch Wechsel der Hilfen zur Erziehung bzw. des Trägers.

Laut Aussage eines jungen Menschen wäre eine Haftstrafe deutlich förderlicher gewesen als die Jugendhilfemaßnahme (in der Haasenburg). Zudem gibt es Rückschlüsse auf das Handeln der fallführenden Sozialpädagogen, der Vormünder und Verfahrenspfleger sowie auf die Aktenführung.

Letztlich ist zu konstatieren, dass von den vier jungen Menschen heute leider keiner für die Tagung zur Verfügung steht, wie es ursprünglich geplant war, da sie entweder krank, im Strafvollzug oder in der Psychiatrie sind. Dieser Umstand stimmt ebenfalls nachdenklich. Der Bericht wird in der Sommerpause erarbeitet und dem Jugendhilfeausschuss vortragen. Danach wird er in anonymisierter Form auch anderen Interessenten zur Verfügung stehen.

2. Projekt „Lebensbewältigung und -bewährung“

Im Zentrum des Forschungsprojektes in Zusammenarbeit mit der TU Dresden stand die Frage: **„Wie konkret kann Jugendhilfe dazu beitragen, Kindern und Jugendlichen bei der Bewältigung biografischer Herausforderungen und Krisen zu unterstützen, bei ihnen Kompetenzen zu fördern und sie in der (Wieder-)Findung ihres Selbstwertes zu stärken?“**

Es liegt schon einige Jahre zurück (2002) und stellte für uns das erste größere Projekt dieser Art dar. Es ist auch heute noch interessant, wie an die Bearbeitung herangegangen wurde. Allerdings sind einzelne Erkenntnisse, die damals gewonnen wurden, aus heutiger Sicht ein wenig modifiziert zu betrachten. Das Projekt ging von der These aus, dass Kindern und Jugendlichen kein Modell zu verordnen ist, sondern die individuellen Lebens-

entwürfe der jungen Menschen zu unterstützen sind. Junge Menschen sollten rückblickend bewerten, ob das der Jugendhilfe insgesamt gelungen ist. Alle Formen der Fremdplatzierung sind damals dazu betrachtet worden.

Insgesamt wurden 500 Fragebögen verschickt, davon waren 35 nicht zustellbar. Es gab 98 Rückläufe (69,4 Prozent Frauen und 30,6 Prozent Männer). Der zeitliche Abstand zur Hilfebeendigung betrug bei den meisten fünf Jahre oder mehr, bei 42,9 Prozent unter fünf Jahren. Die Dauer der Unterbringung lag zwischen einem und 18 Jahren, das bedeutet eine sehr heterogene Stichprobe. Die relativ hohe Zahl der Rückläufe bewerten die Wissenschaftler als Zeichen dafür, dass die jungen Menschen das Gefühl hatten, ernst genommen zu werden.

Den Fragebögen folgten biografische Interviews, die viel Raum für einen Erzählteil ließen. Anschließend gab es einen Nachfrageteil, der durch einen Leitfaden gestützt wurde. Die biografischen Interviews enthalten Informationen über:

- bedeutsame Lebensereignisse/Konstellationen,
- wichtige Beziehungen,
- eigene Lebensleistung,
- Bewältigungshandeln,
- Bedürfnisse/Hoffnungen/Wünsche,
- Vorstellungen über bessere Hilfen (aus heutiger Sicht),
- Resümee/Darstellung der Lebensgeschichte.

Der Bericht¹ führt Forschungsanliegen und Forschungsmethoden auf und enthält statistische Angaben zur Lebenssituation der jungen Menschen und zur Untersuchung der außerfamilialen Unterbringung.

Im Bericht sind zudem **acht zentrale Untersuchungsergebnisse** aufgeführt:

1. 80,6 Prozent bewerten die außerfamiliale Unterbringung positiv! Und das mit Blick auf Schule, Beruf und Persönlichkeitsentwicklung.
2. Einfluss auf die Beurteilung hatten die Faktoren:
 - Gründe der Inanspruchnahme Hilfen zur Erziehung,
 - Alter bei Beginn der Hilfe,
 - persönliche Beziehung zu Mitarbeiter/innen in den Einrichtungen,
 - zeitlicher Abstand zum Ende: je länger, desto positiver die Rückschau.
3. Die Unterbringung wurde als integraler Bestandteil der eigenen Biografie gesehen.
4. Ein Teil der Jugendlichen sah die Unterbringung auch als Risiko.
5. Als entscheidend wird die Möglichkeit eines Beziehungsaufbaus hervorgehoben.

¹ Zu beziehen über jugendamt@dresden.de

6. Kritisch wird angemerkt, dass zu wenig Partizipation im Hilfeverlauf stattfand.
(In dieser Hinsicht hat sich inzwischen wohl eine positive Entwicklung vollzogen, so dass diese Kritik sicher nicht mehr in dieser Häufigkeit formuliert wird.)
7. Kooperation/Einbeziehung des Freundes- und Bekanntenkreises erfolgte seitens der Institution nicht – wurde aber oft auch nicht gewünscht.
8. Junge Menschen waren der Meinung, biografische Lebensleistung überwiegend durch selbstständiges und eigenverantwortliches Handeln erreicht zu haben. Beziehungen waren dazu förderlich.

Die Studie wurden intensiv intern im Jugendamt und in der AG Hilfen zur Erziehung mit den freien Trägern ausgewertet. Außerdem wurde sie auf zwei Fachtagen vorgestellt und erfuhr dort eine große Resonanz.

Vielen Dank.

Die Diskussion der Arbeitsgruppe bewegte sich um die Fragen, die während der gesamten Tagung eine Rolle spielten – mit Bezug auf die vorgestellten Dresdener Studien:

- Nur 42 Prozent der Hilfen zur Erziehung werden „planmäßig“ (nach dem Hilfeplan) beendet. Lohnt sich hier ein genaueres Hinsehen der Forschung?
- Ist „Katamnese“ ein sinnvolles Verfahren? Was ist dazu notwendig?
- Fehlt es an Forschung oder fehlt es an der Möglichkeit, Forschungsergebnisse in die Praxis zu implementieren?

Arbeitsgruppe(n) „WIMES – Messung der Wirkung von Hilfen zur Erziehung: Methodik, Datenverarbeitung, Berichte, Benchmarking. Ergebnisse und Erfahrungen aus kooperativer Evaluation bei Kommunen und Einrichtungen“

HEINO MÖLLER

Dipl.-Sozialpädagoge, Gestalt-Therapeut, EFQM-Assessor, Fach- und Organisationsberatung, e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung sozialer Dienstleistungen, Velbert

INPUT

Die WIMES-Methode

WIMES ist bei unterschiedlichen Hilfen/Maßnahmen gem. SGB VIII im Einsatz: HzE; Frühe Hilfen, MuKi, § 35a, § 41; § 42. Einige Kommunen möchten möglichst alle Hilfen evaluieren, während vor allem Einrichtungen nur ausgewählte Bereiche anfragen, da sie nur bestimmte Hilfen anbieten. Die Evaluation dient der Optimierung der Maßnahme-Steuerung, um die Effektivität, die Effizienz und Nachhaltigkeit zu erhöhen. Nach meiner Ansicht müssen Evaluationsdaten gemeinsam und koproduktiv generiert werden. Kooperative „Selbstevaluation“ im Vier-Augen-Prinzip sollte also durch Einrichtung und Jugendamt auf einer gemeinsamen Datenbasis durchgeführt werden, um zu Evaluationsdaten zu gelangen. Wir planen im Moment, die Evaluation um Online-Befragungen der Klient/innen und Personensorgeberechtigten zu erweitern, in Kooperation mit einem Fachverfahren für Einrichtungen (factorIS). Diese können jetzt schon Klienten beteiligen. Das wird voraussichtlich im Jahr 2016 zur Anwendung kommen können.

Die Evaluation wird inzwischen ausschließlich durch Web-Anwendung gemäß eines Evaluationsdesigns mindestens zu drei Zeitpunkten durchgeführt. Zur WIMES-Methode gehören folgende Angebote:

- „Messung“ der Bedarfsentwicklung im Hilfeverlauf (intendierte und nicht-intendierte Wirkungen),
- Auswertung und Bewertung durch ein externes Institut,
- ein Instrument zur wirkungsorientierten (Fall-)Steuerung HzE,
- Einzelfallauswertung und aggregiert (Abteilung/Team/Organisation),
- Wirkt kooperativ zwischen Jugendamt und Einrichtungen,
- Benchmarking (Regionen, Einrichtungen, Gesamtstichprobe).

Neu in unserem Angebot ist die Einzelfallauswertung. Die Fachkräfte und auch der junge Mensch haben „gefühl“ nichts von aggregierten Statistiken. Wir wollen das ein bisschen aufweichen, indem wir auch eine Einzelfallauswertung über unser Programm anbieten. Wir kommen seit 2006 auf 65.000 Vergleichsfälle. Damit liegen wir im Umfang etwa gleich mit EVAS.

Wir messen zunächst den Hilfe begründenden Bedarf nach einem standardisierten Verfahren auf 12 WIMES-Dimensionen, jeweils anhand einer 7er-Skala. Dieses Set wird zu Beginn, im Verlauf und am Ende der Hilfe zu definierten Fristen im Mehraugenprinzip (entweder innerhalb des Jugendamtes in den Teams oder auch im Idealfall zwischen Einrichtung und Jugendamt) dialogisch angelegt, wobei die gleichen Maßstäbe (Dimensionen und Ankersätze) zugrunde gelegt werden. Wenn es einen Hilfe begründenden Bedarf gibt, sollten zu mindestens drei Dimensionen Bewertungen vorgenommen und mindestens zu einer Dimension Ziele festgelegt werden. Ansonsten fände ja keine Hilfe statt. Wir wollen auch die nicht intendierten Wirkungen erfragen und daher zu so vielen Dimensionen wie möglich Evaluationsdaten erhalten. Darauf basiert eine Plausibilisierung. Bei unzureichenden Daten erscheint eine Plausibilisierungs-Warnmeldung an das Jugendamt bzw. die Einrichtung.

Ankersätze und Definitionen

Wir nutzen Ankersätze und Definitionen, die in verschiedenen Revisionsverfahren immer wieder mit Fachleuten und mit WIMES-Ergebnissen und durch Clusterberechnungen kalibriert wurden. Die Ankersätze sind ein fachlicher Standard, mit dem die Bedarfe skaliert bewertet/abtragen werden.

„Ankersätze“ Beispiel: 7 = Psychische und emotionale Stabilität

Die Bewertung der Dimension 7 zeigt an,

- in welchem Maße der junge Mensch psychisch auffällig ist,
- wie seine Stimmungslage oder sein Antrieb ist (Lustlosigkeit, Traurigkeit, Depression, Suizidgefährdung, unangemessene Euphorie ...),
- ob er sich sozial zurückzieht,
- wie gehemmt, ängstlich oder phobisch er ist.

Wenn eine psychiatrische Diagnose vorliegt, muss diese herangezogen und hinsichtlich des Schweregrads bewertet werden. Weil es Überschneidungen zur Dimension „Sozialverhalten“ gibt, sollen hier die eher internalisierenden und emotionalen Störungen sowie die Antriebsstörungen erfasst werden.

Bewertung von „grün“ (hell) auf „rot“ (dunkel) (**Tabelle 1**):

1	Situationsangemessenes Verhalten, Affekte, Gefühle, Ängste, Grundstimmung, Antrieb, Selbstwert, Selbstkontrolle
3	Leichte bis mittlere psychische Beeinträchtigung und Verhaltensauffälligkeiten, die auf Belastung hinweisen. Die Auffälligkeiten beeinträchtigen den jungen Menschen in seinem Wohlbefinden und in seinem Sozial- und Leistungsverhalten.
5	Deutliche psychische Störungen. Der junge Mensch leidet unter seinen Symptomen und Stimmungen. Diese sind von ihm nicht mehr steuerbar. Die Störungen beeinträchtigen den jungen Menschen in seinem Sozial- und Leistungsverhalten und gefährden die Integration und weitere Entwicklung.
7	Gravierende psychische Störungen und/oder psychische Erkrankung. Die Störungen behindern den jungen Menschen in seinem Sozial- und Leistungsverhalten und gefährden in hohem Maße seine Integration und weitere Entwicklung. Sehr schwache Impulskontrolle, schwere Depression, Affekt- und Denkstörung, Suizidalität.

Tabelle 1

Dass sich hier lediglich vier Werte finden, obwohl wir eine 7er-Skala zugrunde legen, hängt damit zusammen, dass wir – um die Komplexität zu reduzieren – „nur“ die Werte 1, 3, 5 und 7 mit Ankersätzen belegen. Bei den restlichen Werten wird ein „dazwischen“ in der Internetanwendung angezeigt, denn die Fachkraft kann oder will sich nicht immer auf einen genauen Wert festlegen, wenn weder die eine noch die andere Ankerbeschreibung eindeutig zutrifft. Für die empirischen Berechnungen erweist sich eine 7er-Skala im Hinblick auf die Verteilung und die Berechnungen im Sinne einer besseren Differenzierung der Ergebnisse als günstig. Daher haben wir uns auf diesen Kompromiss (vier definierte Ankersätze bei einer 7er-Skala) geeinigt.

Im Beispiel wurde zu Beginn mit einem „dazwischen“ bewertet, zwischen „7 – gravierende psychische Störungen“ und „5 – deutliche psychische Störungen“ (**Abbildung 1**):

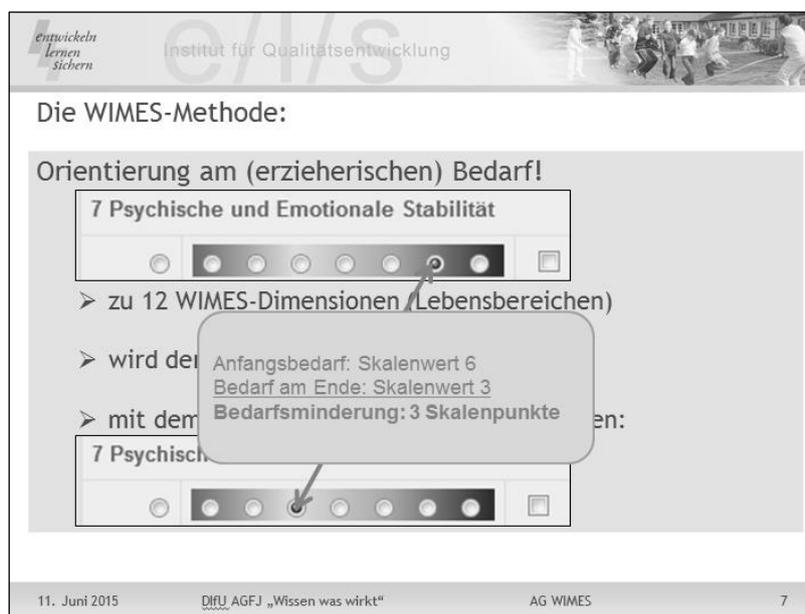


Abbildung 1

© e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung

Zu jeder der 12 WIMES-Dimensionen haben wir jeweils eine Skala mit entsprechenden Ankersätzen im Standard. Der anfängliche erzieherische Bedarf wird mit dem am Ende verglichen. Im Beispiel wurde zu Beginn in der Dimension 7 der Wert „6“ angegeben, am Ende der Wert „3“. Das bedeutet auf der Skala eine Bedarfsminderungen von drei Skalenpunkten. Natürlich ist das einfach und trivial. Wenn wir aber die Child Behavior Check List, ICD 10 und DSM 3 hinterlegen würden, werden viele Sozialarbeiter und Sozialpädagogen in den Ämtern und Einrichtung diese nicht kennen und nicht elaboriert verwenden bzw. deren Anwendung zu aufwändig finden. Daher ist eine gewisse Komplexitätsreduktion aus unserer Sicht sinnvoll und erlaubt. Die Ankersätze sind schon jetzt recht umfangreich und werden im Rahmen von Schulungen eingeübt. Anhand von Fallvignetten erzielen wir hier i. d. R. eine Streuung von ca. drei Skalenpunkten zumeist mit einer Normalverteilung, also einem Spitzenwert beim mittleren Wert. Insofern ist das Instrument recht gut kalibriert.

Die 12 WIMES-Dimensionen sind:

1. Materielle Lebensgrundlage des jungen Menschen in der Familie,
2. Sicherheit vor körperlicher und seelischer Verletzung,
3. Erziehungskompetenz der Eltern,
4. Familienkommunikation und Beziehungen,
5. Ressourcen im Umfeld der Familie,
6. Verhältnis von Ressourcen zu Belastungen,
7. Psychische und emotionale Stabilität,
8. Sozialverhalten,
9. Lernen und Leistungen,
10. Eigenverantwortung,
11. Möglichkeiten zur Teilhabe, Bildung und Freizeitgestaltung,
12. Rechte: Lebens- und Entwicklungsbedingungen,

wobei die Dimensionen 1 bis 6 familienbezogen, 7 bis 10 Dimensionen zum jungen Menschen und 11 und 12 Dimensionen zum Umfeld sind (**Abbildung 2**).

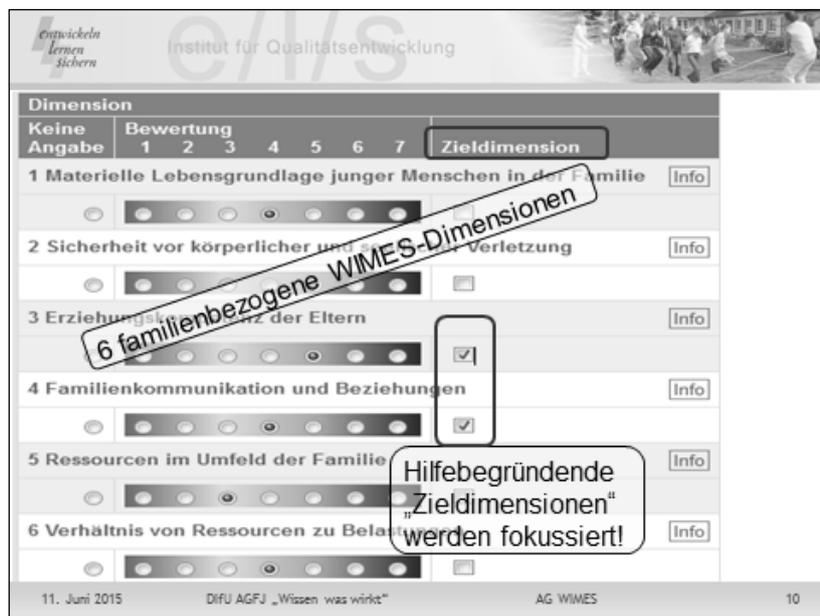


Abbildung 2a

© e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung

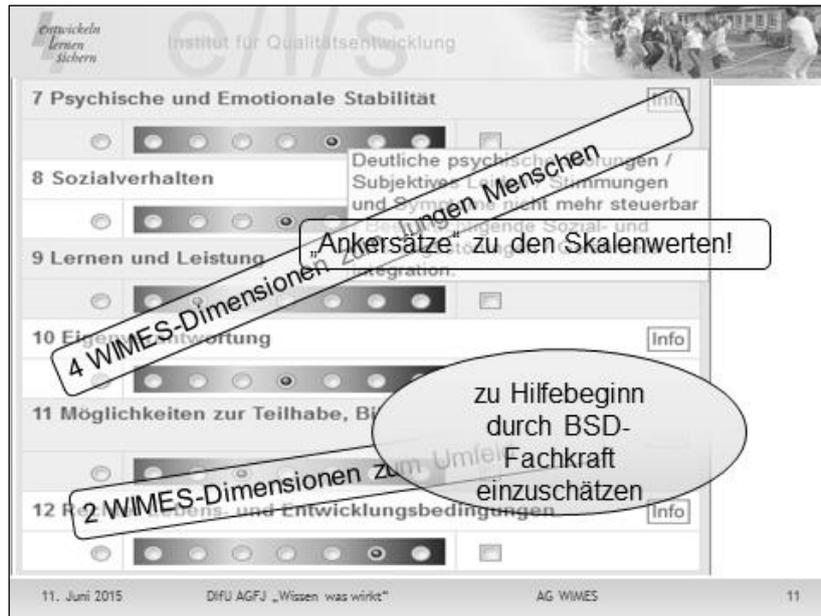


Abbildung 2b

© e//s Institut für Qualitätsentwicklung

Für die ABiE-Studie hatten wir neun Dimensionen festgelegt, aber im Jahr 2012 stellten wir vor allem auf Wunsch von SPFH-Fachkolleg/innen auf 12 Dimensionen um und differenzierten die Dimension „Materielle Versorgung und Sicherheit“.

Hilfe begründende Zieldimensionen werden durch eine Checkbox fokussiert. Bei „WIMES plus“ öffnet sich nach der Checkbox-Aktivierung ein Textfeld „Ziele zu den Dimensionen“, die man noch entsprechend eingeben und in den nächsten Verlaufsschritten bewerten kann, wie die Ziele erreicht wurden. Dies ist als zentrales Instrument in der Hilfestuerung zu verwenden. Der Bedarf und die Ziele bilden den Kern. Der Rest ist ebenfalls wichtig für die Herleitung, Begründung und für die Dokumentation der Hilfe sowie die vorhergehende Beratung, aber im Kern stehen der Bedarf und die mit dem Bedarf in den einzelnen Dimensionen korrelierenden Ziele. Fährt man mit der Maus über die Dimensionen und die Werte, wird der jeweilige Ankersatz aufgeblendet.

Dies ist schon das gesamte Instrument für die Evaluation der Hilfen zur Erziehung. Dies haben wir mit gesonderten Dimensionen für die MuKi-Hilfen und für KCD-Fälle (Krisenintervention, Clearing, Diagnostik, kurzfristige Inobhutnahmen) angepasst. Bei den KCD-Fällen geht es eher um Schutz und daher wurden den 12 Standarddimensionen noch sechs zusätzliche schutzbezogene Dimensionen hinzugefügt.

Die Einschätzung ist im Kooperationsverbund zu Beginn durch die ASD-Fachkraft vorzunehmen. Der Erfassungsstandard sieht folgendermaßen aus (**Abbildung 3**):

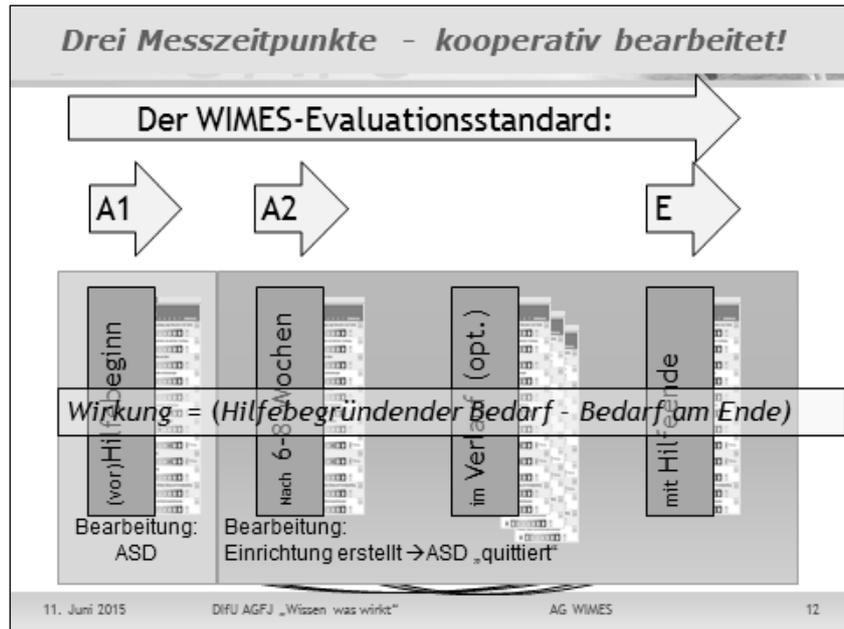


Abbildung 3

© e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung

Die Messzeitpunkte sind zu Beginn der Hilfe, sechs bis acht Wochen nach Beginn der Hilfe, optional so häufig, wie es sinnvoll erscheint, und am Ende der Hilfe. Standardmäßig werden die drei Messpunkte „Beginn“, „sechs bis acht Wochen nach Beginn“ (nach Abschluss der diagnostischen Phase) und „Ende der Hilfe“ ausgewertet, weil die Anzahl sonst durch die unterschiedlichen Zuschnitte und Dauern der Hilfen zu sehr variiert. Die Wirkung wird dabei aus dem Hilfe begründenden Bedarf am Anfang minus dem Bedarf am Ende errechnet. Im Kooperationsverbund führt das zu Fall-Beginn der ASD durch. Wenn die Einrichtung allein arbeitet, nimmt die Einrichtung auch die Bewertung bei Hilfebeginn vor. Die anderen Bewertungen werden (im Verbund) kooperativ erarbeitet. Die Einrichtung erstellt die Einwertung und der ASD „quittiert“. Ist der ASD anderer Auffassung, muss man miteinander die Unterschiede abgleichen.

ASD und Einrichtung arbeiten mit einem Datensatz im System, das für beide Seiten sichtbar ist. In einer guten Kooperation werden die Einwertungen dialogisch nach SGB VIII erarbeitet, außer der diagnostischen, die maßgeblich durch die Einrichtung erfolgt. Das heißt, wenn WIMES angewendet wird, wird im Hilfeplangespräch die WIMES-Logik ebenfalls zugrunde gelegt.

Abbildung 4 zeigt die technische Struktur, die hinter dem WIMES-Programm liegt:

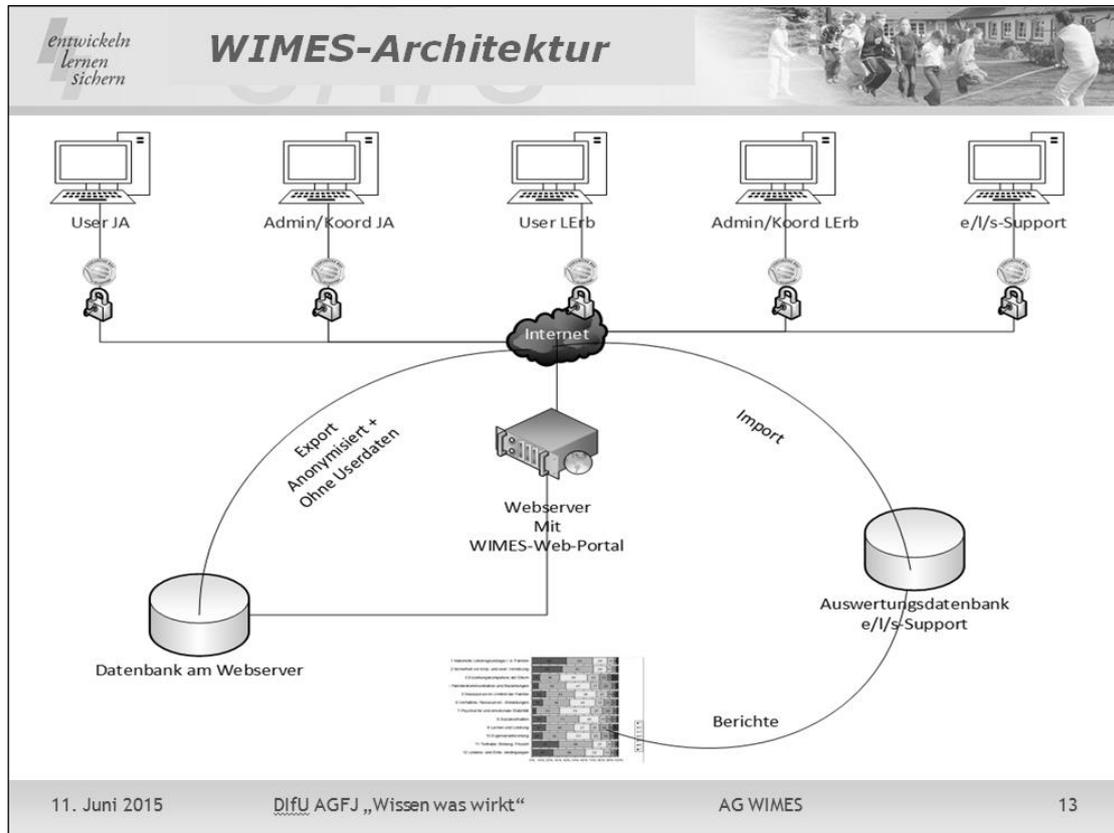


Abbildung 4

© e//s Institut für Qualitätsentwicklung

Die User und Administratoren im Jugendamt und beim Leistungserbringer gehen über datengeschützte Plug-Ins und die Web-Anwendung mit ihren Daten ins Internet, die bei uns im Webserver verschlüsselt ankommen und in der Datenbank am Webserver gespeichert werden. Wir exportieren auch über unsere Internetanwendung die Daten in unsere Auswertungsdatenbank und generieren daraus die Berichte. Der Export erfolgt anonymisiert, Mitarbeiterdaten und Namen der Klienten werden abgeschnitten. Die Namen der Klienten landen ohnehin nur verschlüsselt in der Datenbank und werden lediglich auf der Anwenderebene angezeigt. Dieses Verfahren ist sowohl beim Unabhängigen Landeszentrum für Datenschutz (ULD) als auch vom Fraunhofer-Institut in Berlin datenschutztechnisch zertifiziert bzw. positiv begutachtet worden.

Auswertung des Bedarfsverlaufs im Einzelfall

Die Auswertung aller 12 Standarddimensionen im Einzelfall ist in **Abbildung 5** aufgeführt:

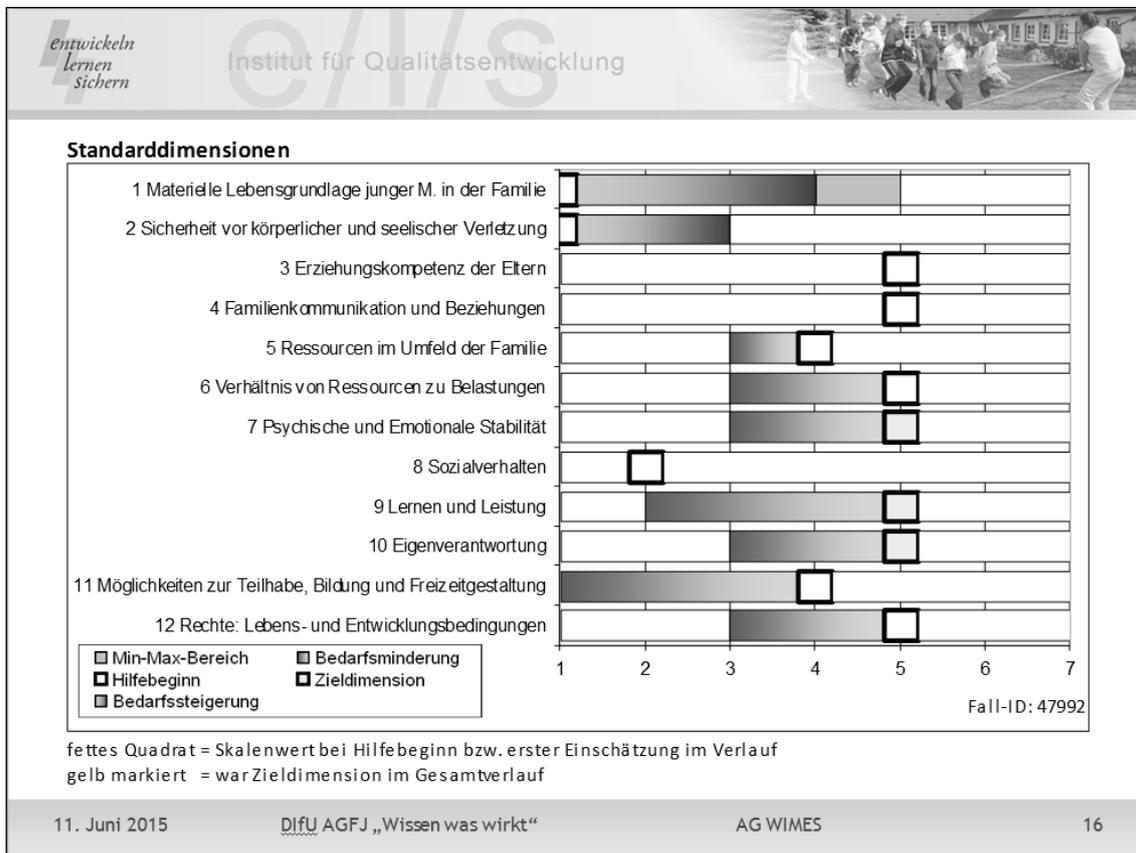


Abbildung 5

© e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung

Der quadratische Block ist als Einwertung am Hilfebeginn zu sehen. Der Bedarf bei der Dimension 7 liegt beim Skalenwert 5. Am Ende ist eine Verbesserung auf den Skalenwert 3 zu verzeichnen. Außerdem gibt es einen Mini-Max-Bereich in der Dimension 1, das heißt, zu Beginn der Hilfe war es überhaupt kein Problem, zwischendurch wuchs es stark an und inzwischen liegt der Wert auf 4. Insgesamt bedeutet das eine Verschlechterung für die Dimension. Durch dieses Blockdiagramm kann man sehr schnell die Entwicklung des Falles erkennen. Dazu benötigt man zunächst nur zwei Verlaufsschritte. Dieses Blockdiagramm ist zunächst auch nur für den Vergleich von zwei Verlaufsschritten – den ersten und den letzten – gedacht.

Eine zweite Möglichkeit bietet die Radar Chart (**Abbildung 6**). Sie bildet die gleichen Dinge ab, lässt aber eine beliebige Auswahl zu, ob man drei oder vier Sternlinien abbilden will. Ich empfehle zunächst meistens zwei, da drei meist etwas zu komplex sind.

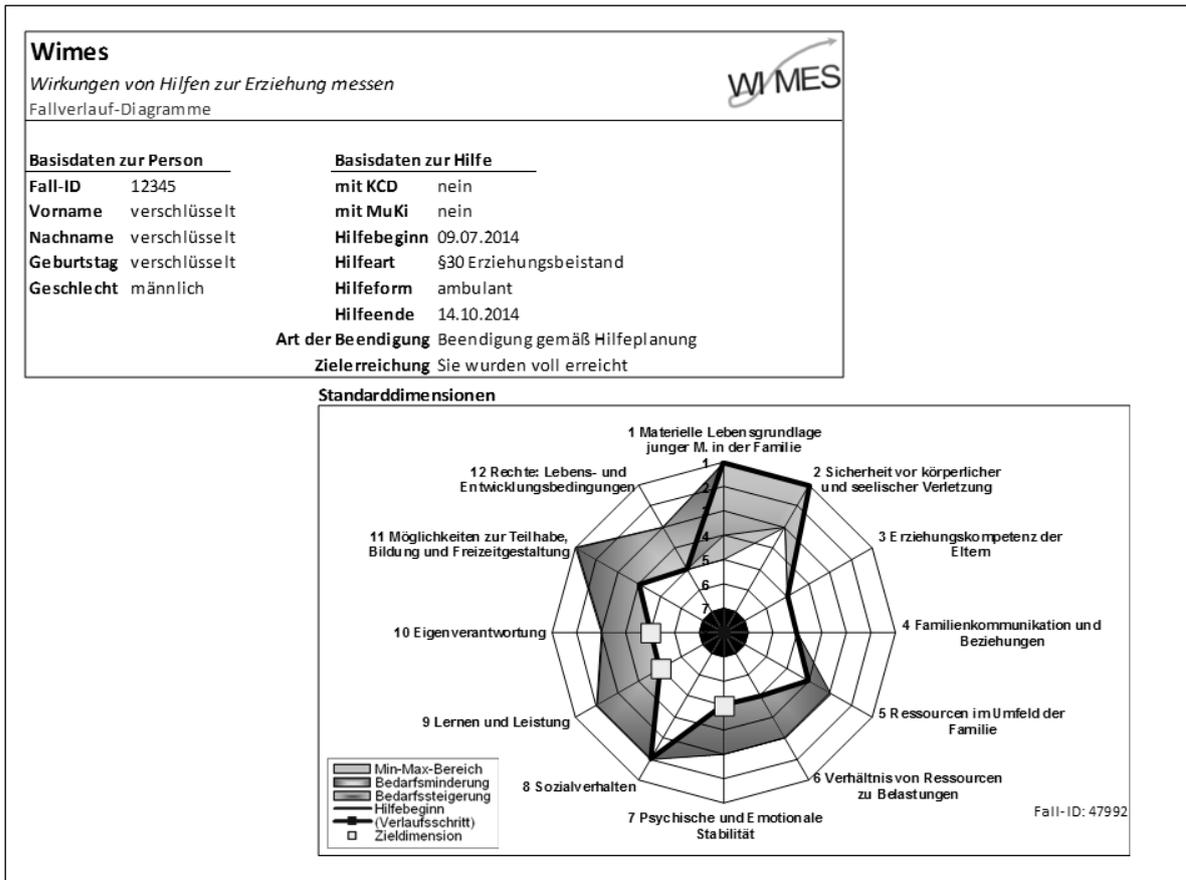


Abbildung 6

© e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung

Hier haben Sie auch nach kurzer Dauer gleich die Möglichkeit, die Entwicklung im Einzelfall abzubilden. Das ist eine wichtige Erweiterung. Wir bieten auch eine Einzelfallauswertung nach einem Liniendiagramm, bei dem Sie alle Verlaufsschritte einigermaßen übersichtlich dargestellt bekommen können.

Aggregierte Auswertung - Zielerreichung

Am Ende der Hilfe haben wir einige Zusatzdaten, die zu den Dimensionen abgefragt werden, beispielsweise, ob die Ziele insgesamt erreicht worden sind. Nach dem Katalog, der in der Auswertung abgebildet ist, wird die Auswertung aggregiert. Es wird in der Regel absolut und prozentual angezeigt, zu welchen Anteilen die Ziele erreicht worden sind.

In der ersten Auswertung sammeln wir die Daten aggregiert ein (**Abbildung 7**).

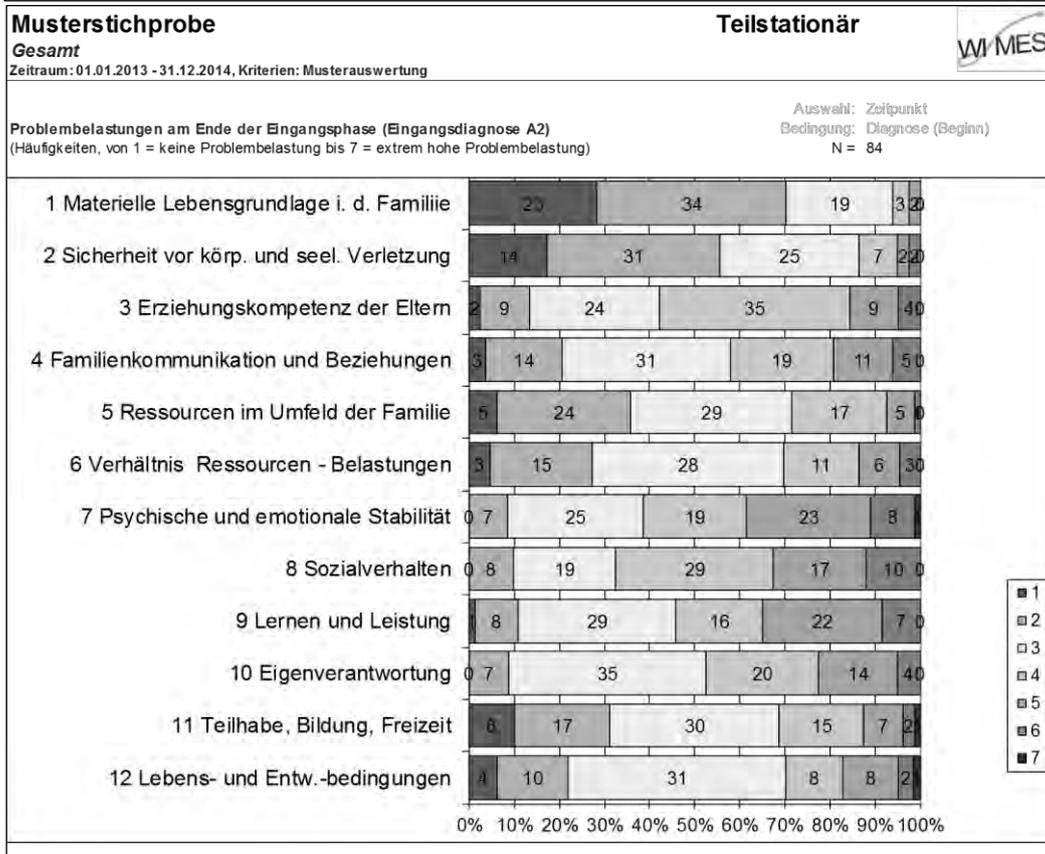
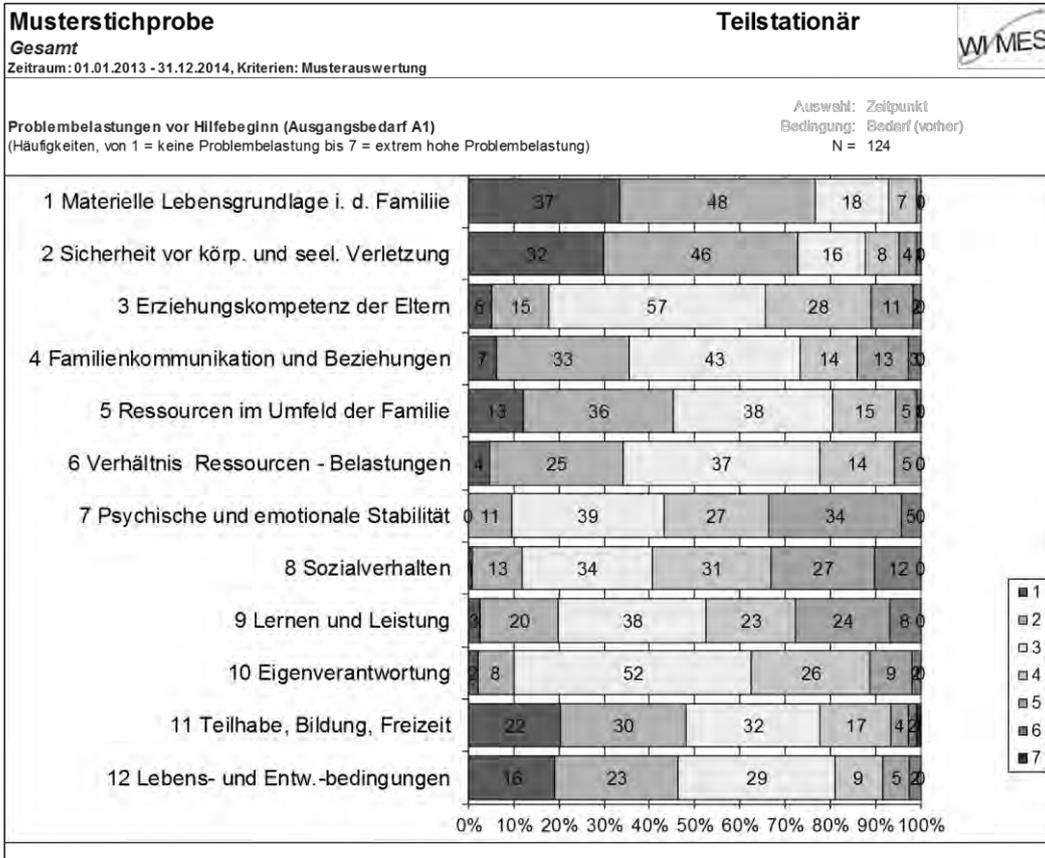


Abbildung 7a

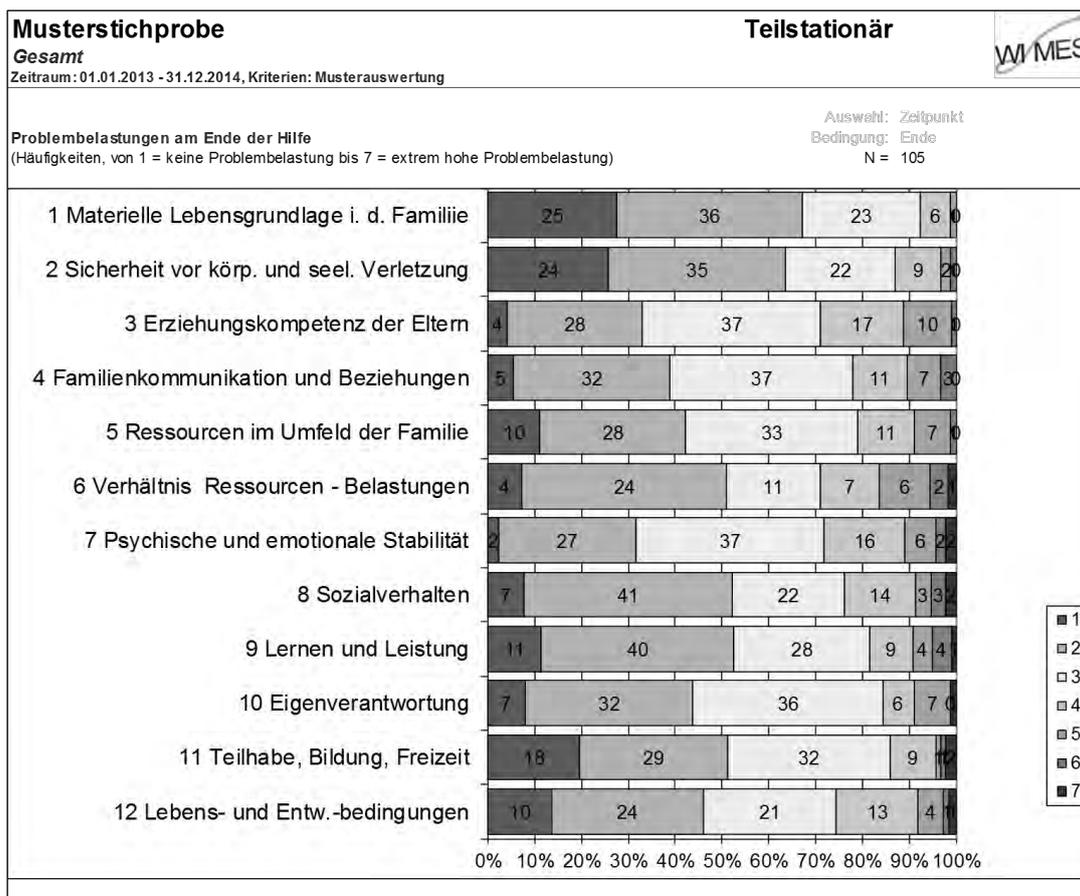


Abbildung 7b

© e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung

Das ist im Prinzip die gleiche einfache Logik: zunächst der Beginn (A1), der nächste Schritt ist die Bewertung nach sechs bis acht Wochen (A2) und der darauf folgende Schritt ist das Ende der Hilfe. Hier sind reale Daten von teilstationären Hilfen dargestellt. Sowohl für das Team als auch für den Jugendhilfeausschuss muss Empirie nachvollziehbar sein. Der Bedarf steigt nach sechs Wochen im Vergleich zum Beginn der teilstationären Hilfe, weil die Problemlagen bei teilstationären Hilfen erst in den Einrichtungen erst richtig zutage treten. Gegen Hilfeende ist ein deutlicher Versatz der hohen Bedarfe nach rechts, also eine Bedarfsminderung zu erkennen.

Diese Auswertung kann nach Dimensionen differenziert werden, um zu analysieren, in welchen Dimensionen der höchste Bedarf zu Beginn auftritt und wie groß der Unterschied am Hilfeende ist, d. h., welche Verbesserung in welchen Dimensionen zu erkennen ist.

Beispielsweise haben wir in der Dimension „Lernen und Leistungen“ dreimal von 124 Fällen bei der Bedarfseinwertung einen sehr geringen Bedarf (grüner Bereich). 20 Mal tritt der Skalenwert 2 auf, 38 Mal Skalenwert 3, der in der Jugendhilfe bereits einen deutlichen erzieherischen Bedarf ausweist, 23 Mal Wert 4, 24 Mal Wert 5, acht Mal Skalenwert 6 und kein Fall mit dem Skalenwert 7. Diese Werte können mit dem Bedarfsprofil am Ende der teilstationären Hilfen verglichen werden. Dies kann man wiederum mit anderen teilstationären Hilfearten oder auch den stationären oder ambulanten Hilfen ver-

gleichen. Aber auch Zeitreihen oder Benchmarks bilden ab, wie der Bedarf in der eigenen Einrichtung oder Organisation im Hinblick auf vergleichbare Ämter und Einrichtungen sich entwickelt.

Diese Übersichten bringen wir schließlich in eine Folie und nutzen das Effektmaß Cohens d (**Abbildung 8**).

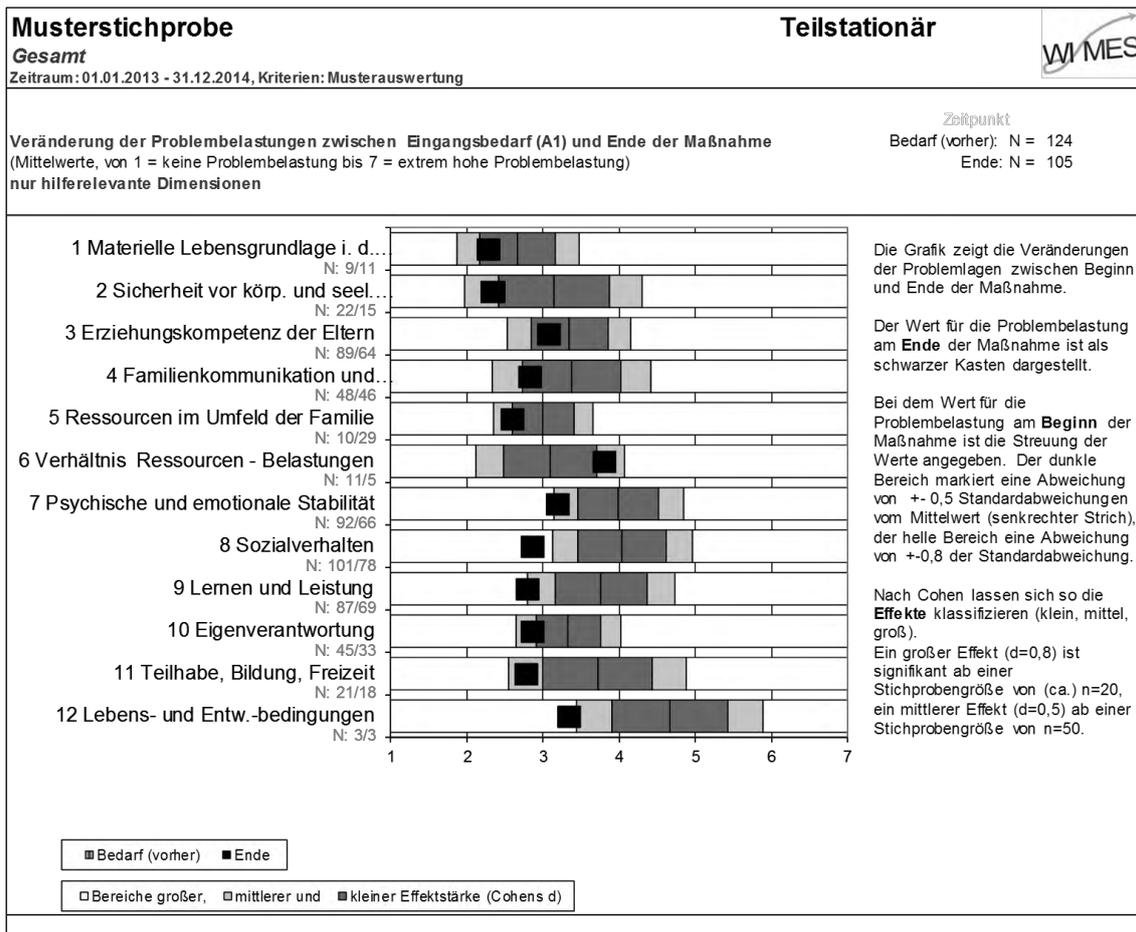


Abbildung 8

© e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung

Bei sogenannten Soft Skills betrachtet man den Punktwert am Anfang, und zwar über alle Fälle, zum Beispiel zum Sozialverhalten. Wir errechnen einen Mittelwert über alle Fälle. Für die Beginneinwertung verfügen wir über 101 Einwertungen zum Sozialverhalten. Das ist eine valide Datenbasis und als Stichprobengröße durchaus ausreichend. Zu beachten ist aber, wie die eingewerteten Bedarfe aller 101 Fälle von diesem Mittelwert zu Beginn streuen. Dazu nehmen wir 0,5 Punkt Standardabweichung oder 0,8 Punkt Standardabweichung. 0,5 bedeutet: 50 Prozent der Fälle verteilen sich in ihrer Einwertung auf den dunkelgrauen Bereich und bilden zusammen mit den anderen Werten diesen mittleren Wert. 80 Prozent der Fälle verteilen sich auf den hellgrau eingegrenzten Bereich (Standardabweichung 0,8).

Am Ende der Hilfen haben wir das schwarz und quadratisch markierte Ergebnis. Das heißt, im Sozialverhalten können wir nach Cohen eine große Effektstärke bei den teilsta-

tionären Hilfen nachweisen. Das entspricht übrigens auch übergreifend der Wirklichkeit. Die teilstationären Hilfen bringen im gesamten WIMES tatsächlich eine hohe Effektstärke, und das bereits seit Jahren. Ich verstehe nicht, warum die teilstationären Hilfen so unter Kritik stehen.

Das ist der Kern von WIMES: Die Basis bildet die Bedarfsmessung zu drei Zeitpunkten, die wir übereinanderlegen und den Anfang mit dem Ende mit Cohens d und Effektstärken vergleichen. Außerdem erfolgt eine Clusterung, die eine Korrelation mit der Gesamtzieelerreichung ermöglicht. Es geht dabei nicht mehr nur um die einzelnen Dimensionen, sondern um eine Übersicht darüber, ob die eingeschätzten Verbesserungen in den Dimensionen mit den Gesamtschätzungen kovariieren. Insofern findet eine Plausibilitätsprüfung statt: Wie verhalten sich die Wirkungsergebnisse zu den Gesamtschätzungen des Hilfeverlaufes (**Abbildung 9**)?

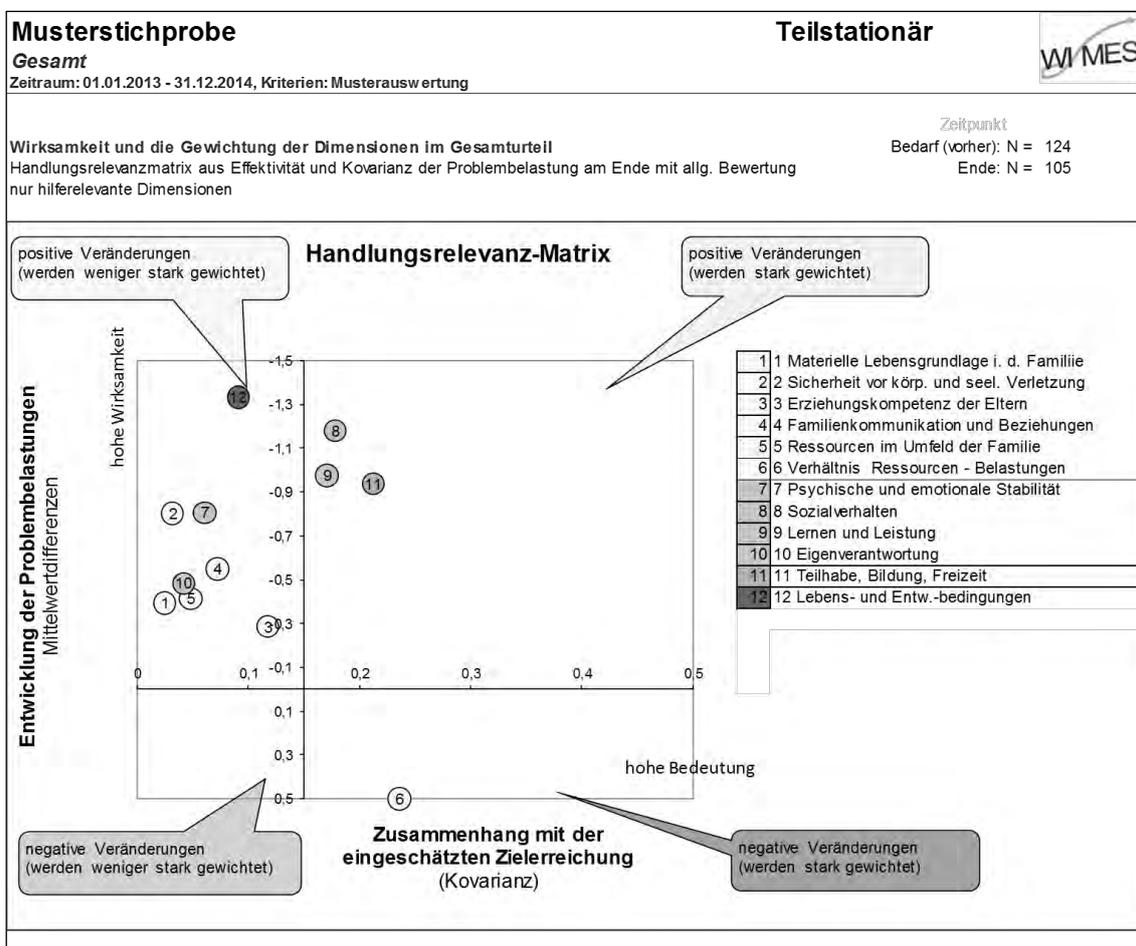


Abbildung 9

© e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung

Zielbereich wäre jeweils der obere rechte Quadrant. Erfolg ist, wenn hier auf der Skala nach oben der Bedarf abgetragen wird. Wie auf der Grafik zu sehen, schätzen die Mitarbeiter dieser Stichprobe trotz der Erfolge nur in einigen wenigen Dimensionen ihre Arbeit bzw. das Gesamtprodukt als besonders gelungen ein.

In Bezug auf die Jugendhilfepopulation werden die Ressourcen gewichtet abgebildet (Abbildung 10).

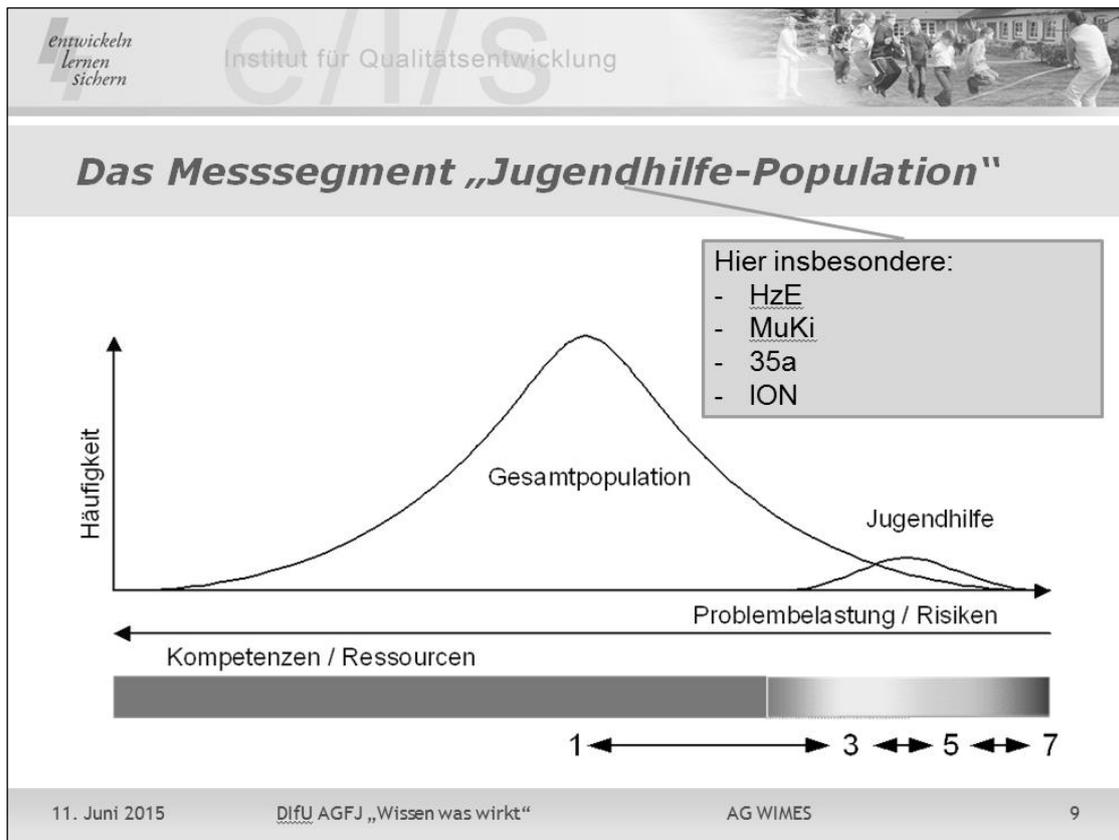


Abbildung 10

© e/l/s Institut für Qualitätsentwicklung

Die WIMES-Skala geht in ihrer fachlichen Logik davon aus, dass wir auf der einen Seite Kompetenzen und Ressourcen (links – grün) haben und auf der anderen Seite Problembelastungen und Risiken (rechts – rot). „Grün“ bedeutet unter den Aspekten der Jugendhilfe, dass es keinen erzieherischen Bedarf gibt. Das ist bei uns häufig gleichbedeutend mit vorhandenen Ressourcen. Diese Farbeinteilung findet sich auch in den Ankersätzen für die einzelnen Dimensionen. Dort heißt es dann zum Beispiel, dass die Erziehungskompetenz der Eltern eine Ressource darstellt. Auch die Dimensionen, die nicht hilferelevant sind, weil hier kein Handlungsbedarf besteht, werden ggf. im Sinne nicht intendierter Wirkungen manches Mal durch die HzE gestärkt.

Fragstellungen aus der Anwendungspraxis:

- Ist kooperative Generierung von Wirkungsdaten gewollt? Praktikabel?
- Einbindung in die Prozesse?
- Wie wird bislang „in-between“ kommuniziert?
- Für welche Entscheidungen werden die Ergebnisse benötigt/verwendet?
- Gibt es einen Nutzen für die jungen Menschen, die Personensorgeberechtigten, die Fachkräfte?

DISKUSSION

Die „Life-Aufzeichnungen“ waren auf den Input-Vortrag der AG am ersten Tag beschränkt. Daher erfolgt hier ein Gedächtnisprotokoll der Diskussionsbeiträge aus beiden Arbeitsgruppen an beiden Tagen – gruppiert nach spezifischen Fragestellungen:

1. Warum überhaupt Wirkungsevaluation?

Der § 79a SGB VIII gibt den öffentlichen Trägern der Jugendhilfe vor, dass sie einheitliche Grundsätze und Maßstäbe zur Bewertung der Jugendhilfeleistungen entwickeln, prüfen und fortschreiben. Diese Maßstäbe sollten auf der Basis von § 78 SGB VIII partnerschaftlich beschlossen und angewandt werden. Berufsethische und Argumente aus dem Qualitätsmanagement kommen hinzu: Es sollte die Profession/das Feld interessieren, welche Wirkungen durch die eingesetzten Methoden, Maßnahmen und Hilfen im Sinne der Ergebnisqualität erzielt werden. Dabei gibt es vielerorts schon eigenständige Instrumente, die aber sehr variant und wenig aufeinander abgestimmt sind. Ein übergreifend einheitliches und standardisiertes Verfahren schafft Vergleichbarkeit, z. B. anhand von Zeitreihen, Organisationseinheiten oder auch zwischen teilnehmenden Einrichtungen und Jugendämtern.

2. Heterogene Wirkungsevaluations-Landschaften

Zunächst wurde von den Teilnehmenden eingebracht und dargestellt, dass es schon jetzt häufig spezifisch einrichtungsbezogene Evaluationssysteme, mehr oder minder elaboriert und differenziert, mit unterschiedlicher Datengüte gebe. Man habe aber auch festgestellt, dass eine interne spezifische Evaluation z. B. den Nachteil habe, dass die Ergebnisse nur intern vergleichbar sind. Wenn solche „individuellen“ Evaluationssysteme mit dem Leistungsträger besprochen werden, gehe es häufig um fehlende Aspekte der Vergleichbarkeit oder Projektion auf das gesamte regionale „Feld“ der Jugendhilfe bzw. der HzE. Auch wird als fraglich erlebt, ob die HzE-Partner Jugendamt und Leistungserbringer tatsächlich an einer nachhaltigen Orientierung an der Ergebnisqualität interessiert sind bzw. „sich hier über den Weg trauen“. Auswertungen wird gegenseitig mit Misstrauen und teilweise mit Zweifeln an der Validität und Reliabilität begegnet und aus den jeweiligen Blickwinkeln die Fokussierung „opportuner“ Aspekte unterstellt. Die Evaluation von pädagogischen Maßnahmen kann immer nur näherungsweise die faktischen Ergebnisse abbilden, arbeitet mit Wahrscheinlichkeiten und ist daher immer angreifbar, wenn eindeutige, genaue und zweifelsfreie Ergebnisse erwartet werden. Die Hinzunahme eines unabhängigen externen Partners bei gleichzeitiger Projektion der Ergebnisse auf übergreifende Vergleichsgruppen bietet hier zumindest ein wenig Abhilfe.

3. Wie wurden die Dimensionen zusammengestellt?

Bei der Entwicklung von WIMES (seit 2006) wurden in einem Pretest aus der Kinderrechtskonvention abgeleitete Wirkungs- und/oder Zieldimensionen von 50 Fachleuten der freien und öffentlichen Jugendhilfe als wesentlich und, gemessen an den üblichen Hilfeplanziele, als zu 80 bis 90 Prozent vollständig eingeschätzt. Die damals 18 Dimensionen wurden in mehreren Revisionsrunden und unterstützt durch Cluster- bzw. Regressionsanalysen auf die heutigen 12 Dimensionen kalibriert.

4. Werden die Ankersätze fachlich akzeptiert?

Natürlich kann das vielfältige Feld der Bedarfe in HzE nicht auf ein paar DIN-A4-Seiten abgebildet werden. Die Sätze verstehen sich als Annäherung und Bezugsrahmen für eine dimensionale Bedarfsmessung. Es gibt Kritik z. B. an fehlender altersgerechter Kalibrierung. Auch bilden die Ankersätze in Verbindung mit den Bewertungsskalen nicht ab, wenn es um aufwändige Interventionen zum Stuserhalt im Sinne von „Schlimmeres verhindern“ geht. Dieses Manko haben wir durch die Hinzunahme einer Dimension (Nr. 6), die das Verhältnis von Ressourcen und Belastungen abbilden soll, in einfacher und verständlicher Weise versucht. Es könnten theoretisch noch viele weitere Aspekte hinzugefügt werden (bspw., ob die Bewertung von Klienten-Beteiligung oder PSB-Beteiligung erstellt wurde, ob Stabilisierung oder Bedarfsminderung das Ziel ist, ob ein oder mehrere Fachkräfte an der Erstellung mitgewirkt haben etc.). Das würde aber erheblich mehr Komplexität in der Bearbeitung bedeuten – daher beschränken wir uns auf Annäherungen. In Schulungen arbeiten wir mit Fallvignetten aus dem Teilnehmer/innenkreis und lassen diese in herausstehenden Dimensionen bewerten. Regelmäßig erhalten wir eine Streuung auf max. drei bis vier Skalenpunkte mit deutlicher Gauss' scher Normalverteilung auf ein bis zwei Dimensionen. Unseres Erachtens ist das ein Anhalt für eine fachlich akzeptierte Kalibrierung.

5. Wertschätzung und Befürchtungen zu standardisierter Evaluation

In der AG wurde deutlich, dass einerseits ein übergreifendes, intuitiv nachvollziehbares Instrument zur kooperativ nachverfolgten Bedarfsentwicklung Sinn macht. Gleichzeitig wurde auch mehrfach der Wunsch nach individuellen Anpassungen für die Organisation oder auch für den Einzelfall geäußert. Die Schwierigkeit oder wünschenswerte Quadratur des Kreises liegt hier in der Polarität von Vergleichbarkeit und Würdigung des Einzelfalles. Ohne ein Mindestmaß an Standardisierung wird es keine Vergleichbarkeit geben und mit einem Übermaß an Standardisierung werden die Fachkräfte (gefühl) dem Einzelfall nicht gerecht. Dieser Polarität kann in WIMES mit der Konfiguration etwa einer freitextlichen Zieldefinition in den hilferelevanten Dimensionen begegnet werden. So werden die Bedarfe z. B. in der Dimension *Sozialverhalten* standardisiert gemessen und dazu zugeordnet die Ziele (z. B. *zum Abbau aggressiven Verhaltens*) individualisiert definiert und wiederum die Zielerreichung auf einer vereinbarten Skala gemessen. Anwesende Vertreter/innen von Dachverbänden und Fach-Organisationen machten aber auch auf den (Anwendungs-)Mangel an übergreifenden Erfassungssystemen aufmerksam.

6. Professionelles Evaluationsinteresse vs. Alltagswirklichkeit im Personalkarussell

Kontrovers wurde über die Frage debattiert, wie denn das berechnete Professionsinteresse an validen Evaluationsdaten im Feld der Fachkräfte und Berufskolleg/innen verankert ist bzw. sein sollte. Berichte über erhebliche Personalfuktuation und damit verbunden ständigen grundlegenden und evaluationsbezogenen Qualifizierungsbedarf schilderten die „gefühlte“ Alltagsrealität: Nur bei einem Mindestmaß an Personalkontinuität kann qualitative Sozialpädagogik und darin qualitative Evaluation zur Bildung einer Evidenzbasis beitragen. Umso sinnvoller wäre doch ein übergreifender, für viele geltender Evaluationsstandard, der nicht zu komplex auch bei Wechsel in eine andere HzE-Organisation Bestand hat, meinten einige Vertreter der Verbände und Kommunen. Das dürfe aber nicht

zu Dokumentationsanforderungen analog zum Bereich ambulanter (Gesundheits-)Pflege führen, wurde entgegen gehalten.

7. Hoffnungen und Befürchtungen zu den Ergebnissen und ihrer Verwendung

Idealtypisch ist den meisten Teilnehmenden klar, dass Wirkungsergebnisse immer einer sach- und fachgerechten Interpretation bedürfen. Schlechte Wirkungsergebnisse sind nicht zwangsläufig etwa auf schlechtes pädagogisches Handeln zurückzuführen. Eine vertrackte, hochbelastete Ausgangssituation kann dafür ebenso verantwortlich sein wie strukturelle Mängel in der Region oder Organisation. Gleichwohl bieten Wirkungsergebnisse eine Grundlage (unter anderen) für Qualitätsdialoge, intern wie extern. Besonderheiten und Ausreißer können Anlass und Hinweis für notwendige methodische oder konzeptionelle Änderungen sein. Hier wünschten sich einige operativ tätige Teilnehmer/innen ein Mindestmaß an Transparenz bei der Diskussion und Verwendung möglicher Ergebnisse. Interessant ist, dass der Leitungsebene hier häufig ein angemessener Umgang mit schwierigen Ergebnissen nur bedingt zugetraut wird („Leitung traut mehr den Zahlen als den fachlichen Rückmeldungen und Erläuterungen dazu.“). Hinsichtlich einer entspannten und souveränen Verarbeitung wirkungsorientierter Evidenzen scheint das Feld also noch „in Progress“ zu sein.

8. Welche Erfahrungen gibt es bei der Zusammenarbeit zwischen Leistungsträgern (Jugendämtern) und Leistungserbringern?

Auf der Basis von § 4 SGB VIII ist WIMES partnerschaftlich konzipiert. Idealtypisch sollten möglichst viele der Bedarfsmessungen kooperativ, quasi im Vier-Augen-Prinzip, abgestimmt und erstellt werden. Die ohnehin notwendige und zwingende Kommunikation zwischen Leistungsträgern und Leistungserbringern kann und soll dabei auch zum Austausch über den Bedarf auf den WIMES-Dimensionen genutzt werden. In der Praxis erweist sich dies häufig als unproblematisch, wenn alle Beteiligten in die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit einwilligen. Wir müssen aber auch eingestehen, dass es unterschiedliche Kritikpunkte in und zu dieser Kooperation gibt:

- Die WIMES-Fälle werden durch die Fallverantwortlichen im Jugendamt teilweise nicht zeitgerecht den Fachkräften beim Leistungserbringer zugewiesen.
- Die WIMES-Fälle werden durch die Fachkräfte beim Leistungserbringer nicht fristgerecht bearbeitet.
- Es gibt gegenseitige Opportunitäts-Unterstellungen: Leistungsträger schätzten den Bedarf vorzugsweise zu gering ein: z. B., um den Fall als nicht zu gravierend auszuweisen. Leistungserbringer schätzten dagegen angeblich zu hoch ein, damit die erzielte Wirkung jeweils am Ende umfangreicher scheint. Wir können diese Opportunitäten auf der Basis der 60.000 Fälle nicht bestätigen: z. B. ist das Bedarfsprofil der stationären Hilfen recht ähnlich, unabhängig davon, ob die Einrichtungen WIMES allein oder im Kooperationsverbund anwenden.
- Zur nachhaltigen Bearbeitung von WIMES empfiehlt es sich, dass die Bedarfsmessungen im Rahmen der Hilfeplanung obligatorisch besprochen werden. So wird die Bearbeitung zur Selbstverständlichkeit und eben auch zu einem Baustein im Hilfe-

plangespräch. Die Frage, wo wir hinsichtlich der Hilfeplanung und damit der Bedarfsentwicklung stehen, kann über WIMES Ausgangspunkt für die dialogische Revision der Hilfeentwicklung sein. In den Verbänden und Organisationen, wo es einen inhaltlich motivierten Protagonisten der WIMES-Methode gibt, wird i. d. R. auch eine valide Datenqualität erzielt.

- Andererseits soll nicht verborgen bleiben, dass eine „top-down-Implementierung“ von WIMES durch nicht beteiligte und insofern unwillige Fachkräfte zumindest Schwierigkeiten bei der korrekten und fristgerechten Bearbeitung erwarten lässt. Entsprechend gibt es in diesen (seltenen) Fällen auch mindere Datengüte.

9. Gibt es Schnittstellen zu Fachverfahren?

Das e/l/s-Institut hat bei einigen Herstellern von Fachverfahren angefragt, ob Interesse an einer Schnittstelle zu einem dialogisch und kooperativ einsetzbaren Evaluationsverfahren besteht. Technisch sind WIMES-seitig die Optionen dazu vorgesehen. Leider gab es hierzu bislang keine konkrete Interessensbekundung – z. T. auch nicht bei „kundenunterstützten Anfragen“. Weiterhin sind wir aber auch gern bereit, mit Herstellern von Fachverfahren über Möglichkeiten zur Abbildung der WIMES-Logik innerhalb des Fachverfahrens zu korrespondieren. Dabei müsste aber die Kern-Logik in der Anwendung detailliert umsetzbar sein. Entsprechend generierte Exporte können in die WIMES-Auswertungslogik eingespeist werden.

10. Können eigene Dimensionen definiert werden?

Ja, bis zu drei Dimensionen können ergänzend hinterlegt werden. Auf inhaltliche Überschneidungen mit den Standard-Dimensionen ist dabei natürlich zu achten.

11. Ist der Datenschutz sichergestellt?

Ja, WIMES ist in der aktuellen Variante zertifiziert durch das Datenschutz-Gütesiegel des ULD. Aktuelle Erweiterungen erfordern eine Re-Zertifizierung. Diese soll im August 2015 für weitere zwei Jahre erfolgen. Technisch arbeitet das WIMES-Web-Portal mit einer Verschlüsselungstechnik (Browser-Plug-in), die personenbezogene Daten für User beim Leistungsträger und Leistungserbringer im Klarnamen, an der Web-Datenbank des e/l/s-Institutes aber verschlüsselt anzeigt.

12. Können Einrichtungen auch eigenständig WIMES nutzen?

Ja, Jugendämter und Einrichtungen können WIMES auch „stand alone“ nutzen. Dann wären natürlich die Mindestbefragungen ausschließlich durch das Jugendamt bzw. die Einrichtung zu erfassen.

Kontakt:

Heino Möller
e/l/s-Institut GmbH
Produktentwicklung & Vertrieb
Dipl.-Sozialpädagoge, EFQM-Assessor
heino.moeller@els-institut.de
www.els-institut.de

Arbeitsgruppe „Eine etwas andere Erforschung unserer Wirkung ... Wie weder Zahlen noch Fakten, sondern wirkungsorientiertes Befragen zu einem Praxiskonzept führten“

HARALD KUHRT

Leiter der Hilfen zur Erziehung Mitte/Nord, Evangelische Gesellschaft e. V., Stuttgart

MARKUS TRELLE

Fachdienstleiter Erziehung und Beratung, Caritasverband Stuttgart e. V.

1. Rahmenbedingungen in Stuttgart

Der öffentliche Träger in Stuttgart hat in einer Projektphase von 1998 bis 2005 seine Erziehungshilfen umgebaut bzw. regionalisiert. Stuttgart wurde dabei in zehn Bereiche unterteilt. In jedem dieser Bereiche ist ein Beratungszentrum des Jugendamtes zuständig für die Arbeit des Allgemeinen Sozialdienstes. Jedem dieser Bereiche wurde ein Erziehungshilfeträger zugeordnet. Dies sind: der städtische Träger, die Evangelische Gesellschaft (eva), Stiftung Jugendhilfe aktiv, St. Josef und der Caritasverband Stuttgart. Die Erziehungshilfeträger waren fachlich und konzeptionell in den Umbau involviert und die Bereiche wurden unter Einbezug der Träger verteilt.

Der Umbau der Hilfen zur Erziehung basiert auf folgenden Säulen:

- Veränderte Hilfeplanung (in Stadtteilteams, Kontraktgespräch (Hilfeplanung), Entwicklung von sogenannten „Maßanzügen“),
- Fallunspezifische Arbeit,
- Fachcontrolling,
- Bereichsverantwortung,
- Gemeinsame Trainings

und hatte gemeinsame Qualitätsziele, die in einer Rahmenvereinbarung mit allen beteiligten Trägern und dem Jugendamt festgehalten sind.

Ausgangslage vor dem Projekt „14plus“

Das Projekt „14plus“ hat sich die Aufgabe gestellt, ein niederschwelliges Angebot für schwer erreichbare Jugendliche zu entwickeln.

Stadtweit standen und stehen wir immer wieder vor der Herausforderung, wie wir unseren sogenannten „Systemsprengern“ besser gerecht werden. Was tun wir mit dieser Zielgruppe, für die wir die Verantwortung tragen? Was können wir ihnen zukünftig anbieten? Wie sehen konstruktive, von jungen Menschen angenommene und gleichzeitig absichernde Hilfesettings aus?

Die Diskussionen hierzu über sinnvolle Hilfskonzepte oder sogenannte Maßanzüge spannten sich in den Fallbesprechungen in unseren Stadtteilteams von einerseits einer geschlossenen Unterbringung der jungen Menschen bis hin zur Einstellung der Hilfe –

aus Ratlosigkeit und weil die bisherigen Unterstützungen als wenig hilfreich empfunden wurden.

Die Entscheidung für eine geschlossene Unterbringung ist in diesem Zusammenhang kaum Erfolg versprechend, denn unsere Erfahrungen aus der Stuttgarter Praxis und eine Evaluation der Jugendhilfeplanung zeigten, dass geschlossene Unterbringungen sehr häufig nicht zu den gewünschten und nachhaltigen Verbesserungen führen. Zugleich gab es auch Situationen, in denen die Aufnahme dieser „Grenzgänger“ von solchen Einrichtungen abgelehnt wurde, wahrscheinlich weil sie als „zu schwierig“ und deshalb eine stationäre Hilfe zu wenig Erfolg versprechend eingeschätzt wurden.

Auf der anderen Seite ist auch die einfache Einstellung der Erziehungshilfen keine Lösung. Schließlich haben wir den gesetzlichen Auftrag und die öffentliche Erwartung zu erfüllen, dass Minderjährige in Notlagen geschützt werden müssen. Wir müssen ihnen Existenz sichernde und pädagogisch sinnvolle Konzepte bieten, mit denen diese jungen Menschen mittelfristig auch für eine weitere Förderung erreicht werden.

Deshalb haben die Evangelische Gesellschaft und der Caritasverband Stuttgart gemeinsam einen Projektantrag gestellt, um sich dieses Themas konzeptionell anzunehmen. Im Rahmen dieser Konzeptentwicklung fand eine etwas andere Erforschung unserer Wirkung statt, von der wir Ihnen nun in der Rückschau gerne berichten.

Die trägerübergreifende Projektgruppe (freie Träger, öffentlicher Träger, Jugendhilfeplanung), die gemeinsam das Konzept erarbeitete, bestand aus:

- beiden Bereichsleitungen von eva und Caritas,
- zwei Bereichsleitungen vom Jugendamt Stuttgart, sozusagen unsere „sozialräumlichen Pendants“,
- insgesamt vier Trägermitarbeiterinnen von Caritas und eva,
- dem zuständigen Jugendhilfeplaner und
- einer Kollegin aus dem „Schlupfwinkel“, einer gemeinsam von unseren beiden Trägern getragenen Anlaufstelle für obdachlose Kinder und Jugendliche in Stuttgart.

Weil wir unsere Haltung vor der Konzeptentwicklung rückblickend als zentral wichtig ansehen, möchten wir sie hier kurz beschreiben. Wir wollten:

- eine starke Orientierung an den Stimmen der Zielgruppe und an deren Sichtweise zu unserer Wirkung,
- ein hohes Maß an „Beteiligung aller Beteiligten“, also von den verschiedenen Akteuren im Jugendamt über Fachmensen bei Kooperationspartnern bis hin zu den betroffenen Jugendlichen,
- ein Ausbrechen aus den klassischen Herangehensweisen und Formen der Erziehungshilfe (nach dem Motto „bisherige Rezepte helfen uns nicht“...),
- eine Ergebnisoffenheit für das zu entwickelnde Konzept; wir waren einfach neugierig auf das, was da entstehen wird ...

und wir hatten Zeit.

2. Stationen der Konzeptentwicklung

Die Konzeptentwicklung fand in den folgenden fünf Schritten statt:

- Erarbeitung der zentralen Gemeinsamkeiten von Systemsprenger/innen in Stuttgart bereits für den Konzeptantrag, also eine genaue Beschreibung der Zielgruppe,
- Filme drehen als Auftakt der Projektgruppenarbeit,
- andere Konzepte sichten,
- Betroffeneninterviews,
- Expertengespräch.

Zentrale Gemeinsamkeiten der Stuttgarter Systemsprenger

Im Vorfeld der Arbeitsgruppe hatten wir für den Projektantrag zentrale Gemeinsamkeiten herausgearbeitet, die wir bei fast allen Systemsprenger/innen gefunden hatten:

1. Sie verfügen in der Regel über vielfältige Überlebensstrategien und sind dazu bereit, Einschränkungen hinzunehmen, um ihren eigenen Weg gehen zu können.
2. Sie nehmen Hilfe nur extrem eingeschränkt an und lehnen die Regeln der Pädagogen ab. Trotzdem wissen Sie ganz genau, was wir Pädagogen hören wollen, und sind in der Lage, dieses Wissen zu nutzen.
3. Sie verweigern sich klassischen Bildungsangeboten wie Schule, Förderlehrgängen, Ausbildung oder anderen berufsorientierten Maßnahmen, haben in der Regel aber die Einsicht über die Bedeutung von Bildung.
4. Sie haben keine oder kaum mehr verlässliche, erwachsene Bezugspersonen und finden ihre soziale Unterstützung oft in Peergroups und bei Menschen mit ähnlichen Biografien, was sowohl Chance als auch Risiko beinhalten kann.
5. Sie setzen sich Gefährdungssituationen aus, wie
 - ständig wechselnden Unterkünften mit Abhängigkeitsbeziehungen,
 - hohem Suchtmittelkonsum,
 - Prostitution,
 - massiver Delinquenz zur Existenzsicherung, usw.

Dabei tragen sie ein hohes Risiko, „abzustürzen“ bzw. den Anschluss an eine selbstständige Lebensgestaltung zu verpassen.

Zum Auftakt der Projektgruppe haben wir kleine Filme gedreht, in denen wir selbst die Rolle der Zielgruppe übernommen und Situationen von Systemsprengern spielerisch nachempfunden haben. Durch diese Filme und Geschichten ist Folgendes passiert: Alle Beteiligten waren gezwungen, sich in die Situation der jungen Menschen einzufühlen, eine Art Compliance/Betroffenheit oder emotionale Nähe wurde hergestellt. Für die Arbeitsgruppe selbst bedeutete dies ein schnelles Zusammenfinden, weg von der grauen Theorie, hin zu praxisnahe Arbeiten.

Ein weiterer Schritt in der Konzeptentwicklung lautete „**Andere Konzepte sichten**“ – ein hier schnell zu berichtender Punkt, denn dieses Finden, Sichten und Lesen von anderen Konzepten war zwar wohlbedacht, hatte aber schnell weniger Engagement in der Projektgruppe zur Folge und hat letztlich sehr wenig gebracht. Ganz im Gegenteil zum nächsten Schritt, den wir danach gegangen sind:

Interviews mit ehemaligen Systemsprenger/innen

Die Befragungen der ehemaligen Systemsprenger/innen erheben keinesfalls den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit. Wir stellten in diesen insgesamt vier Interviews rückwirkend Fragen nach der Wirkung der Erziehungshilfe und baten die jungen Menschen, sich an die damalige Situation zu erinnern. Wir ließen diese jungen Menschen einfach darüber erzählen. Und obwohl die drei Jungen und ein Mädchen völlig unterschiedlich waren, gab es doch für uns zentrale Übereinstimmungen: Die Interviews waren für alle Beteiligten anstrengend; mitunter sind auch Tränen geflossen, daher mussten wir immer wieder unterbrechen und eine Zigarette rauchen. Im Mittelpunkt stand Beziehung. Die jungen Menschen waren sehr echt, sehr authentisch.

Unsere Leitfragen lauteten:

- Wie war das damals bei dir?
- Was hätten wir damals anders machen müssen?
- Was hättest du damals gebraucht?

Zentrale **Kernaussagen der Jugendlichen** waren:

Alle Jugendlichen wünschten sich eine authentische Verbindung zu einer erwachsenen Bezugsperson, von der sie echte Sorge spüren, aber die sie auch nicht „betüfelt“:

- *„Ich brauche einen Erwachsenen, der meine Dinge mit mir klärt oder mir nur zuhört und nicht sein Zeug abarbeitet“*
- *„Wenn ich was gemacht habe, war meist keiner zum Reden da, vor allem nachts hätte ich jemanden gebraucht, den ich immer anrufen kann ... tagsüber war das oft so, aber nachts passieren die meisten Sachen ...“*
- *„Ich habe immer gezweifelt, ob ich hingehen und alles erzählen kann, wenn ich es probiert habe, wusste es gleich das ganze Team ... Ich hätte jemand gebraucht, der sagt: egal was du machst, ich bin immer für dich da ...“*

Die Jugendlichen machten deutlich, dass sie in dieser Lebensphase oft gar nicht erreichbar waren und dass der Atem der Fachkräfte oft zu kurz war:

- *„Ich kann mich noch erinnern, dass ich von euch viele Chancen bekommen habe, aber ich habe einfach gemacht was mir passt, mir war alles zu eng und egal. Ich habe mich damals sozusagen verloren ...“*
- *„Ich habe auf euch geschissen mit eurem Gelaber ...“*

Allen Jugendlichen waren die Anforderungen der Erziehungshilfe mit Hilfeplanung, Zielen und Verregelung viel zu eng:

- *„Ich habe mich gefühlt wie an einer Hundeleine und wollte einfach Freiraum. Den habe ich mir dann einfach genommen.“*
- *„Ihr habt mich genervt mit den Scheiß-Regeln...“*
- *„ ... und wenn ich dann vorher was klären wollte, wurde es nicht erlaubt ...“*

Der letzte Baustein für die Konzeptentwicklung war ein großes „**Expertengespräch**“. Dazu luden wir Mitarbeiter/innen und Leitungen verschiedenster Kooperationspartner und beteiligter Institutionen ein. Die breite Streuung (von der Hochschule über z. B. die Polizei bis hin zum/r Basis-Mitarbeiter/in der Streetwork) sorgte für einen lebhaften Nachmittag und vielfältige Ergebnisse. Mehr als 40 Fachleute aus Stuttgart und der Region gaben uns durch ihr Fachwissen wesentliche Inputs. Wir konnten dadurch Expertenwissen sammeln, Ideen für die Konzeption gewinnen und gleichzeitig für Vernetzung und Kooperation sorgen.

Die wesentlichen Aussagen zu diesem Expertengespräch waren:

- Ein Betreuungssetting sollte sich an dem Grundsatz „Trennung von Bett und Beziehung“ orientieren. Bett steht dabei auch für die Themen „Regeln, Verregelung, Hausordnung, Abgrenzung/Ausgrenzung, ...“ Unter Beziehung wird dabei eine pädagogische Beziehungsarbeit verstanden, die extrem viel aushalten kann, wenig Anforderungen stellt und einen langen Atem hat.
- Kein Konzept ist allumfassend, es bedarf hoher Flexibilität und eventuell stark unterschiedlicher Angebote bzw. individuell angepasster Angebote.
- Wir müssen Sicherheiten für die jungen Menschen bieten (vor allem in Bezug auf Schlafplätze, Wohnräume, Gesundheit, ...).
- Wir müssen ein hohes Maß an Freiheit bei maximaler Sicherheit für die Mitarbeiter/innen bieten (auch die Sicherheit, unkonventionelle Wege gehen zu dürfen/können).
- Die Mitarbeiter/innen sollen dranbleiben dürfen und können (also Verbindlichkeiten schaffen sowie für die jungen Menschen die Sicherheit bieten, nicht „rauszufiegen“, ...
- Dabei ist eine hohe Erreichbarkeit und Zugänglichkeit der Mitarbeiter für die Jugendlichen unabdingbar.

3. Konzeption und die Umsetzung

Wir hatten eine stadtweite trägerübergreifende Koordinations- und Fachberatungsgruppe mit einem festen Mitarbeiterstamm geplant. Hier sollten stadtweit Erfahrungen mit diesen jungen Menschen gebündelt werden, aus Erfahrungen gelernt und diese weiterentwickelt werden.

Im Rahmen des Konzeptes werden junge Systemsprenger ab 14 Jahren ambulant begleitet. Für diese jungen Menschen stehen die „pädagogische/professionelle“ Beziehung zu einem/einer Mitarbeiter/in und die individuelle Bedürfnislage absolut im Vordergrund. Hauptziel der Hilfe im Rahmen von „14+“ ist es, den jungen Menschen ein konstantes und tragfähiges Beziehungsangebot zu machen. Der Fokus heißt immer: „Ich bin für dich da / ich biete dir Beziehung an, egal, was du getan hast und egal, wie du momentan mitwirkst / du kannst immer kommen“. Die Suche nach einer Unterkunft ist dabei losgelöst von der pädagogischen Betreuung. Die jungen Menschen werden mit einer sogenannten „langen Leine“ begleitet, sofern dies pädagogisch angezeigt ist.

Das Aushalten der jungen Menschen und das Dranbleiben sind die wichtigsten pädagogischen Grundhaltungen des Konzepts in der Arbeit mit den jungen Menschen im Rahmen dieses Konzepts. Dafür gibt es durch die erwähnte Fachberatungsgruppe viel beraterische und handfeste Unterstützung.

Die Fachberatungsgruppe ist im Rahmen der kollegialen Beratung außerdem dafür zuständig, für die Beziehung zwischen dem jungen Mensch und der Fachkraft ein Thema zu suchen (Beziehung braucht ein Thema und keine Repression). Es geht darum, für die jungen Menschen und mit ihnen nach möglichen Wendepunkten für ihre weitere Lebensgestaltung zu suchen und diese gegebenenfalls einzuleiten.

Der junge Mensch muss der Hilfeleistung im Rahmen von „14+“ in der Anfangsphase der Hilfe (drei Monate) nicht zustimmen. Es bedarf allerdings eines „Antrages auf Erziehungshilfe“ der Personensorgeberechtigten. Es bedarf außerdem eines sicheren Schlafplatzes.

Was machen wir jetzt?

- Keine installierte ständige konkrete Umsetzung, aber immer wieder stadtweite übergreifende Fachberatung/Fallbesprechung.
- Zentrale Haltungen des Konzepts wurden in die HzE-Trägerkonferenz und immer wieder informell transportiert.
- Haltungen bei eva und Caritasverband haben sich verändert: Stadtteilteams, Teams, etc. (mehr Entspannung mit dem Thema „Systemsprenger“, ...).
- Schaffung von Schlafplätzen für Jugendliche:
 - Plätze im Johannes-Falk-Haus (Unterkunft für Wohnungslose junge Erwachsene der eva),
 - zwei Plätze in der Frauenpension (Unterkunft für Wohnungslose Frauen des Caritasverbandes),
 - zwei Systemsprengerplätze bei der eva.

4. Zusammenfassung und Resümee

Die wichtigsten Faktoren für die Konzeptentwicklung waren:

- unsere Haltung,
- kein Druck, Ergebnisoffenheit, ...
- Erleben von Scheitern und Ratlosigkeit,
- Wissen um die Bedeutung eines passenden Hilfesettings,
- hohe „Beteiligung aller Beteiligten“,
- „ehrliche und authentische“ Umsetzung von Beteiligung,
- gemeinsames Interesse verschiedener Träger in der Stadt.

Literaturhinweise

Albus, Stefanie

Wirksame Hilfen zur Erziehung durch Beteiligung?!

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e. V. (2011); Nr. 4; S. 43-47; Lit.; ISSN 0934-8417

Arnold, Jens

Wirkungsevaluation in der Erziehungsberatung (WirEB). Hintergründe und Ziele des Projekts.

In: Informationen für Erziehungsberatungsstellen, Fürth: Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e. V. (2014); Nr. 2; S. 10-14; Abb., Lit.; ISSN 1434-078X

Arnold, Jens ; Macsenaere, Michael

Abbrüche in den Hilfen zur Erziehung: Häufigkeit, Relevanz und Vermeidung. (Review von verschiedenen Forschungsergebnissen, insbesondere aus der „Evaluation erzieherischer Hilfen“ -EVAS-).

In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband e. V. - EREV -; 89 (2012); Nr. 5; S. 284-294; Abb., Tab., Lit.; ISSN: 0943-4992

Behring, Angela

Ergebnisse der Wirksamkeitsforschung für das Qualitätsmanagement in der Sozialen Arbeit nutzen.

In: Theorie und Praxis der sozialen Arbeit, Weinheim: Juventa; 66 (2015); Nr. 2; S. 116-125; Lit.; ISSN 0342-2275

Budde, Wolfgang ; Früchtel, Frank

Die Zukunft der Sozialraumorientierung: Theorie, Praxis und der Stand der Dinge.

In: Evangelische Jugendhilfe, Hannover: Evangelischer Erziehungsverband; 88 (2011); Nr. 1; S. 14-24; Lit.; ISSN 0943-4992

Büttner, Peter ; Rücker, Stefan ; Petermann, Ulrike ; Petermann, Franz

Jugendhilfe und Therapie: Effekte aus kombinierten Maßnahmen in der Gegenüberstellung mit Hilfen ohne Therapieangebot.

In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht; 60 (2011); Nr. 3; S. 224-238; Lit.; ISSN 0032-7034

Büttner, Peter ; Dostal, Markus ; Oswald, Bernhard ; Riegel, Uta ; Rücker, Stefan

Wirkung mit Entgelt verknüpfen: Zur Konkretisierung der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsentwicklungsvereinbarungen (SGB VIII) in der Jugendhilfe.

In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 7 (2012); Nr. 2; S. 59-63; Tab., Lit.; ISSN 1861-6631

Bundesverband katholischer Einrichtungen und Dienste der Erziehungshilfe e. V. -BVkE-, Freiburg/Breisgau ; Institut für Kinder- und Jugendhilfe -IKJ-, Mainz (Hrsg.)
Macsenaere, Michael ; Klein, Joachim

Individualpädagogische Hilfen im Ausland: Evaluation, Effektivität, Effizienz.

Freiburg/Breisgau (2010); 11 S.; Abb., Tab., Lit.

Cinkl, Stephan

Wie bewerten Familien sozialpädagogische Diagnosen?

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 17 (2011); Nr. 5; S. 301-305; Lit.;
ISSN 0947-8957

Cinkl, Stephan ; Krause, Hans-Ullrich

**Praxishandbuch Sozialpädagogische Familiendiagnosen. Verfahren - Evaluation -
Anwendung im Kinderschutz.**

Leverkusen: B. Budrich (2011); 240 S.; Lit.; ISBN 978-3-86649-436-7

Deutsches Jugendinstitut e. V. -DJI-, Jugendhilfe und sozialer Wandel - Leistungen und
Strukturen, München (Hrsg.)

Frindt, Anja

**Entwicklungen in den ambulanten Hilfen zur Erziehung. Aktueller Forschungsstand und
strukturelle Aspekte am Beispiel der Sozialpädagogischen Familienhilfe.**

München (2010); 50 S.; Abb., Lit.

Deutsches Jugendinstitut -DJI-, Projekt Strategien und Konzepte externer Evaluation in der
Kinder- und Jugendhilfe –eXe-, München(Hrsg.)

**Kollegiale Fremdevaluation in der Kinder- und Jugendhilfe. Perspektiven für ein neues
Konzept.**

München (2008); 68 S.; Abb., Lit.; ISBN 978-3-935701-38-9

Deutsches Jugendinstitut -DJI-, Projekt Strategien und Konzepte externer Evaluation in der
Kinder- und Jugendhilfe -eXe-, München (Hrsg.)

Haubrich, Karin

Wirkungsevaluation in der Kinder- und Jugendhilfe. Einblicke in die Evaluationspraxis.

München: DJI (2007); 142 S.; Abb., Lit.; ISBN 978-3-935701-23-5

Dietrich, Janko ; Kühr, Robert

**Degressiver Entgeltsatz als Steuerungsinstrument der Ergebnisqualität von Hilfe zur
Erziehung. Ein Pro und Contra.**

In: Blickpunkt Jugendhilfe, Berlin: VPK - Bundesverband privater Träger der freien Kinder-,
Jugend- und Sozialhilfe e. V.; 12 (2007); Nr. 5; S. 18-19; ISSN 1613-4230

Eger, Frank

**Stärken statt schwächen. Ressourcen sind besser als Probleme. Zur
Ressourcenorientierung der Jugendämter.**

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 35 (2010); Nr. 7-8; S. 76-81; Lit.; ISSN 0340-8469

Enders, Sonja ; Petry, Ulrike ; Schraper, Christian

**Wie viele Hilfen zur Erziehung braucht die Stadt? Aktuelle Befunde aus einem IKO-Netz
Vergleichsring der Großstadtjugendämter zur Fallsteuerung.**

In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht;
85 (2012); Nr. 4; S. 178-191; Lit.; ISSN 0003-2336

Erzberger, Christian ; Steinkamp, Otto ; Brodhuhn, Thomas

**Evaluation der ambulanten Jugendhilfemaßnahmen im Landkreis Osnabrück. Erfüllung
der Vorgaben des § 79 a SGB VIII.**

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge , Berlin:
Selbstverl.; 94 (2014); Nr. 5; S. 224-230; Abb., Lit.; ISSN 0012-118

Esser, Klaus

Wirkungsorientierte Jugendhilfe - zu Chancen und Risiken fragen Sie Ihr Jugendamt.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 61 (2009); Nr. 6; S. 266-273; Abb., Lit.
ISSN 0342-5258

EST! EST!! EST!!! Die Evaluation der Sozialpädagogischen Diagnose-Tabellen.

In: Jahresbericht 2008. Zentrum Bayern Familie und Soziales -ZBFS-, Bayerisches Landesjugendamt, (Hrsg.), München (2009); S. 7-17; Lit.

Evangelischer Erziehungsverband e. V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)

Tornow, Harald

**Abbrüche in stationären Erziehungshilfe (ABiE). Praxisforschungs- und
Praxisentwicklungsprojekt. Wirkfaktoren, Systemmodelle, Strategien.**

Hannover (2014); 164 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-945081-04-4
(Beiträge zu Theorie und Praxis der Jugendhilfe; 8)

Evangelischer Erziehungsverband e. V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)

Wirkungen III.

Hannover (2008); 92 S.; Abb., Tab., Lit.
(EREV-Schriftenreihe; 2008/4)

Evangelischer Erziehungsverband e. V. -EREV-, Hannover (Hrsg.)

Wirkungen in den Erziehungshilfen.

Hannover; 47 (2006); Nr. 3; 128 S.; Abb., Tab., Lit.
(EREV-Schriftenreihe; 2006/3)

Freese, Jörg

Kinder- und Jugendhilfe zeigt Wirkung!

In: Forum Jugendhilfe, Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe -AGJ-
(2014); Nr. 2; S. 17-20; ISSN 0171-7669

Frindt, Anja

Ambulante Erziehungshilfen - Allheilmittel, Kontrollinstrument oder wirksame Hilfe?

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 62 (2010); Nr. 7+8; S. 290-300; Lit.;
ISSN 0342-5258

Früchtel, Frank ; Budde, Wolfgang ; Herweg, Oliver

**Die Entdeckung der Wirksamkeit. Von der technologischen zur sozialarbeiterischen
Rationalität.**

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 35 (2010); Nr. 1; S. 28-38; Lit.;
ISSN 0340-8469

Früchtel, Frank ; Kleve, Heiko

Die Wirkung der Sozialen Arbeit. Ein Dialog zwischen Heiko Kleve und Frank Früchtel.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 36 (2011); Nr. 3; S. 32-37; ISSN 0340-8469

Gaugel, Werner ; Pauly, Jörg

**Gemeinsame kollegiale Qualitätsentwicklungsbegehung - Baustein zur
wirkungsorientierten Steuerung der Hilfen zur Erziehung.**

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e. V.
(2009); Nr. 1; S. 23-29; ISSN 0934-8417

Gaugel, Werner ; Trede, Wolfgang

Von der Wirkungsorientierung zur lernenden Jugendhilfe. Ein Erfahrungsbericht aus Böblingen nach dreijähriger Erprobung wirkungsorientierter Vereinbarungen.

In: Forum Jugendhilfe, Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (2010); Nr. 4; S. 41-45; Tab., Lit.; ISSN 0171-7669

Gaugel, Werner ; Trede, Wolfgang

Wirkungsorientierung in der Praxis. Werkstattbericht über die wirkungsorientiertere Ausgestaltung der Hilfen zur Erziehung im Landkreis Böblingen.

In: Forum Erziehungshilfen, Frankfurt/Main: Internationale Gesellschaft für erzieherische Hilfen - IGfH-; 13 (2007); Nr. 5; S. 305-310; Abb., Lit.; ISSN 0947-8957

Halfar, Bernd

Kennt die Jugendhilfe ihre Produktivität?

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 47 (2009); Nr. 3; S. 188-192; Tab., Lit., ISSN 0022-5940

Haubrich, Karin

Evaluationen in der Sozialen Arbeit in Deutschland. Entwicklungslinien und Besonderheiten der Evaluationsdebatte am Beispiel der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe.

In: Widmer, Thomas/Beywl, Wolfgang/Fabian, Carlo (Hrsg.): Evaluation. Ein systematisches Handbuch. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (2009), S. 441-449

Hoffjan, Andreas ; Boehle, Marco

Auf die erreichten Wirkungen kommt es an! Organisationsübergreifende wirkungsorientierte Steuerung der Hilfen zur Erziehung.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 94 (2014); Nr. 8; S. 368-373; Abb.; ISSN 0012-1185

Institut für soziale Arbeit -ISA-, Münster (Hrsg.)

Hensen, Gregor (Hrsg.)

Markt und Wettbewerb in der Jugendhilfe. Ökonomisierung im Kontext von Zukunftsorientierung und fachlicher Notwendigkeit.

Weinheim: Juventa (2006); 188 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 3-7799-1767-X

Institut für Sozialpädagogische Forschung Mainz e. V. -ism- (Hrsg.)

Darius, Sonja ; Müller, Heinz ; Kügler, Nicolle (Mitarb.)

Den sozialräumlichen Umbau gestalten - Evaluation des Neunkircher Modells zur sozialräumlichen Entwicklung der Hilfen zur Erziehung.

Mainz (2005); 166 S.; Abb., Lit.; ISBN 3-932612-16-7

ISA Planung und Entwicklung GmbH, Münster (Hrsg.); Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ-, Berlin Hrsg.

Gabriel, T.; Keller, S.; Studer, T.

Wirkungen erzieherischer Hilfen - Metaanalyse ausgewählter Studien.

Münster (2007); 36 S.; Lit.

(Wirkungsorientierte Jugendhilfe; Bd. 3)

ISA Planung und Entwicklung GmbH, Münster (Hrsg.); Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ-, Berlin Hrsg.
Schrödter, Mark; Ziegler, Holger

Was wirkt in der Kinder- und Jugendhilfe? Internationaler Überblick und Entwurf eines Indikatorensystems von Verwirklichungschancen.

Münster (2007); 64 S.; Abb., Tab., Lit.
(Wirkungsorientierte Jugendhilfe; Bd. 2)

ISA Planung und Entwicklung GmbH, Münster (Hrsg.); Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ-, Berlin Hrsg.
Wolf, Klaus

Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und „wirkmächtigen“ Faktoren aus Nutzersicht.

Münster (2007); 40 S.; Tab., Lit.
(Wirkungsorientierte Jugendhilfe; 4)

ISA Planung und Entwicklung GmbH, Münster (Hrsg.); Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ-, Berlin Hrsg.

Beiträge zur Wirkungsorientierung von erzieherischen Hilfen.

Münster (2007); 48 S.; Abb., Lit.
(Wirkungsorientierte Jugendhilfe; Bd. 1)

ISA Planung und Entwicklung GmbH, Münster (Hrsg.); Univ. Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ-, Berlin Hrsg.

Albus, Stefanie ; Greschke, Heike ; Klingler, Birte ; Messmer, Heinz ; Micheel, Heinz-Günter ; Otto, Hans-Uwe ; Polutta, Andreas

Wirkungsorientierte Jugendhilfe. Abschlussbericht der Evaluation des Bundesmodellprogramms „Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung durch wirkungsorientierte Ausgestaltung der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsvereinbarungen nach §§ 78a ff SGB VIII“.

Münster: Waxmann (2010); 236 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-8309-2008-3
(Wirkungsorientierte Jugendhilfe; Bd. 10)

ISA Planung und Entwicklung GmbH, Münster (Hrsg.); Univ. Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ-, Berlin Hrsg.

Plaßmeyer, Frank ; Kohlmeyer, Miriam

Finanzierungsmodelle im Kontext von wirkungsorientierter Steuerung der Hilfen zur Erziehung.

Münster (2009); 46 S.; Abb., Lit.
(Wirkungsorientierte Jugendhilfe; Bd. 7)

ISA Planung und Entwicklung GmbH, Münster (Hrsg.); Univ. Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ-, Berlin Hrsg.

Tornow, Harald

Wirkungsorientierte Vereinbarungen in Rostock.

Münster (2009); 40 S.; Abb., Tab., Lit.
(Wirkungsorientierte Jugendhilfe; Bd. 8)

ISA Planung und Entwicklung GmbH, Münster (Hrsg.); Univ. Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend - BMFSFJ-, Berlin Hrsg.

Praxishilfe zur wirkungsorientierten Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung.

Münster (2009); 66 S.; Abb., Lit.
(Wirkungsorientierte Jugendhilfe; Bd. 9)

Jud, Andreas ; Fegert, Jörg M.

Vom Umgang mit Risiken und Fehlern. Evaluation der Leistungserbringung in der Kinder- und Jugendhilfe der Stadt Zürich.

In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 87 (2014); Nr. 7/8; S. 358-362; Lit.; ISSN 1867-6723

Kalter, Birgit ; Schrapper, Christian (Hrsg.)

Was leistet Sozialraumorientierung? Konzepte und Effekte wirksamer Kinder- und Jugendhilfe.

Weinheim: Juventa (2006); 304 S.; Lit.; ISBN 3-7799-1617-7

Katholische Jugendfürsorge München-Freising e. V. ; München, Stadtjugendamt ; Katholische Stiftungsfachhochschule München, Abt. Benediktbeuern (Hrsg.)

Kurz-Adam, Maria ; Frick, Ulrich ; Sumser, Martina ; Kufner, Maria

SEH - Qualitätsentwicklung und Effektivität der Erziehungshilfen in einer sozialräumlich organisierten Kommune - Evaluation der sozialräumlichen Reform der Erziehungshilfen in München. Endbericht.

München (2009); 292 S.; Abb., Tab., Lit.

Kindler, Heinz ; Pooch, Marie-Teres

Qualität und Qualitätsindikatoren in den Hilfen zur Erziehung: Eine Perspektive in fünf Thesen.

In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 87 (2014); Nr. 7/8; S. 354-357; Lit.; ISSN 1867-6723

Klein, Joachim ; Arnold, Jens ; Macsenaere, Michael

InHAus. Individualpädagogische Hilfen im Ausland: Evaluation, Effektivität, Effizienz.

Freiburg/Breisgau (2011); 168 S.; Lit.; ISBN 978-3-7841-2045-4

Köckeritz, Christine

Wirksamkeit der ambulanten Jugendhilfe - Daten, Debatten und offene Fragen.

In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 4 (2009); Nr. 12; S. 477-482; Tab., Lit.; ISSN 1861-6631

Kurz-Adam, Maria

Sozialraumreformen und ihre Wirkungen - eine Bilanz.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 60 (2008); Nr. 11/12; S. 486-494; Lit.; ISSN 0342-5258

Kurz-Adam, Maria

Die Weiterentwicklung der Erziehungshilfen. Sechs Thesen zur aktuellen Fachdebatte in der Kinder- und Jugendhilfe.

In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 9 (2014); Nr. 6; S. 231-233; Lit.; ISSN 1861-6631

Kurz-Adam, Maria ; Frick, Ulrich ; Sumser, Martina

Ökonomie und Bedarfsfeststellung in den Erziehungshilfen. Anmerkungen und empirische Befunde zur Indikationsfrage in den sozialräumlich organisierten Erziehungshilfen.

In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 1 (2006); Nr. 4; S. 171-180; Abb., Lit.; ISSN 1861-6631

Landesjugendamt Westfalen, Münster ; Landesjugendamt Rheinland, Köln (Hrsg.)
Rötering, Beate ; Weber, Monika

Aushandlung ambulanter Erziehungshilfen mit freien Trägern der Kinder- und Jugendhilfe. Eine Arbeitshilfe für Jugendämter.

Münster (2013); 128 S.; Abb., Lit.

Lutz, Kerstin ; Kleinrahm, Rita ; Keller, Ferdinand ; Fegert, Jörg M.

Standardisierung des Zielerreichungsprozesses durch pädagogische Zielerreichungsskalen und klinisch-psychologische Fragebögen. Das Projekt PädZi und seine computerbasierte Umsetzung als Routineinstrumentarium.

In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 81 (2008); Nr. 7/8; S. 347-352; Abb.; ISSN 0003-2336

Macsenaere, Michael

Bestimmungen der Jugendhilfe-Effekte durch Längsschnittstudien.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 47 (2009); Nr. 3; S. 196-200; Lit.; ISSN 0022-5940

Macsenaere, Michael

Jugendliche in Hilfen zur Erziehung. Ein empirischer Überblick.

In: Sozialmagazin, Weinheim: Juventa; 39 (2014); Nr. 9-10; S. 46-51; Abb., Lit.; ISSN 0340-8469

Macsenaere, Michael ; Esser, Klaus

Was wirkt in der Erziehungshilfe? Wirkfaktoren in Heimerziehung und anderen Hilfearten.

München: Reinhardt (2012); 160 S.; Abb., Tab., Lit.; ISBN 978-3-497-02325-7

Macsenaere, Michael ; Hiller, Stephan ; Fischer, Klaus (Hrsg.)

Outcome in der Jugendhilfe gemessen.

Freiburg/Breisgau: Lambertus (2011); 330 S.; Lit.; ISBN 978-3-7841-2014-0

Macsenaere, Michael ; Paries, Gabriele

Wirkungsorientierte Steuerung im Dialog: Mehr Einblick, Übersicht und Effizienz im Bereich der Hilfen zur Erziehung.

In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 79 (2006); Nr. 3; S. 113-119; Abb.; ISSN 0003-2336

Macsenaere, Michael ; Schemenau, Gerhard

Erfolg und Misserfolg in der Heimerziehung. Ergebnisse und Erfahrungen aus der Evaluation Erzieherischer Hilfen (EVAS).

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 60 (2008); Nr. 1; S. 26-33; Abb., Lit.; ISSN 0342-5258

Meyer, Vera ; Römisch, Klaus ; Sedó, Melina

Sozialräumliche Jugendhilfe im ländlichen Raum. Umsetzung des Modellprojekts „Jugendhilfe St. Wendeler Land“.

In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 79 (2006); Nr. 5; S. 225-230; Abb.; ISSN 0003-2336

Maykus, Stephan ; Delbrügge, Virginia

Auswirkungen der Einführung von Ganztagschulen auf die Hilfen zur Erziehung. Erste Forschungsbefunde zu einem komplexen Zusammenhang.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 18 (2012); Nr. 3; S. 146-152; Lit.; ISSN 0947-8957

Menk, Sandra ; Schnorr, Vanessa ; Schrappner, Christian

„Woher die Freiheit bei all dem Zwange?“ Langzeitstudie zu (Aus-)Wirkungen geschlossener Unterbringung in der Jugendhilfe.

Weinheim: Beltz Juventa (2013); 312 S.; Lit.; ISBN 978-3-7799-2284-1

Merchel, Joachim

Von unangemessenen und möglicherweise produktiven Perspektiven, um Qualitätsentwicklung in der Erziehungshilfe umfassend zu verankern. Eine Antwort auf den Beitrag von Kindler/Pooch in JAmT 07-08/2014.

In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 87 (2014); Nr. 10; S. 503-507; Lit.; ISSN 1867-6723

Nüsken, Dirk

Wirkungen erzieherischer Hilfen im Blick. Zwischenstand des Bundesmodellprogramms Wirkungsorientierte Jugendhilfe.

In: Das Jugendamt, Heidelberg: Deutsches Institut für Jugendhilfe und Familienrecht; 81 (2008); Nr. 7/8; S. 354-356; Lit.; ISSN 0003-2336

Nüsken, Dirk

Wirkungsorientierte Qualifizierung. Hintergründe, Aspekte und Einblicke in das Bundesmodellprogramm Wirkungsorientierte Jugendhilfe.

In: ZKJ - Zeitschrift für Kindschaftsrecht und Jugendhilfe, Köln: Bundesanzeiger; 3 (2008); Nr. 6; S. 232-238; Abb., Lit.; ISSN 1861-6631

Ochs, Matthias

Kooperation und Partizipation als Kernprozesse in der Jugendhilfe – systemische Folgerungen aus JULE, JES, EVAS und Co.

In: Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung -ZSTB-, Dortmund: Verlag modernes Lernen; 26 (2008); Nr. 3; S. 175-186; Lit.; ISSN 0723-9505

Olk, Thomas ; Wiesner, Tina

Arbeit im Sozialraum oder gezielte Fallsteuerung?

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 20 (2014); Nr. 4; S. 208-213; Abb., Lit.; ISSN 0947-8957

Otto, Hans-Uwe ; Ziegler, Holger

Impulse in eine falsche Richtung. Ein Essay zur neuen „Neuen Steuerung“ der Kinder- und Jugendhilfe.

In: Forum Jugendhilfe, Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe -AGJ- (2012); Nr. 1; S. 17-25; Lit.; ISSN 0171-7669

Otto, Hans-Uwe; Polutta, Andreas; Ziegler, Holger (Hrsg.)
What Works? Welches Wissen braucht die Soziale Arbeit? Zum Konzept evidenzbasierter Praxis.

Leverkusen: B. Budrich (2010); 132 S.; Lit.; ISBN 978-3-86649-122-9

Petrat, Anke ; Santen, Eric van

Welche Faktoren beeinflussen die Entstehung von Hilfskarrieren? Eine Übersicht internationaler empirischer Befunde.

In: Forum Erziehungshilfen, Weinheim: Juventa; 16 (2010); Nr. 4; S. 238-243; Lit.; ISSN 0947-8957

Plankensteiner, Annette

Aktivierende Sozialstaatlichkeit und das Praxisfeld der Erziehungshilfen. Eine qualitative Untersuchung klienteler Subjektivierungsweisen.

Weinheim: Beltz Juventa (2013); 328 S.; Lit.; ISBN 978-3-7799-2858-4

Polutta, Andreas

Wirkungsorientierte Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsentwicklungsvereinbarungen. Perspektiven einer gemeinsamen wirkungsorientierten Qualifizierung öffentlicher und freier Träger der Jugendhilfe.

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e. V. (2009); Nr. 3-4; S. 49-54; Lit.; ISSN 0934-8417

Polutta, Andreas

Wirkungsorientierte Transformation der Jugendhilfe. Ein neuer Modus der Professionalisierung Sozialer Arbeit.

Wiesbaden: Springer VS (2014); X, 206 S.; ISBN 978-3-531-19467-7

Richardt, Vincent

Praxis in Zahlen: Ergebnisse und Konsequenzen von Evaluation in der Erziehungshilfe.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 90 (2010); Nr. 3; S. 131-136; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0012-1185

Richardt, Vincent

Ziel im Winkel - Evaluation in der Jugendhilfe.

In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 38 (2008); Nr. 3; S. 325-335; Abb., Tab., Lit.; ISSN 0342-9857

Richardt, Vincent

Zielwinkel: Ausmaß indentierter Wirkung.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 47 (2009); Nr. 3; S. 192-196; Abb., Lit.; ISSN 0022-5940

Roeloffs, Nahmen; Voerste, Thomas

Wirkungsorientierte Finanzierung bei der Hilfe zur Erziehung. Das Kieler Modell einer Fallpauschale in der ambulanten Jugendhilfe.

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e. V. (2014); Nr. 4; S. 24-29; Abb.; ISSN 0934-8417

Rose, Gerd; Nowak, Markus

Der Rosenheimer Weg der Sozialraumorientierung.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 44 (2009); Nr. 4; S. 248-255; Abb., Lit., ISSN 0022-5940

Schäfer, Georg

Sozialräumliches Arbeiten und Sozialraumbudgetierung in Celle. Erkenntnisse aus dem Modellprojekt.

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e. V. (2005); Nr. 4; S. 28-34; Lit.; ISSN 0934-8417

Schleswig-Holstein, Landtag, Kiel (Hrsg.)

Bericht der Landesregierung. Wirksamkeit ambulanter Hilfen im Kontext von Kindeswohlgefährdungen.

In: Drucksache, Kiel (2014); 18/2025 v. 16.06.2014; 128 S.; Abb., Tab., Lit.

Schrapper, Christian

Geschlossene Unterbringung - empirische Befunde statt Bauchgefühle.

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für (2014); Nr. 1; S. 47-50; ISSN 0934-8417

Schrapper, Christian

Woher die Freiheit bei all dem Zwange? Empirische Befunde und pädagogische Reflexionen zur Geschlossenen Unterbringung in der Jugendhilfe.

In: Forum Jugendhilfe, Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Kinder- und Jugendhilfe (2013); Nr. 4; S. 10-16; Lit.

Schulenburg, Klaus

Strategische Steuerung der Sozial- und Jugendhilfe in Zeiten des demografischen Wandels.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge, Berlin: Selbstverl.; 93 (2013); Nr. 3; S. 126-131; Abb.; ISSN 0012-1185

Schwabe, Mathias ; Soltau, Andreas

Ergebnisqualität jenseits von Pseudo-Objektivität und falschen Versprechungen. Ein Projekt des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes Hamburg.

In: Forum Jugendhilfe, Berlin: Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (2007); Nr. 4; S. 65-74; Abb., Lit.; ISSN 0171-7669

Schwenzer, Victoria

„Außerdem habe ich gelernt: Wir müssen Schritt für Schritt hinter unseren Kindern her sein.“ Evaluationsergebnisse des Angebots „Familienklasse“ von familie e. V.

In: Unsere Jugend, München: Reinhardt; 66 (2014); Nr. 10; S. 421-428; Lit.; ISSN 0342-5258

Tornow, Harald

Qualitätsentwicklung und wirkungsorientierte Steuerung von Hilfen zur Erziehung. Anmerkungen zu einem pragmatischen Vorgehen.

In: Neue Praxis, Lahnstein: Verl. Neue Praxis; 44 (2014); Nr. 4; S. 406-411; Lit.; ISSN 0342-9857

Univ. Bielefeld, Institut für Innovationstransfer -IIT-, Kompetenzzentrum Soziale Dienste (Hrsg.)

Otto, Hans-Uwe ; Seelmeyer, Udo ; Polutta, Andreas ; Iske, Stefan ; Rester, Jeanette

Evaluation der Kinder-, Jugend- und Familienarbeit in Dresden. Abschlussbericht.

Bielefeld (2009); 129 S.; Abb., Tab., Lit.

Univ. Duisburg-Essen, Fachbereich Bildungswissenschaften (Hrsg.)
Teubert, Anja

Das Fachkonzept Sozialraumorientierung. Basis einer wirkungsorientierten Kinder- und Jugendhilfe. Eine Analyse kommunaler Umsetzungsvarianten des Fachkonzepts in den Städten Rosenheim, Ulm und Zürich sowie den Landkreisen Ravensburg und St. Wendel.
Duisburg (2013); 466 S.; Abb., Tab., Lit.

Univ. Koblenz-Landau, Institut für Pädagogik ; Kommunale Gemeinschaftsstelle für
Verwaltungsmanagement -KGSt-, IKO-Netz, Köln (Hrsg.)

Schrappner, Christian ; Enders, Sonja ; Petry, Ulrike ; Leitner-Achtstätter, Manfred
Kennzahlenvergleich 2009. Erzieherische Hilfen im IKO-Netz Vergleichsring der Großstadtjugendämter.

Koblenz (2010); 174 S.; Abb., Tab.

Vollmer, Susann

Das Braunschweiger Qualitätssystem der Hilfen zur Erziehung.

In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge,
Berlin: Selbstverl.; 86 (2006); Nr. 9; S. 428-433; Abb., Lit.; ISSN 0012-118

Wiesner, Tina ; Olk, Thomas

Steuerung und Weiterentwicklung der Hilfen zur Erziehung durch Organisationsentwicklung? Lehren aus einem Evaluationsprojekt.

In: Dialog Erziehungshilfe, Hannover: AFET - Bundesverband für Erziehungshilfe e. V.
(2015); Nr. 1; S. 29-34; Abb., Lit.; ISSN 0934-8417

Ziegler, Holger

Zum Stand der Wirkungsforschung in der Sozialen Arbeit.

In: Jugendhilfe, Neuwied: Luchterhand; 47 (2009); Nr. 3; S. 180-187; Lit.;
ISSN 0022-5940